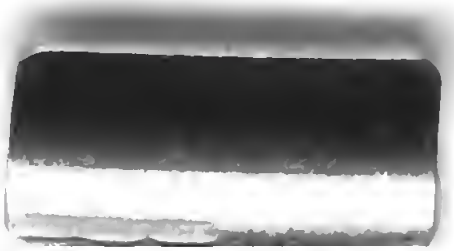
Library
of the
University of Wisconsin



Digitized by Google

Das proletarische Kind

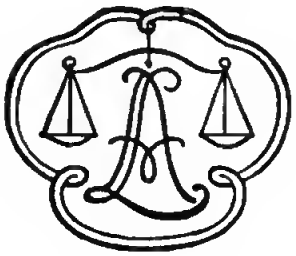
Digitized by Google

Das proletarische Kind

Otto Rühle

Das proletarische Kind

Eine Monographie



Albert Langen, München

Copyright 1911 by Albert Langen, Munich

BKA
.R85

355330

Der neuen Generation

Copyright 1911 by Albert Langen, Munich

Digitized by Google

BKA
R85

355330

Der neuen Generation

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

Einleitung . . . . . S. 1— 4

Die Erforſchung des Werdeganges der bürgerlichen Jugend. — Milieu und Entwicklung. — Andere Klaſſenverhältniſſe, andere Entwicklungsbedingungen. — Das proletariſche Kind. — Erſter Verſuch einer Monographie. — Aufgabe dieſes Buches.

Die proletariſche Klaſſe . . . . . S. 5—13

Der mittelalterliche Zunftmeiſter. — Seine Stellung in der Wirtſchaft ſeiner Zeit. — Die überſeeiſchen Entdeckungen. — Revolutionierung des Wirtſchaftslebens durch den Welthandel. — Das Handelskapital. — Stockungen in der Warenverſorgung. — Der Kaufmann wird Warenproduzent. — Beginn der kapitaliſtiſchen Ära. — Heimarbeit, Kooperation, Manufaktur. — Verluſt der ſozialen und beruflichen Selbſtändigkeit des Handwerkers. — Verluſt des Berufs und der Produktionsmittel. — Die Maſchine. — Erwachen des Klaſſengefühls. — Klaſſenbewußtſein. — Erhebung aus der Tiefe ſozialen Elends. — Die kollektive Macht der organiſierten Selbſthilfe. — Der Klaſſenkampf. — Das moderne Proletariat.

Die proletariſche Familie . . . . . S. 14—41

Die Lebensgeſtaltung des Bürgertums.

Bodenſtändigkeit und Seßhaftigkeit. — Beruf, Gewerbe, Amt. — Sicherheit und Auskömmlichkeit der Exiſtenz. — Familienverband und Gefühlswerte. — Würden und geſellſchaftliche Geltung. — Der goldene Lebensabend.

Die Lebensgeſtaltung des Proletariats.

Mangel ſozialer Wurzelhaftigkeit. — Fremd in Ort und Land. —

Besitz- und Berufslosigkeit. — Sklavenarbeit in der Fabrik. — Das Damoklesschwert der Arbeitslosigkeit. — Sonntagsnachmittagsnatur. — Der Gedanke an das Alter.

Die Familie als soziale Institution.

Die kleinbürgerliche Idylle. Ernährungs-, Wohnungs-, Lebens- und Erziehungsgemeinschaft. — Mutterschule. — Pflanzstätte aller Kultur. — Vorbereitung auf die Mission der Ehe.

Die Zerstörung der Idylle. Der Kapitalismus. — Sprengung „geheiligter Bande". — Marx. — Schale ohne Kern. — Ein Geschlecht ohne Familiengemeinschaft. — Anteil des Proletariats an der Nation. — Vollblutproletarier. — Sonstige proletarische Elemente.

Die proletarische Familie.

Der Vater. — Früher Arbeitsbeginn. — Keine Tischgemeinschaft. — Langer Arbeitstag. — Schlechte Entlohnung. — Unterernährung. — Arbeitslosigkeit. — Binnenwanderungen. — Haushaltungsrechnungen. — Das Elend der Landproletarier.

Die Mutter. — Erwerbstätige Frauen. — Willige und billige Arbeitskräfte. — Mütter in der Fabrik und in der Heimarbeit. — Beruf und Mutterschaft. — Lohnarbeit und Kindespflege. — Gefahren des mutterlosen Haushaltes. — Das vereinsamte Kind.

Die Wohnung. — Unhygienische und übervölkerte Wohnungen. — Mietskasernen, Hinterhäuser, Höfe. — Sombart und Naumann über die Wohnungsmisere.

Das proletarische Kind . . . . . S. 42—259

Das Verhängnis seiner Abstammung.

Degenerierte und kranke Eltern. — Keim zum Siechtum als einziges Erbteil. — Lebenskraft und Daseinskampf. — Hunger im Mutterleibe. — Keine Schonung der Schwangeren. — Vom Arbeitsplatze ins Wochenbett. — Von der Geburt überrascht. — Kinder sind Gottessegen. — Das härteste Los. — Tod der Frucht vor der Geburt. — Gewerbliche Gifte und die Vergiftung der

Ungeborenen. — Verwüſtung von Geſundheit und Frauenkraft durch Früh- und Fehlgeburten. — Sieche Mütter und ſiecher Nachwuchs. — Geſchwächte, verkümmerte, minderwertige Geſchöpfe. — Todeskandidaten.

Der Tod aus der Milchflaſche.

Neuer bethlehemitiſcher Kindermord. — Statiſtiſche Zahlen. — Ein totes Kind und 17 tote Säuglinge. — Frauenerwerbsarbeit und Kinderſterblichkeit. — Das kapitaliſtiſche Muſterland Sachſen. — Familientragödien. — Marx und Beiſpiele aus England. — Säuglingsſterblichkeit in ländlichen Gebieten. — Das Kind der Reichen genießt Schonung. — Je größer die Armut, deſto größer die Sterblichkeit. — Statiſtiſche Nachweiſe. — Auch die Mutterbruſt ändert daran wenig. — Künſtliche Ernährung und Sterblichkeitsziffern. — Ein 350mal ſo harter Daſeinskampf für das proletariſche Kind. — Luft und Sonne. — Straßen mit verſchiedener Bauweiſe und die Ziffern der Säuglingsſterblichkeit. — Geburtenhäufigkeit und Kinderſterblichkeit. — Dr. Hamburgers Unterſuchung.

Der Makel unehelicher Geburt.

„Hurkinder“. — Volksmoral, die Unſchuldige büßen läßt. — Zunahme der unehelichen Geburten. — Unehelichkeit als Urſache ſozialer Ungunſt. — Totgeburten Unehelicher. — Große Sterblichkeit unehelicher Säuglinge. — Die ungünſtige ſoziale Lage der unehelichen Mütter. — Ziehmütter und Engelmacherinnen. — Haltekinderpflege in Großſtädten. — Ungünſtigſter Erfolg in der Waiſenpflege. — Schwere ſoziale Anklagen. — Angebliche Minderwertigkeit der Unehelichen. — Natürliche Ausleſe. — Spanns Unterſuchungen. — Hoher Anteil der Dienſtboten an der unehelichen Mutterſchaft. — Beſſer für das Kind, die Mutter ſtirbt! — Feiner Kindermord und jahrelanges Sterben. — Die Geſellſchaft verſagt Hilfe und Schutz. — Uneheliche als geſellſchaftliche Laſt und Gefahr. — Kurzes Lebensausmaß und frühes Grab.

In der Öde des mutterloſen Haushalts.

Die Mär vom Kindheitsparadies. — Der verwüſtete Garten des proletariſchen Kindes. — Unterſuchungen Dr. Felds. — Crimmitz-

ſchauer Fabrikarbeiterinnenkinder. — Säuglinge ohne jegliche Wartung und Pflege! — Für die anderen kein Heim, keine Erziehung. — Straßenkinder. — Die Zahl der erwerbstätigen Frauen in Deutſchland und ihrer unverſorgten Kinder. — Der 4. bis 6. Teil aller Arbeiterinnenkinder in der Öde des mutterloſen Haushalts. — Die Mutter nach Feierabend. — Das Kindlein in der Krippe.

Das körperliche und geiſtige Manko.

Die Zwerghaften und Verkümmerten. — Längenmeſſungen und Gewichtsprüfungen. — Axel Key, ſeine Vorläufer und Nachfolger. — Proletariſche Kinder ſind leichter, kleiner und dürftiger entwickelt als Bourgeoiskinder. — Unterſchied von 1—2 Jahreswachstumen. — Unterſuchungen in Freiberg, Leipzig, Wien, Dresden, Berlin und Glasgow. — Parallelismus zwiſchen Körperentwicklung und materiellen Verhältniſſen.

Schulärztliche Unterſuchungen. — Die geſundheitliche Verfaſſung der Volksſchuljugend über alle Begriffe traurig. — Geſchwächte Lebenskraft und verminderte Widerſtandsfähigkeit. — Ein Mittelſchüler 5- bis 10mal ſo kräftig als ein Volksſchüler. — Die Schulanfänger. — Die Zurückgewieſenen. — Die unzureichend Ernährten. — Endloſes körperliches Elend.

Armut als Krankheitsurſache. — Ohrenerkrankungen und Gehörleiden (Prof. Rabe und Prof. Oſtmann). — Stottern (Klenke und Berkhan). — Taubſtummheit (Brauckmann). — Blindheit. — Zähne. — Körperliche Minderwertigkeit und Ungunſt der äußeren Verhältniſſe (Dr. Seiffert).

Die Proletarierkrankheit Tuberkuloſe. — Zunahme der Sterblichkeit bei proletariſchen Kindern. — Statiſtik. — Hoher Krankheitsſtand. — Düſſeldorfer Unterſuchung. — Tuberkuloſe als Wohnungskrankheit. — Mangel an Betten. — Elendsbilder. — Brutſtätten der Tuberkuloſe. — Skrofuloſe als normale Primärform. — 85 bis 95% aller Volksſchulen für Tuberkuloſe disponiert.

Krüppelkinder. — Zählung 1907. — Mangel an Anſtalten. — Hoher Anteil des Proletariats. — Krüppelhäufigkeit im Gefolge der Induſtrie. — Unfälle. — Kinderarbeit und Gefahr der Verkrüppelung.

Schwachsinnige und Idioten. — Damaschkes Angaben. — Statistische Nachweise. — Ärztliche und pädagogische Fürsorge. — Hilfsschulen. — Das schwachsinnige Kind in der Volksschule. — Verkehrte Unterrichtsweise als auslösendes Moment. — Prügel in der Schule. — Soziale Ursachen. — Schwindsüchtige, minderwertige, trunksüchtige Eltern. — Krankheitslisten schwachsinniger Kinder. — Soziale Notstände. — Dr. Wegner über thüringisches Schwachsinnigen-Elend. — Alkoholismus und im Rausch erzeugte Kinder. —

„Weiße Salbe".

Das mahnende Gewissen der Gesellschaft. — Der Kitzel des Wohltuns. — Wohltätigkeitsfeste und Blumentage. — Hinter den Kulissen der Wohltätigkeit. — Sittliche und soziale Gefahren der Wohltätigkeitsfexerei.

Kindergärten und Kinderhorte. — Tropfen auf heißen Stein.

Schulspeisungen. — Die Grausamkeit, hungernde Kinder zum Lernen zu zwingen. — Umfrage der Zentralstelle für Volkswohlfahrt. — 179000 Kinder im Winter kein warmes Mittagbrot. — 22000 hungrig zu Bett. — 300000 mit schlechter Konstitution. — Untersuchungen Dr. Bernhards in Berlin. — Erhebungen des Vereins für Kindervolksküchen. — 14000 Kinder in Berlin ohne Frühstück zur Schule. — Private Wohltätigkeit. — Speisungseinrichtungen. — Viel bleibt zu tun. — Großzügige Organisation der Schulspeisungen im Auslande.

Schulkrankheiten. — Pflicht der Schule und Pflichtversäumnis. — Mängel der Organisation und der Methode. — Untersuchung von Schulkrankheiten. — Rückgratverkrümmung. — Kurzsichtigkeit. — Stottern und Veitstanz. — „Weiße Salbe".

Die Barbarei der Kinderarbeit.

Kapitalismus und Maschine. — Beginn der Kinderausbeutung. — Die Jahre 1820—1840. — Das erste Kinderschutzgesetz. — Selbsthilfe der Arbeiterschaft. — 70 Jahre Kampf. — Das Kinderschutzgesetz 1903/1908. — Berichte der Gewerbe-Inspektionen. — Ergebnis der Berufs- und Gewerbestatistik von 1895. — Enquete von 1898 — Sachsen obenan. — Art der Kinderbeschäftigung. —

Enquete der Lehrerſchaft. — Bis zu 80% erwerbstätige Kinder! — Ungeheure Arbeitszeiten und Arbeitsleiſtungen. — Bettelpfennige als Lohn. — Die Ausbeutung in der Landwirtſchaft. — Schule iſt Nebenſache. — Die unheilvollen Wirkungen der Erwerbsarbeit auf Kinder. — Durchlöcherung des Schutzgeſetzes. — Noch immer ſchreckliche Ausbeutung. — Arbeitskrüppel. — Kindermärkte. — Eine Wanderung des Grauens.

Der ſprichwörtliche Volksſchuljammer.

Das Recht auf Bildung. — Die Schule, eine Klaſſeninſtitution. — Wer Geld hat, kann ſich Bildung kaufen. — Reiche Aufwendungen für höhere Schulen. — Aſchenbrödel Volksſchule. — Dürftige Gliederung in Aufbau und Organiſation. — Lehrermangel. — Über 3 Millionen Kinder nach den Grundſätzen der Armenverwaltung unterrichtlich verſorgt. — Armut iſt Knechtſchaft. — Die Vernichtung der geiſtigen und ſittlichen Selbſtändigkeit des Kindes. — Drillſchule und Geiſtesdreſſur. — Religionsunterricht und Spruchpeſt. — Die Religion proteſtiert gegen die religiöſe Abrichtung. — Geſchichtsfälſchungen und hurrapatriotiſche Tendenzen. — Prügelſtrafe.

Wege zum Laſter.

Die Straße als Heimat des Proletarierkindes. — Schule der Unmoral. — Proſtitution als Klaſſenerſcheinung. — Ihre hiſtoriſche Silhouette. — Die halbreifen Töchter des Proletariats. — Lockungen und Sinnesreize der Großſtadt. — Der Schrei nach Brot. — Wohnungselend und Schlafburſchenunweſen. — Berührung mit der Proſtitution. — Schlafverhältniſſe von Schulkindern. — Enge des Raumes und Mangel an Betten ertöten das Schamgefühl. — Verführung durch Lehrer, Geiſtliche und andere Perſonen. — Körperliche Züchtigung, eine ſexuelle Gefahr! — Kinderhandel. — Schweſter Arend, Polizei-Aſſiſtentin in Stuttgart. — Ein Brief, der Bände ſpricht. — Preußiſche Fürſorge-Statiſtik. — Umfrage Gerlings. — Blicke in Abgründe. — Alkoholismus und Unſittlichkeit. — Proſtitution aus ſozialer Tradition. — Die ſittliche Not der Dienſtmädchen. — Das Kontingent der Fabrikarbeiterinnen. — Soziale

Miſere immer die Haupturſache. — Das Ende: die Beſſerungsanſtalt.

In Fürſorge-Mißhandlung.

Peſtalozzi-Geiſt in der Fürſorge. — Laßt alle Hoffnung hinter euch! — Frühere Rechtszuſtände. — Das Fürſorge-Erziehungs-Geſetz von 1901 in Preußen. — Überweiſungsgründe für das proletariſche Kind. — Der Anteil des Proletariats. — Gefährdete Berufe. — Wie das Handwerk ſeine Erzieherpflicht an den Lehrlingen erfüllt. — Mädchen aus häuslichem Dienſt. — Geiſtige Beſchaffenheit und Kriminalität der Fürſorgezöglinge. — Vermögenslage der Eltern. — Das familiäre Milieu. — Grundſätze der Anſtaltserziehung. — Der Zögling iſt Sträfling. — Beſondere Liebloſigkeit in der Behandlung ſittlich gefährdeter Mädchen. — Billige Arbeitskräfte für die Agrarier. — Unmenſchliche Greuel hinter Anſtaltsmauern. — Die Blohmeſche Wildnis. — Die Hölle von Mielſchin. — Weitere Scheußlichkeiten. — Unerhörte Ausbeutung. — Angaben Agahds. — Wenige erfreuliche Ausnahmen.

In der Nacht des Kerkers.

Kind und Strafrichter. — Kriminalſtatiſtik der Jugendlichen. — Mendel, Liſzt und Wulffen über das heutige Strafſyſtem. — Mängel und Reformvorſchläge. — „Die unten im Volke auch Menſchen mit Gefühlen und Schmerzen." — Straftaten von Kindern. — Strafmündigkeit und kindliche Pſyche. — Geſellſchaftliche Urſachen. — Erwerbsarbeit und Kriminalität. — Intellektuelle Verwahrloſung und Strafhäufigkeit. — Statiſtiſche Belege. — Der Bücherzettel des 17jährigen Mörders. — Die Ohnmacht der Geſellſchaft. — Grauſamkeiten, an Kindern im Gefängnis verübt. — Wo der Beamte anfängt, hört der Menſch auf. — Strafvollzug an Jugendlichen in Amerika. — Stammer über die Reformatories. — Der Plötzenſee-Prozeß und ſeine Enthüllungen.

Das Ende in Verzweiflung.

Kindertragödien und Verzweiflungstaten. — Der grauſige Widerſpruch. — Zunahme der Selbſtmorde Jugendlicher. — Ökonomiſche Untergründe und ſoziale Zuſammenhänge. — Statiſtik. — Lebens-

Seit der Erfindung des Kompasses hatte sich der Schiffsverkehr von den Küsten losgelöst und neue Wege über den weiten Ozean gesucht und gefunden. Der Handel hatte einen gewaltigen Aufschwung erfahren. Das Verlangen nach Edelmetallen, die, zu Münzen geprägt, den Warenaustausch beflügeln und den trägen Pulsschlag des Marktlebens beschleunigen sollten, lenkte den Blick nach den sagenhaften Goldländern des Ostens. Und von der Gier nach Reichtum gestachelt und gepeitscht, drang der seefahrende Kaufmann in die fremden Länder ein, raubte sie aus, machte die Bewohner zu Sklaven und Bettlern und führte Ströme von Silber und Gold der Heimat zu.

Das Kaufmannskapital entstand und revolutionierte das gesamte ökonomische und gesellschaftliche Leben.

Nun erwachten tausend neue Bedürfnisse, die gedeckt sein wollten. In den Häusern der Patrizier, den Wohnpalästen des reichgewordenen Bürgerstandes, wuchsen die Ansprüche an das Leben ins Ungeheure. Waren über Waren wurden verlangt; Geschmack, Mode, Prunksucht und Schwelgerei entfesselten einen tollen Wetteifer. Und auf dem Neuland veränderter Lebensformen und Lebensbeziehungen gedieh in üppigem Flor eine Fülle neuer Anschauungen und Ideen, die die alte Denkweise umstürzten und im wohlgeordneten Schrein der geheiligten Traditionen das Unterste zu oberst kehrten.

Dem Handwerksmeister, der durch die enge und strenge Ordnung der Zunft behindert war, den Umfang seines Betriebes wie die Zahl seiner Gehilfen den Bedürfnissen des Marktes jeweilig anzupassen, dem es bei gesteigertem Warenabsatz vor allem an ausreichendem Rohmaterial

fehlte, wuchs die wirtſchaftliche Entwicklung bald über den Kopf. Der Warenmarkt ſah ſich von der Produktionskraft des Handwerks im Stich gelaſſen.

Da trat der Kaufmann an die Stelle des Handwerksmeiſters. In ſeiner Hand entwickelte das Geld die wunderbare Fähigkeit, mehr Geld zu hecken. Daß er um ſo reicher war, je mehr Geld er beſaß, — dieſe Eigenſchaft teilte er mit dem Handwerker wie mit aller Welt. Aber daß er, wenn er Geld beſaß, alle Chancen hatte, noch reicher zu werden, allein durch die wertzeugende Kraft des Geldes, das war ſein Privilegium als Kapitaliſt, ſein ökonomiſcher Vorſprung vor dem Handwerker. Reich, reicher, immer reicher — welch ungeahnte Perſpektiven taten ſich da vor ihm auf! Mit der unwiderſtehlichen Macht einer Maſſenſuggeſtion wirkte das Geld auf die Menſchen, und ſein Glanz ließ vor ihren erſtaunten Blicken märchenhafte Zukunftshoffnungen erſtehen.

Wie ein Eroberer ſchritt der Kapitalismus durch die Welt. Noch beſaß zunächſt freilich die Zunft Kraft genug, ihm jeden Fußbreit Land ſtreitig zu machen. Man geſtattete dem Kapitaliſten, die Waren aufzukaufen und auf den Markt zu werfen. Aber die Arbeitskräfte der Handwerker durfte er nicht in ſeine Gewalt bringen. Er war nur geduldet als Verleger der Handwerksprodukte. Bald jedoch ſchoß er dem Handwerksmeiſter Rohſtoffe vor und erwarb ſich damit das Verfügungsrecht über die Ware. Der Zunftmeiſter wurde zum Lohnarbeiter, die Baſis ſozialer Selbſtändigkeit ſchwand ihm unter den Füßen. Immerhin, die Selbſtändigkeit des Produzenten blieb ihm. Seine Perſönlichkeit, ſein Beruf und ſeine

Produktionsmittel bildeten eine Einheit, sie gehörten zusammen wie Schnecke und Schneckenhaus.

Da zog der Kapitalismus das weitmaschige Netz der Hausproduktion enger und gewann als konzentriertes Gebilde die Kooperation. Die Isoliertheit der Werkstatt wurde aufgehoben, die Schar der Arbeitskräfte auf ein gemeinsames Arbeitsfeld zusammengezogen und unter das Kommando des Kapitalisten gestellt. Die Kombination der Arbeiten schritt fort zur Kombination der Arbeiter. Ein Erfolg, den der Handwerker mit dem Verlust der eigenen Arbeitsstätte bezahlte. Noch 1770 hatte in England ein kapitalistischer Gemütsmensch für Paupers ein „Haus des Schreckens" empfohlen, in dem zwölf Stunden Zwangsarbeit geleistet werden sollte; — wenige Jahre später war das Haus da, es hieß Fabrik. Und das Ideal des Braven, berichtet Marx, verblaßte vor der Wirklichkeit.

Noch aber war der zum Fabrikſklaven degradierte Handwerker, wenn auch nicht mehr selbständiger, so doch individueller Produzent und Inhaber eigener Werkzeuge. Die Ware, die aus seiner Hand kam, trug das Gepräge seiner Persönlichkeit und war das Abbild seines Wesens.

Da organisierte der Kapitalist die Manufaktur. Der Arbeitsprozeß, bis dahin in der Leistung je einer Produktionskraft konzentriert, wurde durch Zerlegung und Zerspaltung in zahlreiche Teiloperationen auf viele Hände verteilt. Und der Handwerker, aus der harmonischen Geschlossenheit seiner Berufsarbeit herausgelöst, wurde zu einem Teilmenschen zerstückelt, dessen ganzes Arbeitsdasein sich erschöpfte in der millionenfältigen Wiederholung eines

in grauſamer Monotonie zu verrichtenden einzigen Handgriffes. Körperliche Verkrüppelung und geiſtige Verblödung, gepaart mit ſozialer Verſchlechterung der Exiſtenz, ſtellten ſich als Folgen der Teilarbeit und der beruflichen Vereinſeitigung ein. Jedoch, — war das Los des Manufakturarbeiters auch nicht beneidenswert, konnte der Arme — verſtümmelt, vertiert und verelendet — nur noch im geſchloſſenen Gefüge der Arbeitsgemeinſchaft zur Verwendung ſeiner Arbeitskraft wie zum Bewußtſein der produktiven Einheit gelangen, — mit Haut und Haaren war er dem Kapitalismus dennoch nicht verkauft. Noch beſaß und beherrſchte er das Werkzeug; noch beruhte die Produktion der Ware auf ihm, dem lebendigen Menſchen, und der Erfolg der Arbeit auf der Sicherheit ſeiner Hand, der Schärfe ſeines Auges, dem willigen und geſchickten Dienſt ſeines Hirns.

Blieb er ſo vor dem tiefſten Verfall ſeiner Handwerksherrlichkeit dadurch bewahrt, daß die Entwicklung ihm nicht alles, nicht auch das letzte nahm, ſo wurde gerade das ſein ſchlimmſtes Verhängnis, was ſie neu herbeiführte: die Konkurrenz der ungelernten Arbeiter.

Seit alters hatte Handwerk einen goldenen Boden gehabt. Die Warenproduktion war ausſchließlich Handwerksſache geweſen jahrhundertelang. Im zünftigen Gewerbe wie ſpäter auch in der Fabrik. Pfuſcher und Störer, Ungelernte und weibliche Arbeitskräfte hatte man nicht geduldet. Auf der ſozialen Stufenleiter ſtand der gelernte Arbeiter immer mindeſtens eine Stufe über dem ungelernten.

Da pochte mit einem Male der Hergelaufene, der

Unqualifizierte an die Fabriktore, Einlaß begehrend, um neben dem Gelernten arbeiten zu dürfen. Und das Unerhörte geschah: Der Kapitalist schloß ihm auf. Je entfalteter und vollendeter die Manufaktur war, desto einfacher fielen die Handgriffe aus, die, leicht und rasch erlernbar, eine genaue Kenntnis des jeweiligen Handwerks keineswegs erforderten. Nun zogen in Scharen die verarmten Bauern und ihr hungernder Nachwuchs, deren Scholle und Besitztum der Habgier unersättlicher Junker und Pfaffen verfallen waren, nach den Städten und Industriegebieten, drängten sich in die Fabriken und boten dem Kapitalisten ihre Arbeitskraft zum Verkaufe an. In Scharen brachten auch bankrotte kleinbürgerliche Existenzen, vom Kapitalismus ruiniert und ohne andere Möglichkeit, sich zu behaupten, ihre Ware Arbeitskraft auf dem Arbeitsmarkte zum Verkauf. Wahre Fluten von Proletariern ergossen sich aus diesen zwei schier unerschöpflichen Reservoirs, Landwirtschaft und Kleinbürgertum, in den breiten Mahlstrom der kapitalistischen Entwicklung.

In diesem Strudel eines ebenso neuen als verzweifelten Kampfes ums Dasein verlor der Handwerker von ehedem den letzten Halt, als die Maschine auftauchte und sich damit dem Kapitalismus die Bahn zu einem ungeahnten Siegeszuge öffnete. Dieses gigantische und kostspielige Werkzeug erwies sich von Anfang an nur den finanziellen Potenzen des Kapitalismus erreichbar. Nun reckte sich das pustende und schnaubende Ungeheuer, oft in kolossalen Dimensionen, in den Sälen und Hallen aus, besorgte die Warenproduktion, bestimmte das Tempo der

Arbeit, die Methode der Erzeugung, den Rhythmus der Bewegung, die Menge der Produkte. Sie hämmerte und ſägte, ſpann und webte, ſtanzte und bohrte. Sie hämmerte wie zwanzig, dreißig Schmiede und webte gleich einem hundertfältigen Weber. Sie war der Warenproduzent geworden, leblos zwar und doch aufs äußerſte belebt. Das lebendige Menſchenweſen ſank, aller Produktionsmittel bar und aus der erſten Reihe im Produktionsprozeß verdrängt, zu einem toten Anhängſel der Maſchine, einem willenloſen Sklaven ihres eiſernen Willens herab. Und wehe ihm, wenn er nicht auf den Blitz gehorchte! Eine grauſame Herrin, warf ſie nicht bloß den Überflüſſigen, den ihre potenzierte Arbeitskraft entbehrlich machte, erbarmungslos auf die Straße, dem Hunger zum Raube, nein, ſie zermalmte auch den Ungeſchickten, zerriß den Säumigen oder ſchlug den Unbedachten mit wuchtigem Arm zum Krüppel. Mehr noch. Wie eine mörderiſche Seuche verwüſtete ſie Geſundheit und Lebenskraft ungezählter Frauen und Mütter. Wie ein gähnender Moloch verſchlang ſie ganze Hekatomben blühender Kinder, die ihr die Schergen des Kapitalismus — Profitgier und Elend — mitleidlos in den Rachen trieben.

Im Zeitalter der Maſchine erlebte der Kapitalismus ſeinen glänzendſten und erfolgreichſten Aufſchwung. Zugleich, als Kehrſeite der Medaille, verſank das Proletariat in das troſtloſeſte, materielle Elend.

Wer erinnert ſich nicht mit Grauen der unheimlich düſteren Bilder, die Engels in ſeinem Buche über die Lage der arbeitenden Klaſſen in England entrollt?

Oder der namenloſen Leiden, von denen Villermé

in seinem Werke über die französischen Textilproletarier berichtet?

Wer erschauert nicht vor dem Ächzen und Stöhnen der Not, die sich in Hauptmanns Webern zu erschütternden Anklagen verdichtet?

Wessen Herz bliebe ungerührt beim Lesen der Berichte Thuns über die entsetzliche Verwahrlosung des niederrheinischen Proletariats in der kapitalistischen Frühzeit?

Maßlos lange Arbeitszeit, Unterernährung, chronische Schwäche, Verkrüppelungen und Verbildungen aller Art, Hungertyphus, Nachtarbeit, Wohnungsnot, Alkoholismus, geschlechtliche Ausschweifung, Kinderarbeit in ungeheuerlichem Umfange, Arbeitslosigkeit, Unwissenheit und Rohheit, Verkümmerung und Verbitterung des Gemütslebens — immer und überall dasselbe schauerliche Lied ... „Die Frühzeit des Proletariats ist ein absteigender Ast der Entwicklung, ein Prozeß der Zersetzung aller alten Traditionen, Ideale und sittlichen Werte."

Auf den Tiefstand folgte ein langsamer und allmählicher Aufstieg. Das Auge der Massen entwöhnte sich der stumpfen Blindheit gegenüber der Not ihres Daseins. Erst zaghaft und verstohlen, dann immer deutlicher und ausgesprochener wurde das Klassengefühl lebendig, das sich in Zeiten unerträglicher Not in verzweifelten Ausbrüchen und leidenschaftlichen Exaltationen entlud. Schließlich bildete sich in immer klareren Formen das stolze und frohe Bewußtsein der proletarischen Einmütigkeit, die lebendige Solidarität der Klasse heraus, in der selbstlosen Hingabe an die gewaltige Idee der Emanzipation

des Proletariats durch eigene Kraft das Ziel und die Erfüllung seiner geschichtlichen Bestimmung erblickend. Und die kollektive Macht der organisierten Selbsthilfe bannte wenigstens die furchtbarsten der sozialen Schrecken, die den Leidensweg des Proletariats umlohen und umdrohen.

Doch noch immer wandern Millionen in den Niederungen und grausigen Abgründen des Elends. Und noch immer steigen Millionen aus dem dunkeln Schoße dieses Elends zu einem sonnenlosen Dasein empor.

Die proletariſche Familie

Die Lebensgeſtaltung des modernen Proletariats iſt von der des Bürgertums durchaus verſchieden.

Sie unterliegt anderen Geſetzen, baſiert auf anderen Vorausſetzungen und vollzieht ſich in anderen Linien und Formen. Sie hat ihren eigenen Inhalt, ihr eigenes Geſicht, ihren eigenen Rhythmus.

Für das bürgerliche Element war es von altersher charakteriſtiſch, daß die ſoziale Exiſtenz in der Bodenſtändigkeit der Wirkſchaftsſubjekte ihre ſtarken Wurzeln hatte. Gleichſam der konkrete Ausdruck dieſer Bodenſtändigkeit war die Seßhaftigkeit. Der Kleinbürger beſaß immer Haus und Hof; auch der Ärmſte verfügte noch über ein Fetzchen Land, ein Hüttchen, ein paar Tiere, „eine Kleinigkeit, an die er ſein ganzes Herz hängen konnte“. Nicht ſelten waren die Beſitztitel von den Vorfahren her, viele Generationen durchlaufend, auf den nunmehrigen Beſitzer überkommen. Ebenſo bildeten Beruf und Gewerbe häufig ein Stück Familientradition. Sie nährten ihren Mann redlich und auskömmlich, verliehen ihm geſellſchaftliche Achtung und Würde und verbürgten im Kampfe ums Daſein eine geſicherte Poſition. Die

tägliche Pflichterfüllung erfuhr durch das Bewußtsein, Eigenes zu schaffen und zu mehren, wie durch den Vorteil individueller Bewegungsfreiheit, der sich aus Besitz und Selbständigkeit ergab, eine angenehme Würze. Der Familienverband mit engen und herzlichen Beziehungen sorgte, daß der Fonds an Gefühlswerten nicht versiegte. Und nach der Jahre Arbeit und Mühe winkte ein beschauliches Rentnertum, ein behagliches Ausruhen auf dem Altenteil, — den Lebensabend im Kreise der Kinder und Enkel vergoldend.

In diesem harmonischen Gleichmaß verläuft das Leben noch immer, soweit bäuerliche und bürgerliche Elemente — Landleute, Handwerksmeister, Bourgeois — in Betracht kommen.

Wie anders steht der Proletarier da!

Seine Existenz entbehrt gänzlich der Bodenständigkeit und Wurzelhaftigkeit. Er ist fast immer ein Fremdling in dem Orte und der Gegend, wo er lebt und schafft. Eines Tages war er da, hergespült von einer Welle, die ihn hier absetzte; eines Tages wird er wieder fort sein. „Seine Heimat ist die Welt. Er ist ein Allerweltsmensch. Er hat den Erdgeruch verloren, die Konkretheit eingebüßt. Kaum, daß er noch die besondere Sprache bewahrt. Und auch diese verliert er.“ (Sombart) Er hat kein Haus, keinen Hof; oft nicht einmal einen eigenen Herd. Seine Habe geht auf einen Handkarren, vielleicht gar in ein armseliges Bündel, das man am Stocke über der Achsel trägt. Wand an Wand mit hundert Familien, in Mietskasernen, die hoch zum Himmel emporragen, in kahlen, öden Straßen, deren Name ihm gleichgültig ist, haust er.

Er ist ganz arm, lebt von heute zu morgen, aus der Hand in den Mund. Einen bestimmten Beruf, der ihn befriedigen könnte, treibt er nicht. Lernte er wirklich ein Handwerk, so kann er es nicht ausüben, weil ihm die Mittel zur Selbständigkeit fehlten. Nun rackert und tagelöhnert er in der Fabrik. In tausendfältiger Wiederholung mechanischer Handgriffe, deren grausame Monotonie alle Gefühlsbande zerreißt, erschöpft sich seine Kraft. Dabei sind ihm der karge Lohn, die lange Arbeitszeit und die soziale Niedrigkeit seiner Stellung noch nicht das Bedrückendste. Viel schlimmer ist die Unsicherheit der Existenz. Täglich, stündlich ist er abhängig vom Zufall, ein Spielball der Laune seines Vorgesetzten. Wie ein Damoklesschwert an dünnem Faden hängt über ihm das Schicksal der Arbeitslosigkeit. Trifft es ihn, dann muß er weiter wandern. Die Straße, den Ort, das Land verlassen. Dieser ewige Wechsel der Arbeitsstätte zerstört jeden Beginn materieller und ideeller Konsolidation. Das bißchen Hausrat wird ruiniert, die paar Spargroschen werden aufgezehrt, neue Aufwendungen sind unumgänglich. Dreimal umgezogen, sagt der Volksmund, ist so gut wie einmal abgebrannt. Dauernde Freundschaften können nicht entstehen, die Bande der Familienverwandtschaft werden immer lockerer. Der Stammbaum ist meist beim Vater schon, spätestens beim Großvater zu Ende. „Arme Leute haben keine Ahnen.“ Die Beziehungen zur Natur erschöpfen sich in den flüchtigen Eindrücken, die ein Sonntagsspaziergang über die Peripherie der Vorstadt hinaus vermittelt. „Der Proletarier hat keine besonderen Sitten, wie er keine besonderen Trachten hat, keine landschaftlichen

Lieder und keine landschaftlichen Speisen; alle seine Sitten und Gebräuche sind Allerweltssitten und Allerweltsgebräuche; auch hierin ist er der Allerweltssohn der neuen Zeit." (Sombart.) Er fühlt sich heimatlos, ruhelos, enterbt, um das Glück betrogen, von Gott und Welt verlassen. Grau in Grau malt sich sein Leben. Kein Ausblick, daß es besser werde; daß es die Kinder wenigstens einmal besser haben werden. Kein Hoffnungsstrahl in dieser Öde des Daseins. Kein Ende der Pein. Ach, und das Furchtbarste ... der Gedanke an das Alter ...

Die Familie

Es leuchtet ein, daß unter so neuartigen Existenzbedingungen und Lebensverhältnissen, die sich für Millionen herausbildeten, unter dem Zusammenklange so zahlreicher, von Grund aus gewandelter sozialer Momente die Familie als soziale Institution eine starke Wandlung und Umwertung erfahren mußte.

Je mehr die proletarische Klasse sich durchsetzte und ihre soziale Eigenart in immer ausdrucksvollerer Selbständigkeit entwickelte, desto mehr waren die Voraussetzungen für das Entstehen der proletarischen Familie gegeben die mit der bürgerlichen Familie bald nicht mehr identisch war. Hielt sie auch an der traditionell gewordenen äußeren Form noch fest, so ging doch der bisherige Inhalt langsam, aber unaufhaltbar verloren.

*

Die Familie, wie sie im westeuropäischen Kulturkreise im Laufe der Jahrtausende von Bauern- und Bürgertum ausgebildet worden ist, bedeutet, wenn wir Sombarts Deduktionen folgen wollen, eine dreifache Gemeinschaft. Als Ernährungsgemeinschaft umschloß sie — und soweit die bürgerliche Klasse in Betracht kommt, umschließt sie noch heute — die materielle Basis, die Quellen der ökonomischen Existenz. Als Wohnungsgemeinschaft verlieh sie der durch Blutsbande bedingten Solidarität ihrer Glieder nach außen hin sichtbaren und wirksamen Ausdruck. Als Lebens- und Erziehungsgemeinschaft bildete sie den Schoß für die soziale, geistige und seelische Menschwerdung überhaupt. Die Mutterschule ist allen bürgerlichen Pädagogen der natürliche und selbstverständliche Ausgangspunkt für jegliche, wie sonst auch immer geartete Erziehungs- und Bildungsarbeit; und alles, was Braves, Tüchtiges, Edles und Großes in der Welt je gewaltet hat, verdankt nach bürgerlicher Vorstellung seinen Ursprung der Pflanzschule aller sozialen Kultur, der Familie. „Nur im Familienleben," sagt Niemeyer, der vor etwa hundert Jahren als Direktor der Franckeschen Stiftungen in Halle a. S. die Pädagogik seiner Zeit repräsentierte, „können gewisse Eindrücke empfangen und gewisse Gefühle geweckt werden, von welchen zu wünschen ist, daß sie, weil sie die menschlichen sind, in jeder menschlichen Brust tief wurzeln und Stärke gewinnen: Elternliebe, Geschwisterliebe, Sinn für häusliches Glück, Teilnahme an allem, was das Haus angeht." In der Familie sind denn auch „die rohen Triebe gebändigt, die zarten Regungen des Herzens geboren worden. Die Selbst-

losigkeit wie die opferfreudige Gesinnung, die Ehrfurcht wie die Zärtlichkeit, das gegenseitige Vertrauen wie das Pflichtbewußtsein, kurz alles, was den tüchtigen, den guten Menschen ausmacht, ist in der Lebensgemeinschaft der Familie geboren." (Sombart)

Daß man sich in der bürgerlichen Zeit des hohen sittlichen Wertes und der großen sozialen Bedeutung der Familie bewußt war, lehrt nicht zum letzten die ernsthafte und eindringliche Vorbereitung, die jede junge Familie für ihren kulturellen Beruf empfing. Der angehende Vater mußte, bevor er zur Gründung eines eigenen Herdes schreiten durfte, eine lange und gewissenhafte Schule sittlicher Zucht unter Leitung und Überwachung gereifter und erfahrener Männer durchlaufen. Die künftige Mutter empfing im Kreise der elterlichen oder einer fremden Häuslichkeit durch Beobachtung und tätige Anteilnahme an den häuslichen Verrichtungen und Obliegenheiten wenigstens die elementaren Begriffe einer wenn auch handwerksmäßigen, so doch zweckmäßigen und praktischen Erziehung. Wurde dann der Ehebund geschlossen und kamen die Kinder an, so war der Hausstand geordnet, das Nest wohlig durchwärmt, die Wiege bereitgestellt. Und unter den sorgenden Händen des Vaters, den behütenden Augen der Mutter wuchs und blühte die junge Schar.

Die Entwicklung hat von diesem schönen Ideal allen Farbenglanz gestreift. Nicht nur, daß die bürgerliche Familie selbst immer mehr durch die Wirkung destruktiver Tendenzen dem inneren Verfall entgegengeführt wird, — viel wichtiger und augenfälliger ist, daß sich im Proletariat der Charakter der Ehe von Grund aus gewandelt

hat. Hier hat der Kapitalismus wie ein rücksichtsloser Zerstörer gehaust. Er hat, mit Marx zu sprechen, „dem Familienverhältnis seinen rührend sentimentalen Schleier abgerissen, die spießbürgerliche Wehmut in dem eiskalten Wasser egoistischer Berechnung ertränkt, die persönliche Würde in den Tauschwert aufgelöst.“ Die „geheiligten Bande der Familie“ sind gesprengt. Die Ehe im alten bürgerlichen Sinne ist vernichtet. Zwar besteht sie äußerlich noch, aber nur als Gefäß ohne den einstigen Inhalt, als Schale ohne Kern. Zum mindesten hat der Kern seinen materiellen Gehalt, seine ideelle Süßigkeit und Würze, seine kulturelle Keimkraft eingebüßt. Wir müssen uns zu der Tatsache bekennen, die von bürgerlichen Soziologen als eine ungeheuerliche bezeichnet worden ist: daß im Proletariat ein Geschlecht heranwächst, für das die Familiengemeinschaft so gut wie nicht mehr existiert, dessen einzelne Glieder auch diesen Zusammenhalt, der Jahrtausende überdauert hat, nicht oder fast nicht mehr kennen.

*

Der typische Vertreter der proletarischen Klasse von heute — der Vollblutproletarier Sombarts — ist der moderne Fabrikarbeiter. Im deutschen Wirtschaftsleben besteht ein Übergewicht der industriellen Produktion über die landwirtschaftliche; von 1000 erwachsenen Personen leben 563,6 von Industrie, Handel und Verkehr und nur 286,5 von der Landwirtschaft. Die Fabrikarbeiterschaft stellt aber nur das proletarische Kontingent im engsten Sinne dar. In immer breiteren Ringen

tummeln ſich neben ihm noch zahlreiche andere Exiſtenzen und Exiſtenzgruppen unterſchiedlichſter Art auf demſelben Grunde. Sie alle kennzeichnet das Merkmal der Beſitzloſigkeit, und der Umſtand, daß ſie alle vom Verkauf und Ertrag ihrer Ware Arbeitskraft leben müſſen, einigt ſie zu dem großen Heere der proletariſchen Klaſſe. Ob das Daſein des einzelnen dabei etwas reichlicher aus dem Borne des Erwerbs ſchöpft, oder ob es ewig um die Qual des nackten Hungers kreiſt, ändert an der Tatſache ſelbſt nichts. Der Verkauf der Arbeitskraft, und daß aus dem Ertrage dieſes Verkaufs die Lebenshaltung beſtritten werden muß, bedingt die proletariſche Exiſtenz. Je ſtärker die kapitaliſtiſche Entwicklung ſich durchgeſetzt hat, deſto größer iſt der prozentuale Anteil des Proletariats an der Nation. Im Deutſchen Reiche, wo in den letzten Jahrzehnten der Kapitalismus üppig in die Halme geſchoſſen iſt, mag man bei vorſichtiger Schätzung und Berechnung mindeſtens 70% der Bevölkerung, von 65 Millionen etwa 46, als proletariſche Elemente anſprechen dürfen.

Der Vater

Die durch die Herrſchaft des Privateigentums geweckte und genährte Tradition, im Vater das Oberhaupt der Familie zu erblicken, behauptet ſich auch noch in den Anſchauungen des Proletariats, geſtützt durch politiſche und rechtliche Inſtitutionen, durch die Macht des Herkommens und der Gewohnheit und durch den Beharrungsſinn der Maſſe. Die Arbeits- und Einkommensverhältniſſe des Vaters beſtimmen in erſter Linie die ökonomiſche

Struktur und den ſozialen Habitus der Familie. Dieſe Arbeits- und Einkommensverhältniſſe aber bewegen ſich in einer doppelten Angel: langer Arbeitstag und karger Lohn.

Im tiefſten Morgengrauen verläßt der Fabrikproletarier ſein Bett und ſeine Behauſung. Sein Arbeitstag beginnt ſehr früh. „Zwiſchen ſchlafenden Kindern beim Schein der Funzel hat er ſich notdürftig angekleidet, dann raſch einen Schluck Kaffee hinuntergeſtürzt, auch das vielleicht nicht einmal, nun eilt er dem rieſigen Moloch, der Fabrik, in die Arme, deren ſchriller Pfiff um ſechs Uhr verkündet, daß nun das Einzelleben der Inſaſſen für elf oder zwölf Stunden aufgehört, daß die Herrſchaft des Kapitals über Leib und Seele für dieſen Tag wieder begonnen hat.“ Der ganze lange Arbeitstag hält ihn von den Seinen fern. Kaum daß er zu Mittag ein kurzes, flüchtiges Beiſammenſein mit ihnen ergeizen und erhetzen kann. In zahlloſen Fällen bekommt er auch da Weib und Kinder nicht zu Geſicht. In der Kantine, im Maſchinenſaal, in der Baubude oder in einem Schuppen wird Mittag gemacht; oft genug muß er auf einer Promenadenbank, einem Haufen Späne oder der blanken Erde ſein armſeliges Mahl zu ſich nehmen. Die dicke Suppe im Blechtopf, ein Stück Brot, ein Fetzen Wurſt, ein Schluck Kaffee oder Bier. Dann ein Viertelſtündchen Schlaf. Die Fabrikpfeife ruft. Nun wieder Arbeit bis der Abend kommt. Endlich um ſechs, ſieben, acht Uhr Feierabend. Todmüde, wie gerädert und zerſchlagen, ſchleppt ſich der entkräftete Körper der Behauſung zu. Die Kinder ſind längſt zu Bett; wie ſie den Tag verbracht, — wer ſollte ſich

jetzt noch darüber den Kopf zerbrechen? Von seiner Arbeit haben sie nichts gesehen; er selbst hat alle Verrichtungen nur mechanisch, ohne innere Anteilnahme und Freude vollbracht. Wie er leer und kalt dabei blieb, konnte er keine belebende Wärme, keine erzieherischen Einflüsse auf sie überströmen lassen. Zudem hat die öde und schwere Körperarbeit auch die Gedanken träge gemacht. Ist das schmale Abendbrot verzehrt, bringt vielleicht ein Pfeifchen noch Genuß. Der organisierte und aufgeklärte Arbeiter liest noch seine Zeitung, seltener ein Buch, vorausgesetzt, daß nicht Sitzungen oder Versammlungen seiner warten. Dann kehrt er erst spät nachts heim. Ein paar kurze Stunden bleiernen Schlafes — im engen Raume und in schlechter Luft —, bis allzubald die harte Pflicht wieder ruft. Und so Tag für Tag, Woche für Woche, Jahr für Jahr ... Als eine chemnitzer Zeitung vor Jahren einmal die Frage an ihre Leser richtete, was sie tun würden, wenn sie das große Los gewönnen, kam aus Arbeiterkreisen wiederholt die Antwort: Vor allen Dingen erst einmal gründlich ausschlafen!

Die deutsche Sozialpolitik kennt keine gesetzliche Begrenzung des Arbeitstages für erwachsene männliche Arbeiter, wie sie mehr oder weniger vollkommen in England, Nordamerika, Frankreich, der Schweiz, Oesterreich und sogar in Rußland besteht. Nur bei gesundheitsgefährlichen Gewerben kann im Falle überlanger Arbeitsdauer der Bundesrat mit Schutzmaßnahmen eingreifen. Bei einer 1897 veranstalteten Umfrage hielten 54 von 76 Gewerbeaufsichtsbeamten diesen Schutz in 127 Gewerben für erforderlich. Aber die Regierungen haben so

gut wie nichts getan. Nach wie vor bleibt der deutſche Proletarier jeder auch noch ſo langen Ausbeutung ſchutzlos ausgeliefert. Er ſteht noch immer 20 und mehr Stunden ununterbrochen vor heißen Backöfen, 24 und mehr Stunden vor Dampfkeſſeln, 30, 32 ja 36 Stunden in dem atemraubenden Brodem von Zuckerfabriken. Solange die wankenden Füße ihn tragen und nicht alle Kräfte ihn verlaſſen, muß er aushalten.

Dieſer zum Syſtem erhobene Raubbau an menſchlicher Arbeitskraft wird nun keineswegs wettgemacht und ausgeglichen durch eine entſprechende Entlohnung. Im Gegenteil: ein intereſſantes, aber grauſames Spiel wirtſchaftlicher Geſetze läßt den Preis der Arbeit um ſo tiefer ſinken, je länger die Mühſal des Arbeitstages ſich erſtreckt. Die Löhne der deutſchen Arbeiterſchaft ſind durchweg ſo bemeſſen, daß ſie den Erſatz der täglich auszugebenden Arbeitskraft nur höchſt unzulänglich geſtatten und ſo zur Unterernährung und damit zur Unterwertung der Arbeitskraft führen. Man halte ſich vor Augen, daß von den mehr als 14 Millionen zur preußiſchen Einkommenſteuer herangezogenen Perſonen faſt 85% ein jährliches Einkommen von unter 1500 Mark und mehr als 51% der preußiſchen Bevölkerung ein Jahreseinkommen von weniger als 900 Mark hatten. Was dies bedeutet, läßt ſich unſchwer erkennen, wenn man einen Blick auf die vom Reichsgeſundheitsamt aufgeſtellten Minimalforderungen einer normalen Lebenshaltung wirft. Danach kann der Nahrungsbedarf eines Erwachſenen bei mittlerer Arbeit mit einem Aufwand von täglich 60 Pfennigen gedeckt werden, eine Berechnung, die auch mit anderen Taxationen und

ebenſo den Erfahrungen bei Maſſenverpflegungen, Ernährungen in Anſtalten uſw. übereinſtimmt. Da im Durchſchnitt die Arbeiterfamilien aus $3^1/_2$ Erwachſenen beſtehen, müßte eine Familie jährlich 766 Mark für die Nahrung aufwenden. Nimmt man an, daß die Arbeiterfamilie 60% des Einkommens für Nahrung ausgeben könnte, ſo müßte dieſes Einkommen mindeſtens 1277 Mark betragen. Legt man nun gar die Verpflegungsſätze der deutſchen Marine der Berechnung zugrunde, ſo müßte eine fünfköpfige Familie 1047 Mark allein für Nahrung aufwenden können. Nach der jüngſten preußiſchen Einkommenſteuerſtatiſtik betrug aber das Durchſchnittseinkommen von 75% aller Abgabenpflichtigen nur 1380 Mark. Dieſe Ziffern beweiſen, daß bei rund zwei Drittel der Bevölkerung unverkennbare Unterernährung beſteht.

Auch die Lohnſtatiſtiken einzelner Arbeiterkategorien zeigen, daß die Löhne vielfach erheblich hinter dem Exiſtenzminimum zurückbleiben. So verdienten 1907 die Bergleute im Oberharz 834 Mark, im Rheinland 860 Mark, in Niederſchleſien 990 Mark, in Oberſchleſien 1003 Mark, in Mansfeld 1078 Mark, in Halle 1094 Mark, in Siegen-Naſſau 1151 Mark, im Saargebiet 1185 Mark. Der an die Bedienſteten, Handwerker und Arbeiter im Betriebe der preußiſchen und heſſiſchen Staatseiſenbahnverwaltung 1907 gezahlte durchſchnittliche Tagelohn betrug 3,18 Mark, macht bei 300 Arbeitstagen 948 Mark. In Nürnberg erhielten die Tiſchler Tagelöhne von durchſchnittlich 3,87 Mark, die Rollkutſcher Wochenlöhne von 24 Mark. Bei Krupp in Eſſen betrug 1906 der durch-

ſchnittliche Tagelohn 5,35 Mark, in einer münchner Lokomotivenfabrik in demſelben Jahre 4,84 Mark.

Beachtenswert iſt noch eine Ziffer, die den Verſicherungsergebniſſen von 1900 entſtammt. Danach hatten in dieſem Jahre — wie das Reichsverſicherungsamt mitteilte — $6^1/_2$ Millionen der Verſicherten ein jährliches Durchſchnittseinkommen von 735 Mark.

Der Effekt all dieſer Berechnungen und Nachweiſe iſt immer derſelbe: Das Proletariat iſt zu äußerſter Einſchränkung der Bedürfniſſe, zu Mangel und Not, ja zu Entbehrung und oft dauernder Unterernährung gezwungen. Selbſt der ſo vorſichtig urteilende Schmoller ſagt über die Lohnhöhe des deutſchen Arbeiters: „Jahresverdienſte für den Mann von 600—1200 Mark, für die Familie, ſofern mehrere Glieder mitarbeiten, von 1000—1500 Mark können wohl als ein mittlerer Ausdruck heutiger gewerblicher Löhne gelten"; und er muß zugeben, daß dieſes Einkommen für eine ganze Familie „doch kläglich" iſt.

Dabei iſt noch ganz außer Berückſichtigung gelaſſen, daß der Arbeiter nur verhältnismäßig ſelten andauernde und unausgeſetzte Arbeitsgelegenheit hat. Nicht nur, daß er bei Erfüllung beſtimmter Verpflichtungen (militäriſcher Übungen) oder in Krankheitsfällen uſw. die Arbeit zu unterbrechen gezwungen iſt, er ſieht ſich auch bei Stokkungen im Betriebe, Kriſen und ſchlechten Konjunkturen der Gefahr ausgeſetzt, jeden Augenblick auf das Pflaſter geworfen zu werden. Dazu kommt, daß die Maſchine immer mehr Arbeitskräfte entbehrlich macht, immer mehr Menſchen, die verdienen müſſen, weil ſie leben wollen, aus den Betrieben verdrängt. Keine Arbeit aber bedeutet

keinen Lohn, kein Brot, keine Möglichkeit, zu existieren. In Deutschland wurden 1895 bei der Zählung am 14. Juni 143166 Menschen festgestellt, die arbeiten konnten und wollten, aber durch den Widersinn des kapitalistischen Wirtschaftssystems zur Arbeitslosigkeit verurteilt waren. In demselben Jahre, am 2. Dezember, war die Zahl der Arbeitslosen auf 479000 gestiegen, obwohl das Jahr einen guten Geschäftsgang aufwies. So waren Hunderttausende ehrlicher, fleißiger Menschen ohne jede Schuld dem Hunger und der Not preisgegeben, und heute noch, jeden Tag, weisen Städte wie etwa Berlin selbst in Zeiten der Hochkonjunktur ein Überangebot von mindestens 50000 Arbeitskräften auf, für die die Gesellschaft keine Verwendung hat. Nach der Statistik der deutschen Arbeitsnachweise kamen 1909 auf je 100 offene Stellen durchschnittlich 151 Angebote, im November 1908 sogar 210,6, im Dezember 200,6.

Außer dem Auf und Nieder der Konjunktur zwingen noch zahlreiche andere Momente den Proletarier zur Unterbrechung der Arbeit, zu längerer oder kürzerer Feierzeit, zur Abwanderung nach anderen Arbeitsplätzen. Die jährliche Fluktuation bei den Gewerkschaften läßt nur annähernd den ungeheuren Umfang dieser Binnenwanderungen erkennen, und doch betrug sie bei den Buchbindern drei Viertel, bei den Fabrik-, Land- und Hilfsarbeitern zwei Drittel, bei den Zimmerern vier Fünftel und bei den Buchdruckern fünf Sechstel des Mitgliederbestandes. Im Ruhrrevier kam 1906 auf 100 Bergleute durchschnittlich ein Zugang von 57% und ein Abgang von 49%, vereinzelt jedoch, z. B. in Radbod, kamen aber

auch Zugänge bis zu 129% und Abgänge bis zu 94% vor. In einer Stadt wie Lübeck machen ſich bei 4000 Mitgliedern des Sozialdemokratiſchen Vereins alljährlich 15—1600 Ummeldungen infolge Wegzugs, Wohnungswechſels uſw. nötig. Nach der Statiſtik der Invalidenverſicherungsanſtalten unter Zugrundelegung des Quittungskartenaustauſches betrug 1909 die Abwanderung aus Schleſien 101066 Perſonen, aus Oſtpreußen 75500, Poſen 74325, Weſtpreußen 65480, Bayern 54380, Anhalt 51600; die Zuwanderung nach Berlin 119930, Brandenburg 115150, Rheinprovinz 96050, Hanſaſtädten 56900, Weſtfalen 38000. Der geſamte Wanderverkehr (Zu- und Abſtrom) machte für Berlin 245950, für das Königreich Sachſen 199490 Perſonen aus. In den Jahren 1895 bis 1900 ſind hauptſächlich aus dem Oſten nach dem Rheinlande, Weſtfalen und Heſſen-Naſſau rund 371000 Menſchen gewandert. Aus den Dörfern Pommerns ſind im Verlaufe der letzten zehn Jahre allein mehr als 156000 Perſonen nach dem Weſten verzogen, um ſich in den Induſtriegebieten und Großſtädten Arbeit und Exiſtenz zu ſuchen. Man hat berechnet, daß alljährlich etwa vier Millionen Menſchen ihren Wohnſitz wechſeln.

All dieſe Tatſachen erheiſchen ernſteſte Beachtung, einmal, wenn es ſich um die Ermittelung der Einkommens- und Exiſtenzverhältniſſe der proletariſchen Schichten handelt, ſodann aber auch, wenn es gilt, die Lebens- und Erziehungsbedingungen, denen das proletariſche Kind preisgegeben iſt, nach allen Seiten zu würdigen.

Ein heimatloſes Volk, von einer Welle bald dahin, bald dorthin geſpült, vom Sturm bald nach dieſer, bald

nach jener Richtung verſchlagen, ohne Wurzeln und Wurzelboden, ewig auf der Wanderung, in ſchmutzigen Warteſälen, noch ſchmutzigeren IV. Klaſſe-Wagen, mit Sack und Pack beladen, gehetzt, müde, verzweifelt, — wo ſoll da eine Erziehung des Nachwuchſes, der planlos und nervös all die Irrfahrten mitmachen muß, möglich ſein und Früchte bringen können?!

*

Vor einigen Jahren ſind von der Reichsregierung und gleichzeitig auch vom Deutſchen Metallarbeiterverband Haushaltungsbücher ausgegeben worden, um an der Hand tatſächlicher Einzelfeſtſtellungen einen Einblick in die Lohn- und Exiſtenzverhältniſſe der Arbeiterſchaft zu gewinnen. Das auf dieſe Weiſe vom Statiſtiſchen Amt des Reichs ermittelte Durchſchnittseinkommen des deutſchen Arbeiters beträgt 1835 Mark, das vom Metallarbeiterverband ermittelte 1856 Mark. Aber dieſe Summe konnte nur gewonnen werden unter Zuhilfenahme von Überſtunden und Frauen- und Kinderarbeit. Da wo ſich die ganze Lebenshaltung der Familie allein auf dem Einkommen des Mannes aufbaute, waren Einkünfte bis herab zu 780 Mark pro Jahr zu verzeichnen. Auch hier alſo die Tatſache, daß die proletariſche Familie in unendlich vielen Fällen zu chroniſcher Unterernährung verurteilt iſt.

Von intereſſierter Seite wird nun gern darauf verwieſen, daß in den letztverfloſſenen Jahren die Löhne der Arbeiter eine teilweiſe erhebliche Aufbeſſerung erfahren haben. Das ſoll für einen Teil der Arbeiterſchaft, aber nur für einen ſolchen, nicht beſtritten werden. Man ſoll

dann aber auch die Kehrseite der Medaille beachten, daß näm-lich in nicht wenig Berufszweigen ein ganz horrender Rück-gang der Löhne zu verzeichnen gewesen ist. So sind, um nur ein Beispiel hier anzuführen, vom 31. Dezember 1907 bis zum 31. Dezember 1910 nach Veröffentlichungen der Bergarbeiter-Zeitung in sämtlichen deutschen Bergrevieren — mit Ausnahme vom Haller und Klausthaler Salzberg-bau- und vom Mansfelder Erzbergbaugebiet — die Löhne derart heruntergegangen, daß insgesamt die Berg-leute durch direkte Lohnreduzierungen in den drei Jahren die ungeheure Summe von 148852448 Mark eingebüßt haben, ungerechnet die Verluste, die durch zahlreiche Feier-schichten den Belegschaften entstanden sind. Wie solche Lohnrückgänge auf das Einkommen der einzelnen wirken, das zeigen die Lohnlisten der gelernten Bergleute im Ruhrzechengebiet, wo 1907 ein Bergmann 1871 Mark, 1909 aber nur noch 1555 Mark verdiente, gleich einem Rückgang von 17%. Immerhin, anderwärts stiegen die Löhne. So in der Metallindustrie von 1903 bis 1907 um 17,88%. Auch eine von der Dresdner Ortskrankenkasse aufge-nommenen, vom reichsstatistischen Amt anerkannte Lohn-statistik, die 62645 männliche Mitglieder umfaßt, wies eine allgemeine Steigerung des Durchschnittslohns während der letzten zehn Jahre um 18,4% nach. Aber in der-selben Zeit verteuerten sich — die Aufzeichnungen des Statistischen Amtes der Stadt Dresden zugrunde gelegt — die Lebensmittel um 17,5% im Preise. Außerdem sind Wohnung, Kleidung, Bildungsmittel usw. teilweise ganz beträchtlich teurer geworden. So hat sich die wirtschaft-liche Situation des Proletariats keineswegs gebessert;

einzelne Gruppen ſind im Gegenteil noch ſchlimmer belaſtet als früher.

Beſonders traurig, ja geradezu erbarmungswürdig ſind die Einkommenverhältniſſe der Landproletarier. Aus den Renten, die den Witwen verunglückter Arbeiter bewilligt werden, kann man die den Arbeitern gezahlten Löhne berechnen. In Oſtpreußen erhält eine ſolche Witwe jährlich 72 Mark. Das entſpricht einem Lohne von 360 Mark, den der Mann als ganzen Jahresverdienſt erhalten hat. In Weſtpreußen beträgt die Witwenrente 73 Mark, der Jahresverdienſt des Mannes alſo 365 Mark. In Schleſien ſinkt er bis auf 348, vereinzelt ſogar bis auf 320 Mark herab (Regierungsbezirke Breslau und Oppeln). Im ganzen Reiche iſt der Jahresverdienſt des landwirtſchaftlichen Arbeiters 433 Mark.

Wenn dieſe unglücklichen Hungerproletarier nicht ein Daſein führen wollen, das ihr Los tief unter das eines Tieres ſtellt (für Fütterung und Abwartung eines Poſtpferdes wirft der Fiskus pro Jahr 720 Mk. aus), ſo müſſen Frau und Kinder all ihre Kräfte rückhaltlos mit in den Dienſt des Broterwerbs ſtellen. Aber auch der Haushalt des Fabrikproletariers iſt auf den Mitverdienſt der Frau angewieſen.

Die Mutter

Das ſchöne Idyll von der trauten Häuslichkeit, mit der ſorgenden Mutter im Mittelpunkte des Familienkreiſes — „Und drinnen waltet die züchtige Hausfrau, die Mutter der Kinder, und herrſchet weiſe im häuslichen

Kreiſe“ —, es iſt zerſtört. Der Kapitalismus hat die proletariſche Familie ſo lange mit den Ruten des Hungers und der Entbehrung gezüchtigt, bis die Hausfrau Herd und Kind im Stiche ließ und ſich ihm als Ausbeutungsobjekt darbot. Nun rührt ſie ihre Hände in der Induſtrie, im Gewerbe, im Handel, in der Landwirtſchaft. Neben dem Manne zinſend und fronend ſpinnt ſie Garn und webt Tuch, fertigt Kleider, Schuhe, Hüte, Federn, Bänder und Spitzen, heftet Bücher und dreht Zigarren, näht Handſchuhe und flicht Körbe, bemalt Porzellan, friſiert Puppenköpfe, verarbeitet Holz, Metall, Papier, Steine und Erden zu allen erdenklichen Waren, ſteht an den Maſchinen und trägt Mörtel auf Bauten, ja pflaſtert Straßen, ſchürt Hüttenfeuer und fährt mit in Bergwerke ein. Von 5541517 erwerbstätigen Frauen im Jahre 1882 iſt die Zahl auf 6578550 im Jahre 1895 und 9492881 im Jahre 1907 geſtiegen. Das bedeutet eine Zunahme von 44,4 % ſeit 1882 faſt eine Verdoppelung. Während von den Männern nicht ganz zwei Drittel (61,01 %) im Erwerbsleben ſtehen, iſt von den Frauen mehr als der vierte Teil (26,4 %) beruflich tätig.

„Je weniger die Handarbeit Geſchicklichkeit und Kraftäußerung erheiſcht, d. h. je mehr die moderne Induſtrie ſich entwickelt, deſto mehr wird die Arbeit der Männer durch die der Weiber verdrängt. Geſchlechts- und Altersunterſchiede haben keine geſellſchaftliche Geltung mehr für die Arbeiterklaſſe. Es gilt nur noch Arbeitsinſtrumente, die je nach Alter und Geſchlecht verſchiedene Koſten machen.“ (Marx.)

Spezielle Unterſuchungen haben ergeben, daß die Frauen

überall die schlechtestbezahlte Arbeit übernehmen und in die ungünstigsten Arbeitsverhältnisse gedrängt werden, denen die Männer entfliehen, um ihre Lebenslage zu verbessern. 1887 betrug der Durchschnittslohn der Männer 589,32 Mark, der Frauen 224,26 Mark; 1904 der der Männer 981,38 Mark, der Frauen 321,85 Mark; 1909 der der Männer 1146,22 Mark, der Frauen 369,18 Mark. Mehr als die Hälfte aller weiblichen Erwerbstätigen gehört der Landwirtschaft an; ihr fällt auch der Hauptteil an der starken Zunahme der Frauenarbeit seit 1895 zu. Wie ein Redner auf dem Dresdner Gewerkschaftskongreß berichtete, erhalten auf einem Gute, das Wilhelm II. gehört, die Arbeiterinnen 40 Pfg. bei einer täglichen Arbeitszeit von 14 bis 17 Stunden. Die Männer haben die schlechtentlohnte landwirtschaftliche Arbeit mit ihrer langen Arbeitszeit verlassen, um in den Städten und in der Industrie Unterkunft zu finden; an ihre Stelle sind die billigeren und willigeren weiblichen Arbeitskräfte getreten. Relativ am zweitstärksten wuchs der Anteil der Frauenarbeit in Handel und Verkehr. Die Hauptdomänen der industriellen Frauenarbeit bilden noch immer die Textil-, Nahrungs- und Genußmittelindustrie, sowie das Bekleidungs- und Reinigungsgewerbe. Auch die Heimarbeit setzt zahlreiche Kräfte in Bewegung. Die letzte Zählung konstatiert: eine starke Zunahme der weiblichen Erwerbsarbeit im allgemeinen, eine besonders starke Zunahme der weiblichen Erwerbsarbeit in der Landwirtschaft, eine starke Zunahme der eheweiblichen Erwerbsarbeit, der eine Abnahme des Frauenüberschusses gegenübersteht.

Die Lohnverhältniſſe bieten überall ein beſchämendes Bild. Mag es ſich um eine erzgebirgiſche Spitzenklöpplerin oder eine elſäſſiſche Goldſtickerin, eine thüringiſche Glasperlen- oder Puppenarbeiterin oder eine weſtfäliſche Wäſchearbeiterin, eine berliner Mäntelnäherin oder eine ſebnitzer Blumenarbeiterin handeln, — ſie alle bringen ihren Verdienſt bei 12 bis 14ſtündiger, oft 16 bis 18ſtündiger angeſtrengteſter Arbeit nicht höher als auf 2—300 Mark im Jahr. Bettelpfennige ſtatt Lohn. Almoſen, wo redliche und mühſelige Arbeit eine ach, ſo anſpruchsloſe Exiſtenz ſichern ſollte.

Es iſt unſchwer zu begreifen, daß die Frauenarbeit in ihrer heutigen Form ſchwere ſoziale Gefahren in ſich birgt. Faſt die Hälfte der erwerbstätigen Frauen (46,2%), alſo beinahe vier Millionen, ſind verheiratet und damit Sachwalterinnen eines eigenen Haushalts. Für ſie bedeutet Erwerbsarbeit ein Doppeljoch: Haus- und Lohnarbeit. „Bei der heute üblichen Arbeitszeit, der Schwere und Intenſität der Arbeit, iſt in vielen Fällen die Erwerbsarbeit allein ſchon eine Überlaſtung der Frau; das gleiche gilt in viel tauſend Fällen von der Hausarbeit der Arbeiterfrau, die auf alle techniſchen Errungenſchaften der Neuzeit, die für den Bourgeoishaushalt längſt eine ſelbſtverſtändliche Einrichtung geworden ſind, verzichten muß, die auch nicht die Wäſche bleichen, die Fenſter putzen, die Teppiche klopfen laſſen kann, ſondern das Tauſenderlei des Haushalts und der Kinderpflege und -Fürſorge mit eigener Hand ordnen muß.“ Muß die Frau nun die Doppellaſt der Arbeit tragen, von der jede einzelne bereits ein Zuviel für ſie bedeutet, ſo wird dem

Haushalt der wichtigſte Stützpfeiler entzogen. Trotz übermenſchlicher Anſtrengungen iſt eine Vernachläſſigung des Heims, eine Zerrüttung des Familienlebens unvermeidlich. Bei der Heimarbeit iſt es nicht beſſer. Den ganzen Tag iſt die Frau als Sklavin an die Maſchine oder den Arbeitstiſch gefeſſelt. Dabei wird die Wohnung zur Werkſtätte. Neben der Wiege rackert der Webſtuhl. In den Dunſt der Speiſen miſcht ſich der Staub der Arbeit und der Schweiß der ungeſäuberten Körper. Oft iſt Wohnung, Werkſtätte, Küche und Schlafgemach ein und derſelbe Raum. Beruf und Haushalt vertragen ſich ebenſowenig miteinander wie Lohn- und Hausarbeit.

Das ſchwierigſte und folgenſchwerſte Problem aber iſt Beruf und Mutterſchaft, Lohnarbeit und Kindespflege. Es ſchließt die größten Gefahren für Mutter, Kind und Geſellſchaft ein. Sei es, daß verderbliche Einflüſſe ſchon das Kind im Mutterleibe ſchwächen und krank machen; ſei es, daß das Neugeborene der nötigen Wartung und Pflege völlig oder zum großen Teil entbehren muß; ſei es ferner, daß Erziehung und Anleitung zum Guten dem Heranwachſenden fehlen. Das Ende iſt der phyſiſche und moraliſche Verderb. Die Mutter iſt meiſt den Gefahren gegenüber durchaus nicht blind. Sie ſucht die Kinder davor zu bewahren, und Liebe, Angſt und Sorge geben ihr oft die verzweifeltſten Mittel an die Hand. Sie bindet die Kleinen im Bettchen feſt, ſetzt ſie auf den Fußboden, ſchließt ſie bis zu ihrer Rückkehr ein. Wie oft aber kommt es dann zu jenen gräßlichen Unglücksfällen, von denen täglich die Zeitungen berichten: das Kind verwickelt ſich in Kiſſen und Decken, ſo daß es erſtickt; fällt

unglücklich aus dem Bett; kommt dem Ofen zu nahe und verbrennt; verbrüht ſich mit heißem Waſſer oder ſtürzt in ein Waſchfaß; klettert zum Fenſter hinaus und bricht ſich das Genick.

Doch auch wenn ſolch ſchreckliche Fälle nicht paſſieren, ſind Mütter wie Kinder bedauernswert genug. Denn in der Öde des mutterloſen Haushalts kann keine Erziehung gedeihen und Früchte tragen. Früh fort, kaum über Mittag heim, erſt gegen Abend zurück, — wie ſollte die geplagte Mutter da Ruhe und Gelegenheit finden, das Weſen der Kinder zu beobachten, ihre geiſtigen und ſeeliſchen Bedürfniſſe zu erforſchen und durch die Herzlichkeit des Umgangs ihre Entwicklung zu befruchten! Wie dem Haushalt das Herdfeuer fehlt, ſo ermangelt das bißchen Familienleben der wärmenden Sonne der Liebe. Ein Glück, wenn die Kleinſten tagsüber in einem Kindergarten oder einer Krippe Aufnahme finden. Sonſt müſſen ſie bei einer Nachbarin die Zeit verbringen oder wachſen unter dem meiſt nachteiligen Einfluſſe rückſtändiger und verdroſſener Großmütter heran. Die älteren ſind entweder auch ſchon auf Arbeit oder in der Schule. In den Freiſtunden iſt die Straße ihre Welt. Ihre Mutter iſt ſchon eine gute Mutter, wenn ſie die Kleinen rein und ordentlich hält, ihnen ausreichend zu eſſen gibt, ſie in ihrer Nervoſität oder Stumpfheit nicht zu arg prügelt und ſie nicht betteln ſchickt. Eine Freundin der heranwachſenden Kinder vermag ſie nur in den ſeltenſten Fällen zu werden. Kein Same, von ihrer Hand ausgeſtreut, ſchlägt in den jungen Herzen Wurzel. Die Straße muß die Erziehung vollbringen. „Das Schickſal des Proletariers iſt im Be-

griffe, ſich zu vollenden: erſt das Straßenkind iſt der legitime Stammhalter aller künftigen Geſchlechter dieſes heimatloſen Volkes."

Die Wohnung

Die Troſtloſigkeit des Milieus, dem es erwächſt, iſt gleichwohl noch einer Steigerung fähig. Sie entſpringt dem namenloſen Wohnungsjammer, unter dem das Proletariat leidet.

Nach den Forderungen der Hygiene ſoll das Mindeſtmaß der Bodenfläche für ein Wohnzimmer 16—20, für ein Schlafzimmer 20—25 qm betragen. Die Wohnungsenquete der berliner Ortskrankenkaſſe der Kaufleute, Handelsleute und Apotheker ſtellte 1909 feſt, daß es bei den Wohnungen von 4197 männlichen und 3992 weiblichen Mitgliedern nicht erreicht wurde. Dabei handelte es ſich hier um Berufsſtände in gehobenen ſozialen Verhältniſſen. Welche Schlüſſe darf man aus dieſem Reſultat auf die Wohnungskalamität im Proletariat ziehen! Zum mindeſten entſprechen alle Kellerwohnungen und Dachgeſchoſſe nicht den Anforderungen der Hygiene; da aber kommen ſchon Hunderttauſende und Millionen, die in dieſen Löchern und Gelaſſen Unterſchlupf ſuchen müſſen, in Betracht. Im Jahre 1900 lebten in Berlin 91000 Menſchen in Kellerwohnungen, in Hamburg 43000, in Breslau 15000, in Altona 12000. Eine Wohnungsenquete der leipziger Ortskrankenkaſſe von 1904 ergab, daß 50,5% der Männer und 53,6% der Frauen in Wohnungen lebten, die unter 15 qm Bodenfläche hatten. Nimmt man als notwendige

Mindeſthöhe der Aufenthaltsräume 2,85 m an, ſo bewohnten 35,9% der Männer und 43,2% der Frauen unhygieniſche Wohnungen. Bei 9,2% der Männer und 12,3% der Frauen betrug die Wohnungshöhe ſogar unter 2,50 m. Die berliner Baupolizeiordnung verlangt für Wohnräume eine Mindeſthöhe von 2,80 m. Nach der erwähnten Enquete der Ortskrankenkaſſe der Kaufleute von 1909 blieben die Wohnungen von 1626 Männern und 1471 Frauen hinter dieſer Forderung zurück. 62 Männer und 57 Frauen wohnten in Räumen, die weniger als 2,35 m Höhe hatten. Bei 44 Perſonen waren die Wohnräume nur 1,55 m, bei 10 Perſonen nur 1,60 m hoch. In München waren 1907 mehr als 25% aller Wohnungen ſogenannte Teilwohnungen, in denen 105510 Menſchen hauſten. Nicht weniger als 14990 Räume empfingen nur indirektes Licht. In 4455 Fällen mußte ein Abort für fünf und mehr Wohnungen genügen. Nur 61,2% der Wohnungen hatten einen abgeſchloſſenen Vorplatz. „Wer würde es glauben," fragt Sombart, „daß eine ganze Anzahl Menſchen bei uns heutigentags in Wohnungen kampiert, die überhaupt kein heizbares Zimmer haben? Und doch belehrt uns die Statiſtik, daß es deren in Berlin über 15000, in Barmen über 8000 uſw. gibt. In den meiſten deutſchen Großſtädten wohnt die Hälfte oder annähernd die Hälfte aller Menſchen in Wohnungen, die nicht mehr als ein Zimmer umfaſſen. Von 1000 Bewohnern nämlich in Barmen 490, Berlin 430, Breslau 409, Chemnitz 551, Dresden 374, Görlitz 462, Halle 429, Königsberg i. P. 505, Magdeburg 454, Plauen i. V. 641. Mehr wie zwei Zimmer, darf man annehmen, be-

wohnt nur ein verschwindend geringer Prozentsatz der arbeitenden Bevölkerung."

Die amtliche Statistik nennt eine Wohnung *übervölkert*, wenn in einem heizbaren Raume 6 oder mehr in zwei heizbaren Räumen 11 oder mehr Menschen wohnen Trotz dieser Weitherzigkeit in der Auslegung des Begriffes Übervölkerung kam die Wohnungs- und Bevölkerungsaufnahme von 1900 zu folgenden ungeheuerlichen Resultaten:

Berlin	28227	übervölk.	Wohng.	=	60,2 %	aller	W.
Breslau	7156	„	„	=	70,9 %	„	„
Hannover	3387	„	„	=	65,4 %	„	„
Magdeburg	4570	„	„	=	85,9 %	„	„
Charlottenburg	1770	„	„	=	40,5 %	„	„
Königsberg	5426	„	„	=	151,1 %	„	„
Halle	3465	„	„	=	98,4 %	„	„
Barmen	4567	„	„	=	143,4 %	„	„
Posen	3048	„	„	=	126,2 %	„	„
Rixdorf	1926	„	„	=	85,9 %	„	„

Nimmt man als Mindestmaß des Luftraumes für eine Person 10 cbm, so waren in München 1904 850 Wohnungen mit 5254 Personen überfüllt; bei 15 cbm auf die Person 6124 Personen mit 34438 Personen. Von den Schlafräumen stellten sich bei 10 cbm auf die Person 11029 Räume, in denen 39919 Personen schliefen, und bei 15 cbm auf die Person 42121 Räume, die 128691 Personen als Schlafstätte dienten, als überfüllt heraus.

Dabei muß man bedenken, daß die meisten dieser

Wohnungen in großen, himmelhohen Mietskaſernen, in Hinterhäuſern und auf Höfen liegen; daß mitunter Hunderte von Parteien unter demſelben Dache hauſen, dieſelben Treppen und Korridore bevölkern, durch dasſelbe Haustor ſchreiten. In unendlicher Buntheit zuſammengewürfelt lebt ein Chaos von Menſchen Wand an Wand ein in ebenſo unendlicher Buntheit variierendes Leben. Lärm, Streit, Staub, Unruhe, Geſtank, Schmutz erfüllen alle Räume und Zugänge. Da wird gewohnt und gekocht, gewaſchen und gebügelt, „durch die offenen Fenſter dringt der ganze Klatſch, der ganze Zank, alles Klappern, Schwirren, Surren, Summen der Näh- und Schuhmachermaſchinen, alles Kindergeſchrei, alles Toſen der Maſchinerie der Fabrik im Hofraum, aller Dunſt und Duft der 40 oder 50 Küchen mit ihrem Talggeruch und ihrer Ranzigkeit; keine Tür kann geöffnet werden, ohne daß neugierige, neidiſche oder ſchadenfrohe Blicke eindringen, hier muß das Heim als Hölle, die Kneipe und das Bordell als Himmel erſcheinen, können Zuchthaus und Irrenhaus kaum noch Schrecken mehr haben.“ (Sombart) Von den 14 Milliarden, die 9 Millionen männliche und weibliche Arbeitskräfte in der deutſchen Induſtrie als Lohn oder Gehalt verdienen, werden alljährlich 2 Milliarden für Mieten ausgegeben. Was wird dafür geboten? fragte auf dem 2. deutſchen Wohnungskongreß 1911 in Leipzig der Pfarrer Naumann, und er gab zur Antwort: „Jene ſo mühſam zuſammengebrachten zwei Milliarden werden ſo unſyſtematiſch als möglich wieder ausgegeben. Die Pflege jedes Haustieres, die Anpflanzung jeder Zierpflanze wird ſyſtematiſcher betrieben als die An-

pflanzung der wichtigen Pflanze Menſch. So klug ſind wir, daß wir wiſſen: im Walde darf eine gewiſſe Dichtigkeit des Baumbeſtandes nicht überſchritten werden. Bei den Menſchenſiedelungen haben wir aber das zuträgliche Maximum von Dichtigkeit längſt überſchritten. Gewiß weiſen gegenüber den mittelalterlichen Städten unſere heutigen Städte gewaltige Fortſchritte auf. Aber wir haben doch auch gewaltige Rückſchritte gemacht. Was haben wir heute in den Städten? Nur Kaſernengenüſſe, nur immer wieder Stein und Straße und Ordnung und Regel. Die Naturwelt iſt weit draußen, — eventuell kann ſie einmal gelegentlich an einem Sonntagnachmittag beſucht werden."

*

Das Milieu, in dem das Daſein des proletariſchen Kindes erwacht und ſich entwickelt, trägt mancherlei Namen. Es heißt Entbehrung, mutterloſer Haushalt, Wohnungsmiſere, — oft genug alles in einem.

Der Erziehungsboden, der den Wurzeln der bürgerlichen Exiſtenz Kraft und Feſtigkeit verlieh, iſt für den proletariſchen Nachwuchs verarmt und verſandet. Die Familie kann ihre kulturelle Miſſion am werdenden Menſchen nicht mehr erfüllen.

Sie kann nur als Mittlerin das Elendsſchickſal der proletariſchen Klaſſe auf das proletariſche Kind übertragen. Kann das ſoziale Verhängnis von Millionen zum ſozialen Verhängnis des Individuums machen. In unendlicher Variierung und Nuancierung. Und in unendlicher Vervielfältigung.

Das proletariſche Kind

Das Verhängnis ſeiner Abſtammung

Das Verhängnis ſeiner Abſtammung wird dem proletariſchen Kinde zum Verhängnis ſeines Lebens. Schon mit ſeiner vorgeburtlichen Exiſtenz runden ſich die erſten Glieder der endloſen Kette ſeiner Leiden.

Der durch die Degeneration der Raſſe mit den Kennzeichen der Minderwertigkeit behaftete, durch Überarbeit und Unterernährung hart mitgenommene, vielleicht durch Berufsnervoſität oder auch Alkoholismus krankhaft geſchwächte Körper des Vaters und der nicht minder degenerierte, mit den Elendsmalen proletariſcher Herkunft gezeichnete, durch zahlreiche Wochenbetten entkräftete Leib der Mutter, — welches Erbteil ſollen ſie dem werdenden Sprößling anders geben können als den Keim eines frühen Siechtums und die Anwartſchaft auf ein Plätzchen vom blumigen Kirchhofsacker! Das Minimum an Lebenskraft, womit der Daſeinskampf ausgefochten werden ſoll, bedingt von vornherein ein Fiasko und bedeutet nichts anderes als die Prädeſtination für das menſchliche Elend in aller Geſtalt.

Es iſt eine in ihrer Grauſamkeit furchtbare und erſchütternde Tatſache, daß das Proletarierkind ſchon im Mutterleibe hungern muß.

Nach einer auf der Hygiene-Ausſtellung in Dresden aushängenden Tafel konſumiert täglich

	Eiweiß	Fett	Kohlehydrate
ein Arzt in Deutſchland	112 g	92 g	340 g
dagegen			
eine gewöhnl. Arbeiterfrau	76 „	23 „	334 „
eine Näherin	55 „	51 „	230 „

Der Arzt, zu dem man wohl am eheſten das Vertrauen haben darf, daß er weiß, wie die Ernährung mit den Regeln der Geſundheit und Hygiene in Einklang zu bringen iſt, verbraucht an Eiweiß und Fett ebenſoviel, wie zwei Proletarierinnen zuſammen zu verzehren haben. Die Unterernährung tritt hier ganz offenkundig zutage. Unterernährte Frauen und Mütter aber können Kinder, die ſie unter dem Herzen tragen, nur unzureichend ernähren. Sie ſelbſt hungern ja. Da muß auch das Kind mit hungern. So ſchlingt das gemeinſame Elendslos um beide, noch ehe das Kind zum Leben erwacht, die Kette ſchmerzlicher und qualvoller Kameradſchaft.

Bis zur Stunde der Geburt des Kindes iſt die geplagte Proletariermutter in den Bannkreis ihrer häuslichen Pflichten gefeſſelt. Ihre Armut verſagt ihr jede Schonung, Linderung und Rückſicht, die ihr Zuſtand erheiſcht. In ihrem Haushalt entbehrt ſie all der Erleichterungen, die die Fortſchritte der Technik dem Haushalte der Begüterten gebracht haben. Der Mann, die Kinder, die Küche, die Wäſche, — alles verlangt nach ihrer Arbeitskraft. Dabei kann ſie ſich vor Schwäche und Hinfälligkeit vielleicht kaum ſelbſt aufrecht erhalten. Mit dem

Gefühl der Erſchöpfung hat ſie ſich vom Lager erhoben, das ſie mit anderen teilen mußte; mit zitternden Knieen verrichtet ſie ihre Arbeit. Wer ſah nicht ſchon hochſchwangere Frauen der ärmeren Klaſſen mit allen Zeichen der Qual ſchwere Laſten heben oder bepackte Körbe tragen, am Waſchfaß ſtehen oder ſcheuernd ſtundenlang an der Erde knien? Wem ging nicht die wortloſe Sprache tiefen Schmerzes zu Herzen, die aus den bleichen, blutleeren, nervöſen Geſichtern dieſer Dulderinnen ſprach?

Nun ſchaue man erſt in die Werkſtätten und Fabriken, wo die Seufzer der Geplagten ſich in Mehrwert verwandeln! Am Arbeitsplatz, in der Werkſtätte, im Maſchinenſaal harren ſie aus, bis die ſchwere Stunde gebieteriſch ſich meldet. Die Sorge um die Erhaltung der Arbeit zwingt ſie nicht ſelten, ihren Zuſtand zu verbergen. Und immer begleitet ihr Denken und Sinnen die quälende Frage, wie die drohenden Mehrausgaben für das zu erwartende Kind beſtritten werden ſollen. Wie oft ſchleppen ſich die Ärmſten mit dem letzten Reſt von Kraft aus dem Kreiſe der Mitarbeiterinnen fort, um wenigſtens in ihrer Behauſung dem Kinde das Leben geben zu können. Und wie oft paſſiert es, daß bereits unterwegs — auf der Straße, im Hausflur, auf der Trambahn — die Wehen ſie niederzwingen und die Geburt ſie überraſcht. Was die Dichter in ſchöner Ekſtaſe als das Glück und die Wonne der Mutterſchaft preiſen, verwandelt das grauſame Los der Proletarierin zu einem Martyrium, dem bebende Lippen mit einem Fluche danken.

Iſt die proletariſche Familie bereits kinderreich, ſo bedeutet jedes neuankommende Kind — von der Bibel

poetiſch als Geſchenk und Segen Gottes geprieſen — nur eine Vermehrung der Not, eine Urſache weiterer und größerer Sorgen. Kein Jubel begrüßt ſeinen Lebensbeginn, kein frohes Feſt ſchmückt das Ereignis ſeiner Geburt. Wie einen ungebetenen Gaſt, den man lieber gehen als kommen ſieht, betrachten den jungen Weltbürger mürriſche und vergrämte Geſichter. Hoffentlich ſtirbt das Wurm bald, das iſt der unausgeſprochene Wunſch, der ſich in den unfreundlichen Blicken malt. Und auch im Herzen der Mutter, mag es ſich auch vor innerem Weh zuſammenkrampfen, ſiegt ſchließlich die von der Not diktierte kühle Berechnung über die zärtlichen Bande der Menſchlichkeit. „Die Lebensverhältniſſe der Frau eines Arbeiters, die in wenigen Jahren ſechs bis ſieben Kinder geboren hat, der geringe Mittel und wenig Hilfe zur Verfügung ſtehen, ſind meines Erachtens" — ſagt Prof. T. S. Clouſton — „die härteſten aller menſchlichen Weſen innerhalb unſerer modernen Geſellſchaftsordnung."

Dieſes ſchwerſte Los, das die Proletariermutter zu tragen hat, findet mit jedem Kinde mehr eine umſo ſchmerzlichere und grauſamere Dokumentierung. Und mit jedem Kinde mehr werden die Exiſtenzbedingungen, die ſie dem Neugeborenen zu gewähren vermag, ungünſtiger, trauriger, ausſichtsloſer.

Es iſt nachgewieſen, daß unzureichende und unzweckmäßige Ernährung in Verbindung mit ſchwerer Arbeit und dem Mangel an Pflege und Schonung häufig genug ſchon in der Schwangerſchaft den Tod der Frucht herbeiführen. Ein hoher Prozentſatz der mehr als 60000 Totgeburten belaſtet das ſoziale Konto ohne weiteres, denn

es ſteht ziffernmäßig feſt, daß in den wirtſchaftlich ſchlechter ſituierten Schichten der Anteil der Totgeburten um $^1/_2$% höher iſt als in den günſtiger geſtellten. Nach einer Statiſtik der Leipziger Ortskrankenkaſſe, die längere Zeiträume umfaßt, erkrankten von den weiblichen Pflichtmitgliedern während der Schwangerſchaft 5,5% an Schwangerſchaftsbeſchwerden, von den freiwilligen nur 2,1%; 15,5% der Schwangerſchaften von Pflichtmitgliedern endeten mit Fehlgeburten, bei freiwillig Verſicherten nur 2,5%. Totgeburten hatten die freiwillig Verſicherten nur 0,3%, die Pflichtmitglieder 1,7%.

Nicht minder ſchädlich für den weiblichen Organismus iſt die zu frühzeitige Wiederaufnahme der Arbeit nach der Entbindung. Der ſtarke Blut- und Säfteverluſt kann nicht ausreichend erſetzt werden, Senkungen und Blutungen treten ein, Entzündungen entſtehen, und nervöſe Störungen, Kopf- und andauernde Rückenſchmerzen ſind die Folge; oft iſt das Ende dauerndes Siechtum. Ein Unglück, wenn ſolch eine kranke Frau wiederum ſchwanger wird; ſie kann nur Unglück und Unheil gebären!

Bei zahlreichen erwerbstätigen Frauen, beſonders in geſundheitsgefährlichen Induſtrien, kommen Tot- oder Fehlgeburten ungewöhnlich häufig vor infolge der gewerblichen Gifte, die wie unheimliche Marodeure wirken. Bei den Hantierungen mit Blei, Jod, Phosphor, Queckſilber, Nikotin, Chrom uſw. dringen giftige Gaſe oder Staubteilchen in den Körper ein, rufen Erkrankungen der Geſchlechtsorgane hervor und vergiften die Keimzellen, ſo daß die Frucht den Tod ſchon in ſich trägt, noch bevor ſie zum Leben erweckt iſt. Kaup fand, daß in

einer Metallwarenfabrik von den Arbeiterinnen im Laufe von drei Jahren 52 einmal, 13 zweimal, 7 dreimal, 5 viermal, 6 fünfmal, 1 sechsmal und 2 siebenmal an Bleivergiftung erkrankten. Sternberg stellte fest, daß unter den Arbeiterinnen einer Flaschenkapselfabrik, die stark der Bleivergiftung ausgesetzt waren, die Schwangerschaften bei 30% mit Abort und Frühgeburt endeten. In England waren von 77 Bleiarbeiterinnen 15 kinderlos, 35 hatten zusammen 90 Fehlgeburten. Eine Frau hatte ein einziges lebendes Kind, das in einem Jahre geboren worden war, in dem sie der Bleiarbeit fern blieb. Eine andere hatte acht Fehlgeburten, von vier Kindern starben drei als Säuglinge. Von 78 Wöchnerinnen, die in Schriftgießereien des Regierungsbezirks Wiesbaden tätig waren, hatten nur 37 normal entbunden. In wiener Schriftgießereien waren 12,4% der Hilfsarbeiterinnen der Bleivergiftung ausgesetzt; davon hatten 29% Früh- und Fehlgeburten, außerdem kamen auf 100 Schwangere 15 Anomalien, bei den Druckereiarbeiterinnen 9, den Kartonnagenarbeiterinnen 5,5 und 4 bei den Kleidermacherinnen. Bei Quecksilber- und Tabakarbeiterinnen sind 65% der lebend geborenen Kinder dem Tode verfallen, noch viel mehr erblicken gar nicht lebend das Licht der Welt. Wie Lily Braun berichtet, ist es eine alte Erfahrung, daß Frauen, die Kinder haben wollen und sich schwanger fühlen, die Tabakfabrik verlassen, während schwangere Mädchen darin Arbeit suchen, weil nur selten Kinder von Tabakarbeiterinnen lebend zur Welt kommen. Und wenn sie leben, sind sie gezeichnet vom ersten Atemzuge an und trinken sich den Tod aus den Brüsten der Mutter. Ein

fürther Spiegelbeleger war dreimal mit Arbeitsgenoſſinnen verheiratet; die Queckſilbervergiftung verſagte ihnen den Kinderſegen. Zwar hatten alle drei Frauen Kinder, aber keins vermochten ſie am Leben zu erhalten. Auch die Mütter fielen ſämtlich dem Gifte zum Opfer. In einem anderen Falle hatte eine Arbeiterin bei zehn Schwangerſchaften acht Fehlgeburten, eine Totgeburt und nur ein lebendes Kind, das nach fünf Monaten ſtarb. In Zündholzfabriken iſt es das Chrom, in Gummifabriken der Schwefelkohlenſtoff, unter Blumen-, Wachstuch-, Papier-, Hut- und Tapetenarbeiterinnen das Arſenik, in anderen Berufen und Arbeitsgebieten der Phosphor, das Anilin, die Blauſäure, der Schwefel, die ſchwere geſundheitliche Störungen und Verheerungen unter den erwerbstätigen Frauen hervorrufen und ſie unfähig machen für die Mutterſchaft. In Plättereien, Glasbläſereien uſw. iſt es das Gas, das auf das keimende Leben vernichtend wirkt. Entweder das Kind ſtirbt vor der Geburt, oder aber es wächſt als ein ſkrophulöſes, rachitiſches, tuberkulöſes, ſchwachſinniges Geſchöpf heran. In der Schweiz betrug nach Schuler die Zahl der Totgeburten im Geſamtdurchſchnitt 3,9%, bei den Fabrikarbeiterinnen aber 8,2%. „Die Vergiftungsgefahr für die Arbeiterin in all den verſchiedenen Branchen iſt um ſo größer bei mangelnden ſanitären Einrichtungen und mangelnder Sauberkeit im Betriebe, bei langer Arbeitszeit und niedrigen Löhnen und all den ſonſtigen ſozialen Verhältniſſen, unter denen gerade Arbeiterinnen meiſt leben müſſen. Sie iſt am ſchlimmſten für die Heimarbeiterin.“

Nicht immer tötet die Fabrikarbeit, indem ſie den

Leib der Mutter vergiftet, das werdende Kind. Dann aber belastet sie es mit dem Fluche einer geschwächten, verkümmerten und minderwertigen Konstitution. Die Fabrikarbeiterinnen gebären durchgängig um etwa 200 Gramm leichtere Kinder als die Hausfrauen. Nach einem Bericht des sächsischen Landes-Medizinal-Kollegiums von 1904 betrug das Durchschnittsgewicht der Kinder von 391 Wöchnerinnen, die bis zur Entbindung gearbeitet hatten, 2931 Gramm, das der Kinder von Wöchnerinnen, die zwei bis drei Monate vorher die Arbeit aufgegeben, 3291 Gramm. In ähnlicher Weise wurde in 634 Fällen ein deutlicher Einfluß dreiwöchiger Arbeitsruhe vor der Geburt auf das Gewicht der Kinder festgestellt. Außerdem fanden sich bei dieser Gruppe nur 0,8% Totgeburten gegenüber 1,4% bei den Frauen, die bis zur Geburt gearbeitet hatten. Nach dem Franzosen Pinard übertraf das Durchschnittsgewicht der Kinder, deren Mütter sechs bis acht Wochen vor der Geburt nicht mehr schwer gearbeitet, um 300 Gramm das Gewicht der Kinder, deren Mütter keine Schonung genossen hatten. Andere Forscher stellten schon bei zehn Tagen Ruhe ein Mehrgewicht von 205 Gramm, bei 26 Tagen gar ein Mehrgewicht von 420 Gramm fest.

Niedriges Gewicht der Neugeborenen bedeutet im allgemeinen geringe Lebenskraft und die Wahrscheinlichkeit, im Daseinskampfe bald zu unterliegen. Das Prognostikon wird noch ungünstiger, wenn hereditäre Belastungsmomente vorliegen oder latente wie akute Krankheitserscheinungen den körperlichen Gesundheitsstand beeinträchtigen, etwa Skrofulose, Tuberkulose, nervöse Darmschwäche usw. Aus den Lebensverhältnissen der

proletariſchen Klaſſe ergeben ſich hierfür hundertfältig die Vorausſetzungen. So ſind viele der kleinen Weltbürger, indem ſie dem Schoße des Proletariats entſteigen, ſchon als Todeskandidaten gezeichnet. Und bald ſinken ſie wieder ins Grab ... frühe Kirchhofsblumen, denen die Geſellſchaft das Recht zum Leben verſagte ...

Der Tod aus der Milchflaſche

Tückiſche Gewalten vergiften und verkümmern den Lebenskeim des proletariſchen Kindes im Mutterleibe.

Tückiſche Gewalten umſtellen und umdrohen auch ſeine Lebenspforte.

Die Milchflaſche wird zum Leidenskelche, deſſen Trank den jungen Körper durch Krankheiten verwüſtet. Und an die Wiege ſetzt ſich als grauſiger Kinderwärter der Tod.

Die Statiſtik der Säuglingsſterblichkeit entrollt ein düſtereres und ſchreckensvolleres Gemälde als der Bericht des neuteſtamentlichen Chroniſten vom bethlehemitiſchen Kindermord.

Man muß ſeine Erinnerung bis in das Dunkel der aſiatiſchen Vorzeit ſchicken. Bis zu jenem Molochbilde, deſſen hölliſcher Schlund Hekatomben blühender Kinderleiber verſchlang.

Heute opfert das Proletariat alljährlich Hunderttauſende ſeines Nachwuchſes.

Faſt die Hälfte aller Perſonen, die in Deutſchland im Laufe eines Jahres mit dem Tode abgehen, gehören dem Kindesalter an. Und davon wiederum ſind rund ſieben Zehntel Säuglinge.

In konkreten Zahlen ausgedrückt, heißt dies etwa für das Jahr 1904:

es ſtarben überhaupt 1163183 Menſchen,
darunter 560778 Kinder,
und unter dieſen 397781 Säuglinge.

Es kommen demnach auf 1000 Verſtorbene
480,5 Kinder,
im beſonderen 342 Kinder im 1. Lebensjahr.

Vergleicht man die Zahl der in jeder einzelnen Altersklaſſe Sterbenden mit der Geſamtzahl der in dieſer Altersklaſſe überhaupt ſtehenden Perſonen, ſo macht die Geſamtmenge der Verſtorbenen 2% der Geſamtbevölkerung aus. Die der Kinder von 1—15 Jahren 1,4%, die der Säuglinge aber 24,3%. Das heißt: auf jeden Sterbefall, der ein Kind im Alter von 1—15 Jahren betrifft, kommen 17 tote Säuglinge.

Aus den ſeit 1901 von Reichs wegen ermittelten ſtatiſtiſchen Nachweiſen über die Säuglingsſterblichkeit iſt zu erſehen, daß durchweg ein Drittel aller Verſtorbenen im Säuglingsalter ſtand. Das iſt etwa ein Fünftel aller Lebendgeborenen eines Jahres.

In den letzten Jahren haben die Ziffern einen kleinen Rückgang erfahren. So ſind Kinder unter einem Jahre geſtorben

1906	374636
1907	351046
1908	359022
1909	335436

Auf je 100 Lebendgeborene kamen

1906	18,5
1907	17
1908	17,8
1909	17

Am ungünſtigſten ſteht hinſichtlich der Säuglingsſterblichkeit Bayern mit 21,7 (im Jahre 1908 ebenfalls 21,7) auf 100 Geborene, am günſtigſten Lippe mit 10,5 (11,1). In Sachſen betrug die Ziffer 18,8 (20,1), in Baden 17,2 (16,8), in Württemberg 17,2 (18,4), in Preußen 16,4 (17,3). Von den preußiſchen Provinzen ſteht am günſtigſten Heſſen-Naſſau mit 10,3 (10,8); dann folgen Hannover mit 12,1 (13,1), Weſtfalen mit 13,0 (14,4) und Schleswig-Holſtein mit 13,2 (14,9), während die Ziffer am ungünſtigſten iſt in Oſtpreußen mit 19,1 (18,1), Weſtpreußen mit 20,4 (20,5) und Schleſien mit 21,6 (20,8). Oſtpreußen und Schleſien zeigen eine weſentliche Zunahme der Säuglingsſterblichkeit. In Berlin betrug ſie 15,6 gegen 16,8 im Jahre 1908, 16,3 im Jahre 1907 und 17,7 im Jahre 1906.

Geht man den Ziffern im einzelnen nach und beachtet man ihre Verteilung auf die verſchiedenen Landesteile und Erwerbsgebiete, ſo ſtellt ſich die Tatſache heraus, daß immer die Säuglingsſterblichkeit dort außergewöhnlich hoch iſt, wo die Frauenarbeit mehr oder weniger ſtarke Verbreitung gefunden hat. Selbſt das Reichsamt des Innern hat ſich in einer Denkſchrift dem Eingeſtändnis nicht entziehen können, daß unter den Urſachen der Säuglingsſterblichkeit Mangel an Ernährung und Pflege

der Neugeborenen — unmittelbare Folgen der Frauenerwerbsarbeit — an erſter Stelle ſtehen.

Wir kennen den geſchwächten, blutarmen, abgerackerten Körper der proletariſchen Mutter, die Mühſale der Arbeit während der Schwangerſchaft und die daraus reſultierenden geſundheitlichen Schädigungen, kennen auch das unreife, mangelhaft entwickelte, oft ſchon bei der Geburt mit dem Todeskeim behaftete proletariſche Kind. Wundern wir uns da noch, wenn der Tod unter dem Nachwuchs des Proletariats beſonders reiche Ernte hält? Es wäre ſchier wunderbar, wenn dies nicht geſchähe ...

Da iſt Sachſen, das Muſterland des Kapitalismus. Mit ſeiner Frauenarbeit marſchiert es an erſter Stelle. Aber auch mit ſeiner Säuglingsſterblichkeit. Gegen 17% als dem Reichsdurchſchnitt machen die Sterbefälle der Säuglinge bei ihm 18,8% der Lebendgeborenen aus. Da ſind die Textilſtädte Chemnitz, Glauchau, Meerane, Crimmitzſchau, Werdau, Plauen, Olsnitz uſw. mit einem Heer von Frauen, die hinter Webſtühlen und Strickmaſchinen bei zehn-, zwölf- und mehrſtündiger Arbeit fronden. Gerade in dieſen Induſtrieorten graſſiert die Säuglingsſterblichkeit am unbarmherzigſten. Noch vor ein paar Jahren wurden dort folgende Ziffern gewonnen: Chemnitz (Land) 39,2%, (Stadt) 35,6%, Glauchau 33% uſw. 1904 ſtiegen in Chemnitz die Sterblichkeitsziffern allein für Kinder im Alter von ſechs Monaten auf 78,8%, in Bromberg im Juli auf 50, im Auguſt auf 76%. In Ölsnitz i. V. befanden ſich unter den Toten des Jahres 40% Säuglinge. Ähnlich in anderen Städten und Gebieten, wo Frauenarbeit ſtark vorherrſcht.

In Langenbielau im Eulengebirge ſtarben 54 %, in den Bezirken der Berliner Papierinduſtrie 48 %, in Reichenbach i. Schl. 44 %, in Ingolſtadt 40,9 %, in Regensburg 37,4 %, in Augsburg 34 % der Lebendgeborenen.

Aus dieſen Zahlen ſchluchzt das Weh unzähliger Familientragödien. Wieviel Hoffnungen ſind da vernichtet! Wieviel Lebensglück iſt in Scherben geſchlagen! Oft zittert ein Nachhall dieſes Schmerzes lähmend und verdüſternd durch das ganze Menſchenleben fort.

Schon Marx, der die kapitaliſtiſche Entwicklung in England beobachtete und ſtudierte, wies darauf hin, wie die Ungunſt der Entwicklung des proletariſchen Kindes, beſonders im erſten Lebensjahr, geſteigert wird durch das Vorhandenſein von Frauenarbeit. Er ſtellte Regiſtrationsdiſtrikte mit 9000 Todesfällen auf 100000 lebende Kinder anderen gegenüber, die 26000 und mehr Todesfälle aufwieſen, und legte dar, daß dieſe hohen Sterblichkeitsraten verſchuldet ſeien durch die außerhäusliche Beſchäftigung der Mutter und der daraus entſpringenden Vernachläſſigung und Mißhandlung der Kinder, durch unpaſſende Nahrung, Nahrungsmangel, Fütterung mit Opiaten, auch durch die natürliche Entfremdung der Mutter gegen die Kinder, die oft abſichtliche Aushungerung und Vergiftung im Gefolge hat.

In ſolchen Diſtrikten, in denen ein Minimum weiblicher Beſchäftigung exiſtierte, war die Sterblichkeitsrate am niedrigſten. Ja, ſchon ein vorübergehendes Nachlaſſen der Frauenarbeit brachte ſichtliche Beſſerung der Zuſtände. Während der großen Baumwollkriſe, die England in den ſechziger Jahren heimſuchte und die Textilbetriebe auf lange Zeit ſtilllegte, hatten die Fabrik-

arbeiterinnen Gelegenheit, ihre Säuglinge beſſer zu pflegen; ſofort ging die Sterblichkeit der Kleinen zurück. In ganz ähnlicher Weiſe ſank in der Dollfußſchen Fabrik in Mülhauſen i. E. die Sterblichkeit der Kinder im erſten Lebensjahr von 38% auf 25%, nachdem den Müttern eine ſechswöchige Schonung vor und nach der Entbindung gewährt worden war. In Gegenden, wo keine Fabrikarbeit für Frauen beſteht, beträgt die Säuglingsſterblichkeit bei ſonſt gleichen ſozialen Bedingungen kaum 10 oder 11%. Sobald aber die Frauen zur Erwerbsarbeit herangezogen werden, ſteigen die Ziffern. Auch wenn es ſich, wie in Oſtelbien, wo die Männer abwandern und die Frauen ſich unter den Druck der junkerlichen Fäuſte begeben, um landwirtſchaftliche Tätigkeit handelt. Sie entzieht dem Kinde die Mutter genau ſo rückſichtslos wie die Fabrikarbeit. Darum auch dieſelben Folgen: Säuglingsſterblichkeit in rein ländlichen Kreiſen wie Neiße, Striegau, Bolkenhain uſw. bis zu 26, 28, 30% und mehr.

Es iſt eine gedankenloſe Phraſe, zu ſagen, der Senſenmann kenne keine Rückſicht der Perſon. Tatſachen beweiſen, daß er gegen die Armut härter und rückſichtsloſer iſt als gegen den Beſitz. Das reiche Kind verſchont er, während er die Armen in Schwaden niedermäht. In den ariſtokratiſchen Familien Deutſchlands ſterben nach Ellen Key von 1000 Kindern jährlich etwa 57; in Berlins armer Bevölkerung dagegen 345. Der adlige Sprößling hat alſo ſechsmal ſo gute Chancen, am Leben zu bleiben, als der proletariſche. Während die offizielle Statiſtik die Säuglingsſterblichkeit für Berlin auf 18,1% beziffert, ſtand ſie im reichen Tiergartenviertel

auf 5,2%, auf dem Wedding, dem armen Proletarierquartier, auf 42%. Eine achtfache Verschlechterung für die Kinder der Armen! 1905 starben in den westlichen arbeiterfreien Vororten Berlins durchschnittlich 15,06%- im heißen Monat August sogar 27,8%; dagegen in den östlichen Vororten mit überwiegender Arbeiterbevölkerung 23,76%, im August 62,52% sämtlicher Lebendgeborenen im Säuglingsalter. Dr. Wolff ermittelte folgende Ziffern:

Alter	bei Arbeitern	beim Mittelstand	bei Reichen
bis 1 Jahr	30,5%	17,3%	8,9%
1— 2 Jahre	11,5 „	5,5 „	1,9 „
3— 5 „	13,6 „	6,5 „	2,6 „
6—10 „	6,8 „	3,8 „	1,3 „
11—14 „	2,5 „	1,1 „	0,8 „
	64,9%	34,2%	15,5%

Für Bremen gewann Dr. Funk, der Leiter des Statistischen Amtes, für den Zeitraum 1901—1910 folgendes interessante Resultat:

Auf je 10000 Lebende jeder Altersstufe kamen Gestorbene:

Altersstufen	Wohlhabende	Mittelstand	Ärmere	Insgesamt
0 bis 1 Jahr	489	909	2558	1676
1 „ 5 Jahre	28	92	262	156
5 „ 15 „	17	25	40	29

Nach einer 1909 in der Kommunalen Praxis veröffentlichten Statistik starben in Halle a. S. von je 100 Säuglingen:

4,3 wenn der Vater höherer Beamter, Offizier oder akademiſch Gebildeter war,
13,5 wenn der Vater mittlerer Beamter war,
14,2 wenn der Vater Unterbeamter oder Unteroffizier war,
13 wenn der Vater ſelbſtändiger Kaufmann, Fabrikant oder Landwirt war,
13 wenn der Vater Handwerksmeiſter oder Kleingewerbetreibender war,
11,3 wenn der Vater Handlungsgehilfe, Kontorbeamter war,
18,9 wenn der Vater gelernter gewerblicher Arbeiter war,
24,1 wenn der Vater ungelernter Arbeiter war.

Nach einer anderen Aufſtellung betrug die Sterblichkeit in den Arbeitervierteln Berlins: Weißenſee 31,9%, Britz 29,3%, Lichtenberg 25,1%; dagegen in dem weſtlichen Villenort Dahlem 6,67%.

In Graz betrug die Sterblichkeit der Säuglinge in den wohlhabenden Klaſſen 0%, im Mittelſtand 4,2%, in den unbemittelten Schichten 35,9%, bei den ganz Armen 59,9%. Nach Dr. Reck ſtarben von 1000 Lebendgeborenen vor Ablauf des 5. Lebensjahres bei einem monatlichen Einkommen der Eltern von

0— 75	Mk.	413
75—100	„	344
100—150	„	330
150—200	„	272
200—250	„	241
über 250	„	230

In Barmen wurde eine Statiſtik aufgenommen mit Berückſichtigung des Einkommens der Eltern und der Er-

nährungsweiſe des Kindes. Es ſtarben von 100 Lebendgeborenen:

Alter	Einkommen des Vaters			
	bis 1500 Mk.		über 1500 Mk.	
	Bruſt	Flaſche	Bruſt	Flaſche
über 3— 6 Monate	5,7	37,8	3,1	17
„ 6— 9 „	4,3	25	1,4	10,8
„ 9—12 „	6,2	11,3	5,2	6

„Vergebens drückt die Mutter das mit ſo vielen Schmerzen zur Welt gebrachte Kind an die Bruſt; ſie ſieht es hinſiechen und glaubt vielleicht in ihrer Unwiſſenheit, die eine unzertrennliche Gefährtin des Elends iſt, das wäre eine Schickung des Himmels. Aber dem iſt nicht ſo. Mehr als die Hälfte der Bruſtkinder und faſt zwei Drittel der Flaſchenkinder hätten Ausſicht gehabt, am Leben zu bleiben, wenn ſie eben nicht Proletarierkinder geweſen wären. Die Mutter gibt ihnen ihr Beſtes, ihre Geſundheit, ihr Lebensmark, — aber hinter der nährenden Proletariermutter ſteht das graue Elend, dieſes tötet das Kind.“

Die zunehmende Proletariſierung der Volksmaſſen hat dazu geführt, daß die Ernährung des Neugeborenen durch die Mutterbruſt mehr und mehr verdrängt worden iſt durch die Ernährung mittels Flaſche. Einmal, weil die Erwerbsarbeit der Frau nicht geſtattet, dem Kinde während der Arbeitszeit die Bruſt zu reichen; das andere Mal, weil die wachſende Degeneration der Proletarierfrau

die Stillfähigkeit immer mehr ſchwinden läßt. In Berlin bekamen 1890 von 100 Säuglingen noch 50 die Bruſt, heute kaum noch 30. Seitdem man Stillprämien zahlt, mag die Zahl wieder etwas im Steigen begriffen ſein. Aber ob die Nahrung, die ein ſchwacher, unterernährter Körper dem Kinde darbietet, wirkliches Gedeihen ſichert und vor den Gefahren des Säuglingsalters zu ſchützen vermag? Meiſt hat ja ſchon das Wachstum des Kindes vor der Geburt der Mutter den letzten Reſt ihrer Kraft entzogen.

Wo die Muttermilch fehlt, leiſtet die Milchflaſche mangelhaften Erſatz, oder andere Surrogate treten an ihre Stelle. Sie bereiten dem Tode den Weg.

Trotzdem wäre es verfehlt, der künſtlichen Ernährung — wie dies oft geſchieht — allein die Schuld der Säuglingsſterblichkeit zuzuſchieben. Sie iſt nur erſt eine Folgewirkung des Grundübels, der ſozialen Notlage. Wo dieſe nicht beſteht, wirkt auch künſtliche Ernährung nicht ſo verheerend und verderblich. Praußnitz hat berechnet, daß an den Sommerkrankheiten von künſtlich ernährten Säuglingen bei den Reichen 0,27 %, beim Mittelſtand 5 % und beim Proletariat 94,8 % verſtarben. Das bedeutet, daß für das Proletarierkind der Daſeinskampf 350 mal ſo hart war, wie für das Kind der begüterten Klaſſe.

Ebenſo nötig wie Nahrung und Pflege braucht der Säugling zu ſeinem Gedeihen Luft und Sonne. Sie bleiben dem proletariſchen Nachwuchs, der in engen Mietwohnungen, licht- und luftarmen Quartieren, ſchmutzigen Baracken, feuchten Hof- und Kellerwohnungen zur Welt

kommt, faſt völlig verſagt. Iſt es ein Zufall, daß Chemnitz, die Stadt der höchſten Säuglingsſterblichkeitsrate, nicht bloß eine ſtark entwickelte Frauenerwerbsarbeit, ſondern auch ganz ungewöhnlich traurige Wohnungsverhältniſſe aufweiſt? Desgleichen Langenbielau, Augsburg und andere Städte. Man laſſe ſich einmal die Räume zeigen, deren Luft die armen Würmer Tag und Nacht atmen, und die Betten, in denen ſie ſchlafen. Man mache ſich — im Erzgebirge oder in der ſächſiſchen Oberlauſitz, im Thüringer Wald oder auf der hohen Rhön, auf dem Eichsfelde oder in der Eifel, im Eulengebirge oder im oberſchleſiſchen Kohlengebiete — bekannt mit den Verhältniſſen, unter denen ſie leben, eſſen, trinken, ſpielen, leiden und — lachen, und man wird die Zwerge mit den greiſenhaften Geſichtern, durchſichtigen blutleeren Händchen und rachitiſchen Beinen als Lebenskämpfer bewundern, die zäh und tapfer um ihren Platz im Daſein ringen und — zwölfmal zu Boden geworfen — ſich zum dreizehnten Male erheben, um ein Leben voll Not und Blöße, Hunger und Siechtum weiterzuleben.

Was Luft und Sonne für das Gedeihen des Kindes im erſten Lebensjahr bedeuten, beleuchtet treffend eine Aufſtellung Richters von 1888 über Frankfurt a. M. Danach ſtarben in den Stadtvierteln, in denen 22 Menſchen auf demſelben Raume wohnten, den in den Villenvororten einer einnahm, 37—43% der Geborenen gegen etwa 15% in den letztbezeichneten Vierteln. Dr. Groth in München beobachtete, daß 80,8% der von ihm behandelten Säuglinge in Wohnungen von 1 bis 2 Räumen verſtarben, obwohl dieſe nur 25% aller Wohnungen

waren. Ein kölner Arzt hat ermittelt, daß die Säuglingssterblichkeit in den Proletariervierteln ebensoweit über den Durchschnitt hinausgeht, wie sie in den Quartieren der Reichen unter ihn herabsinkt. Für Dresden stellte Dr. Meinert fest, daß in Straßen mit geschlossener Bauweise, Hof- und Hinterhauswohnungen der Prozentsatz der Säuglingssterblichkeit 8,5 betrug; bei halboffener Bauweise 2,5, in mustergültigen, rings von freier Luft umspülten Arbeiterhäusern 0. Auch für Halle a. S. fand Dr. Kathe, der über fünf Jahre die Säuglingssterblichkeit nach Straßen und Stadtvierteln berechnete, daß die Frage der Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit in der Hauptsache eine Wohnungsfrage sei. In den engen, stickigen Straßen der Altstadt mit feuchten Höfen und ungesunden Wohnungen starben 47—48,5 % der Säuglinge (in einem einzigen Hause 18 Säuglinge!), während die freier gelegenen Straßen mit größeren Wohnungen, besonders die Vereinsstraßen, die eine Gartenstadt im Kleinen bilden, fast gar nicht von der Sterblichkeit betroffen wurden. „Wenn den Arbeitern luftige, gesunde Kleinwohnungen an Stelle der großen Mietskasernen gebaut würden, würde sicher auch die Säuglingssterblichkeit erheblich zurückgehen.“ Die englische Gartenstadt Bournville liefert dafür den Beweis. Dort starben von 1000 Lebendgeborenen 78 gegen 170 im benachbarten Birmingham, wo Luft und Sonne in den Proletariervierteln rare Artikel sind.

Ob zu all den Nachteilen, die die Existenz und das Gedeihen des proletarischen Kindes bedrängen und bedrohen, noch eine soziale Ungunst von besonderer Härte hinzukommt, hängt von der Entscheidung der Frage ab,

ob zwiſchen Geburtenhäufigkeit und Kinderſterblichkeit ein Parallelismus beſteht. Dr. Hamburger hat bei 1042 Arbeiterfrauen feſtgeſtellt, wie oft jede von ihnen geboren hatte. Es ergab ſich, daß ihnen mehr als die Hälfte aller Kinder durch den Tod entriſſen worden war, bevor dieſe das 16. Lebensjahr erreichten, und daß die Verluſte mit zunehmender Geburtenziffer ſtiegen: bei Ehen mit 2 bis 3 Kindern ſtarben ca. $33\frac{1}{3}\%$, bei Ehen mit 5 Kindern 40%, bei Ehen mit 7 Kindern 46% uſw. Daraus ſchloß Hamburger, daß hohe Geburtenhäufigkeit, wie ſie namentlich im Proletariat vorkommt, die Kinderſterblichkeit begünſtigt. Allerdings hat die Anſicht Hamburgers Widerſpruch erfahren, beſonders Dr. Geißler hat bei ſeinem Verſuch einer Gegenbeweisführung auf den Landbezirk Zittau verwieſen, der trotz niedriger ehelicher Fruchtbarkeit eine äußerſt ungünſtige Sterblichkeitsziffer aufweiſt. Dieſes Faktum ſpricht indes eher für Hamburger als gegen ihn. Bei dem notoriſchen Weberelend in der Oberlauſitz iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß die geringe eheliche Fruchtbarkeit dieſelbe Degeneration und phyſiſche Erſchöpfung verſchuldet, die auch den lebendgeborenen Kindern ſchon das Todesmal aufdrückt. Daß zahlreiche, raſch aufeinander folgende Geburten den Körper der Mutter ſo zu ſchwächen vermögen, daß dieſe gar nicht mehr imſtande iſt, lebensfähige Kinder zur Welt zu bringen, bedarf nach all dem, was über Ernährung und Lebenshaltung der Proletarierin geſagt iſt, keines Beweiſes mehr. So ſcheint ſich Dr. Hamburgers Behauptung zu beſtätigen: daß die geſteigerte Fruchtbarkeit des Schoßes der proletariſchen Mutter nur den Kirchhofsacker ſegnet.

Der Makel unehelicher Geburt

Die dunkeln Schatten, die der Fittich des Todes auf die armſelige Wiege wirft, weichen nicht, auch wenn die erſten Lebenskämpfe ausgefochten ſind.

Das proletariſche Kind bleibt das Stiefkind des Schickſals.

Sein Los geſtaltet ſich beſonders traurig, wenn das Verhängnis ſeiner proletariſchen Abſtammung gepaart iſt mit dem Verhängnis unehelicher Geburt.

Wenn je Unſchuldige für das Tun anderer gelitten und gebüßt haben nach der furchtbaren Drohung des grauſamen Sinaiwortes, daß die Sünde der Väter heimgeſucht werde an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, dann ſind es die in freier Liebe Gezeugten.

Seit dem Zeitpunkte, da die außereheliche, wenn auch ſonſt von innigſten und reinſten Herzensneigungen getragene Hingabe eines Weibes an den Mann vom Volksempfinden und der öffentlichen Moral als Entehrung betrachtet wurde, tragen ſie im Urteil der Geſellſchaft das Mal der Ächtung und Schande an der Stirn. „Hurkindern" gegenüber war jeder Schimpf erlaubt; das Recht verſagte ihnen den vollen Umfang ſeiner Wohltaten; die Türen der Zunftwerkſtätten waren ihnen verſperrt; in den Herbergen und Schenken hatten ſie ihren Platz neben dem Schinder, Henker und den übrigen beſcholtenen Gewerben. Bis in die neueſte Zeit hat ſich ein beſchämender Reſt dieſer mittelalterlichen Vorurteile und moraliſchen Rückſtändigkeiten erhalten. So wurden an einem Dezemberabend 1905 in dem elſäſſiſchen Orte Gebweiler plötzlich

alle Lichter auf den Straßen für eine Stunde ausgelöſcht, weil an dem Tage im Orte ein uneheliches Kind geboren worden war. So beſteht in dem Duodezländchen Reuß ä. L., wo ein ſeniler Fürſt höchſt eigenhändig ungezogenen Kindern die entblößte Kehrſeite zu peitſchen liebte, das unglaubliche Geſetz (von 1854), das unehelich Geſchwängerte bei Vermeidung empfindlicher Strafen zwingt, ſpäteſtens im vierten Monate ihren Zuſtand perſönlich bei der hohen Obrigkeit, d. h. einem höhniſch oder lüſtern blinzelnden Schreiber oder Kanzliſten, unter Angabe intimer Details anzuzeigen. So bleiben in zahlreichen Städten Kinderbewahranſtalten für uneheliche Kinder geſperrt. So beſaß in Dortmund ein Rechtsanwalt die Herzensroheit, vor dem Schwurgericht zwei Wüſtlinge, die ein Mädchen vergewaltigt, damit zu verteidigen, daß er das Mädchen zu belaſten verſuchte, indem er ausführte: das Mädchen ſei unehelicher Geburt und alle Unehelichen ſeien „erfahrungsgemäß“ inſofern erblich belaſtet, als ſie große fleiſchliche Neigung offenbarten.

Im Deutſchen Reiche werden alljährlich etwa 180000 uneheliche Kinder geboren (1907: 179177; 1906: 177060). Während die Geſamtzahl aller Geburten abnimmt, iſt die Zahl der unehelichen Geburten in abſoluter Zunahme begriffen. In durchſchnittlich zehn Jahren hat die eheliche Fruchtbarkeit um 9,2% ab-, die uneheliche um 11,4% zugenommen. Infolgedeſſen vergrößert ſich der relative Anteil der Unehelichen an den Geborenen beſtändig. Das bedeutet: nicht allein das Wachstum der proletariſchen Klaſſe innerhalb der Volksgeſamtheit, ſondern auch die Zunahme der unehelichen

Herkunft bringt für einen immer größer werdenden Prozentsatz von Kindern eine soziale Verschlechterung oder aber zum mindesten die Aussicht einer Verschlechterung ihrer sozialen Entwicklungsperspektiven mit sich.

Schon im Mutterleibe ist das uneheliche Kind dem ehelichen gegenüber ebenso benachteiligt wie das proletarische gegenüber dem bürgerlichen. Wie nun erst, wenn das uneheliche Kind zugleich ein proletarisches ist! Während 1904 bei ehelich Geborenen 97,1% lebend und 2,9% tot geboren wurden, gab es bei den unehelichen 95,9% Lebende und 4,1% Tote. Abgesehen von kriminellen Ursachen, die hier eine Rolle spielen, ist das stärkere Auftreten von Totgeburten bei Unehelichen (in Hamburg 6,1%, Lübeck 5,6%) sicher von dem Umstande verschuldet, daß die unehelichen Mütter meist bis zum äußersten Termin auf Erwerb ausgehen müssen und sich weniger Schonung gönnen können als die ehelichen.

Mit dem höheren Prozentsatze der Totgeburten hält die größere Sterblichkeit der unehelichen Säuglinge gleichen Schritt.

Von den 1904 im Reiche verstorbenen 397781 Säuglingen waren 52809 unehelicher Geburt. Es starben im Durchschnitt vor und während der Geburt 5% der Unehelichen und 3% der Ehelichen. Verglichen mit den jeweiligen Geburtsziffern entfielen auf 100 eheliche Geburten 18,6, auf ebensoviel uneheliche 31,4 Todesfälle. Danach erreichten von den Ehelichen mehr als vier Fünftel, von den Unehelichen nur etwa zwei Drittel das erste Lebensjahr. Auf den Todesfall eines ehelichen Kindes kamen Todesfälle Unehelicher in Frankfurt a. M. 2,33,

in Hamburg und Vororten 2,17, in Berlin 1,77, in Leipzig 1,54 usw. Im Jahre 1905 schwankte in 39 deutschen Großstädten die Sterblichkeit der unehelichen Säuglinge zwischen 22,1 % der Lebendgeborenen in Dresden und 49,6 % in Dortmund.

Daß die Gefährdung der Unehelichen größer ist als die der Ehelichen, hat seine hauptsächlichste Ursache darin, daß die uneheliche Mutter in den allermeisten Fällen in erheblich ungünstigerer wirtschaftlicher Lage lebt, in höherem Maße als die verheiratete an der Fabrik- und Berufsarbeit beteiligt ist und sich ihrem Kinde, selbst wenn sie an ihm mit großer Liebe hängen würde, in nur sehr ungenügendem Maße widmen kann. Das Kind wandert in die Hände von Ziehmüttern, wo es meist infolge mangelhafter Nahrung, unverständlicher Behandlung, ungesunder Wohnung und ungenügender Reinlichkeit dem körperlichen oder geistigen Elend verfällt, bis der Tod es daraus befreit. Nicht selten sind auch die Fälle, in denen, oft in stillschweigendem Einverständnis mit der unehelichen Mutter, die Hexenkünste der Engelmacherei dem armen Wurm das Ende bereiten.

Die Ziehkinderpflege ist besonders in Großstädten weit verbreitet; sie wird wenig überwacht, ist meist schlecht organisiert und bildet so für die Säuglingssterblichkeit einen ergiebigen Boden. Doch auch da, wo das Ziehkinderwesen geordnet ist, sind die Resultate nicht befriedigend. So war in Leipzig bei vorzüglicher Organisation und Überwachung des Haltekinderwesens zwar ein Rückgang in der Sterblichkeit von 33,4 % (1904) auf 28,5 % (1906) zu verzeichnen, im Durchschnitt jedoch hielt sich die Sterb-

lichkeit der Unehelichen ſtets um 10% höher als die der Ehelichen, „ein Ergebnis, an dem — wie das leipziger Ziehkinderamt erklärt — auch die Beaufſichtigung und Pflege nicht viel ändern konnte“. Noch gravierender iſt folgende Gegenüberſtellung:

Es ſtarben von 100 Lebendgeborenen

in Charlottenburg 41,9% im 1. Monat ſtehende Pflegekinder

24,6% Haltekinder vor Ablauf des 1. Jahres

im berliner Kinderaſyl 59,7 % der Pfleglinge im 1. Lebensjahr

45,42% im 2. Jahre des Beſtehens.

Die Sterblichkeit zeigte alſo in Berlin einen Rückgang ſeit Errichtung des Aſyls, gleichwohl ſtand ſie — im Aſyl! — immer noch höher als unter den charlottenburger Halte- und Pflegekindern.

Nach Dr. Neumanns Statiſtik von 1896 zeigte in Berlin die Haltepflege in der zweiten Hälfte des 1. Monats etwas ungünſtigere, im ganzen 2. Monat ungefähr gleiche Sterblichkeit wie die Privatpflege, ſpäterhin dauernd ungünſtige Zahlen. Die Sterblichkeit der unentgeltlich verpflegten Kinder ſtand der allgemeinen Sterblichkeit ſehr nahe. Am allerungünſtigſten war der Pflegeerfolg in der Waiſenpflege.

Den ſchweren ſozialen Anklagen, die aus dieſen Tatſachen ſprechen, iſt das Gewiſſen der Öffentlichkeit mit Einwänden begegnet. Die Unehelichen, ſo hat man er-

klärt, ſind als Nachkommen moraliſch minderwertiger und degenerierter Eltern mehr oder weniger ſchwer erblich belaſtet und in ihrer Lebenstüchtigkeit geſchwächt, daher von vornherein zu hoher Sterblichkeit prädeſtiniert. Dem widerſprechen aber alle Beobachtung und Erfahrung. Gewiß gibt es unter den Unehelichen phyſiſch und pſychiſch Entartete, aber nicht mehr als unter den Ehelichen. Dagegen iſt die Lebenskraft bei den Unehelichen, da ſie meiſt aus innigem Liebesverkehr hervorgehen und ihre Eltern in der Blüte der Jahre ſtehen, durchweg robuſter als bei den Ehelichen. Beſonders auf dem Lande, wo der voreheliche Beiſchlaf vielfach die Regel iſt, die Ehe erſt eingegangen wird, wenn das erſte Kind auf dem Wege oder bereits geboren iſt und die Anerkennung des unehelich geborenen Kindes durch den Vater bereitwillig erfolgt. Spann hat in ſeiner gründlichen Unterſuchung für Frankfurt a. M. nachgewieſen, daß die Vaterſchaftsanerkennungen am relativ günſtigſten bei den Arbeiterinnen, Haushälterinnen und Berufsloſen iſt. Kommt es zu keiner Heirat der unehelichen Mutter mit dem Vater ihres Kindes, ſo findet ſie dennoch in einer außerordentlich großen Zahl von Fällen einen anderen Ehemann. Sehr häufig werden Mutter und Kind auch, nach mancherlei Auftritten zwar, von der Familie der jungen Mutter aufgenommen. In den höheren ſozialen Schichten dagegen bedeutet der außereheliche Verkehr einen meiſt unverzeihlichen Verſtoß gegen die Moral „der Geſellſchaft“ Aus ihrer Stellung entlaſſen, von den Eltern verſtoßen, geſellſchaftlich gemieden, ſieht ſich die uneheliche Mutter der höheren Stände einer großen wirtſchaftlichen, ſozialen

und moraliſchen Gefährdung gegenüber. Was die Männer in dieſen Kreiſen betrifft, ſo herrſcht unter ihnen die Moral, daß man ein Mädchen, das man verführt hat, nicht heiratet. Spann weiſt für Frankfurt a. M. nach, daß der Prozentſatz der Vaterſchaftsanerkennungen umſo geringer iſt, je höher die ſoziale Schicht der Mutter rangiert. Der außereheliche Umgang erfolgt alſo in den höheren ſozialen Schichten ungleich leichtfertiger als in den niederen. Die Gefahr einer Degeneration wird ſomit für die Früchte dieſes Geſchlechtsverkehrs entſchieden größer ſein, während die eigentlichen proletariſchen Sprößlinge unter den Unehelichen eine urwüchſige Lebenskraft mitbringen. Übrigens ſind die ledigen Mütter in Frankfurt a. M. zu 43,6%, in Berlin zu 36,6%, in Dresden zu 38,5%, in Wien zu 30,5% Dienſtmädchen, gehören alſo einem Stande an, dem im allgemeinen mehr Geſundheit und Friſche eigen iſt als phyſiſche Schwäche und Entartung. Auch Spann erkennt an, daß nach ſeinen Beobachtungen „bei den Unehelichen die Raſſe in körperlicher Hinſicht eine beſſere ſei“ und ſoziale Urſachen die hohe Sterblichkeit der Unehelichen bedingen. Roſenfeld und Neumann haben dieſe Tatſache beſtätigt.

Es handelt ſich ſomit bei der großen Mehrheit der unehelichen Väter und Mütter nicht um verkommene, degenerierte Individuen, ſondern um lebenstüchtige, geſunde Menſchen, die wohl imſtande wären, einen kräftigen Nachwuchs zu erzeugen und zur Welt zu bringen, hätten ſie nicht unter ungünſtigen ſozialen Verhältniſſen zu leiden, und würden nicht die Kinder ſchon in die entwicklungshemmenden Einflüſſe ihres Elends hineingeboren. Haben dieſe das Glück, in Verhältniſſe zu kommen, die

denen der Ehelichen ähnlich sind, so stehen sie in ihrer Entwicklung, wie Spann bezeugt, diesen in keiner Weise nach. Bleiben sie aber in den typischen Verhältnissen der Unehelichen, so geht es mit ihnen körperlich wie seelisch rasch bergab. Dabei ist es — so will es die grausame Unnatur der heutigen Gesellschaftsordnung — *für sie besser, wenn die Mutter stirbt*, als daß sie am Leben bliebe, ohne sich zu verehelichen. Es ist die Gesellschaft, die hier würgt und tötet, nicht die Natur.

Entrinnt das Kind den Klauen des Todes, so oft nur, um den Qualen eines langsamen, mitunter jahrelangen Sterbens ausgeliefert zu sein. Es bildet den dunklen Punkt in der Vergangenheit der Mutter, den Makel ihrer gesellschaftlichen Ehre; oder der Stiefvater empfindet das Vorhandensein des Kindes als den Schandfleck der sonst so sorgsam behüteten bürgerlichen Existenz. So wird es verleugnet und versteckt, in den Ecken herumgestoßen und als überflüssig, als Fremdling und Eindringling behandelt. Am besten, man brächte es aus der Welt! Aber keinen Mord, keinen Todschlag, dazu ist man zu feige. Feinere, verstecktere, schleichende Mittel müssen zum Ziele führen: *mangelhafte Ernährung, körperliche Verwahrlosung*, absichtliche Schädigung der Gesundheit, *barbarische Mißhandlungen*. Die Ursachen der oft entsetzlichen Kindermißhandlungen gehen vielfach auf die Unehelichkeit der bedauernswerten Kinder zurück. In Wien waren von 51 mißhandelten Kindern, die in einem Jahre auf Ersuchen oder mit Hilfe des Gerichts den Eltern fortgenommen und in fremde Obhut gebracht werden mußten, 44 unehelich geboren.

Überſtehen die Geplagten auch dieſes Martyrium, ſo wird das Los meiſt nicht beſſer und hoffnungsvoller. Die Geſellſchaft tritt ihnen überall hindernd in den Weg und verſtopft die Nährquellen gedeihlicher Entwicklung. So geht die übergroße Zahl von ihnen in Kranken- und Siechenhäuſern zugrunde, rückſtändige Gemeinden laſſen ſie unter den Alten in elenden Armenhäuſern verkommen oder ſtecken ſie zu Bauern, wo ſie geſchunden, überanſtrengt und bis aufs Blut ausgenützt werden, daß ſie Greiſe ſchon im Kindesalter ſind, ſtets erſchöpft und bald an der Verblödungsgrenze. Andere wandern in Arbeits- und Beſſerungsanſtalten, wo ein muffiger Geiſt und meiſt herzloſe Behandlung alles Edle in ihnen auslöſchen und erſticken. Die übrigen werden in Gefängniſſen, Zucht- und Irrenhäuſern lebendig begraben.

Nur vereinzelt ſind die Fälle, in denen man den Ringenden und Hilfeſuchenden die rettende Hand reicht, um ſie vor gänzlichem Verſinken in die Kloaken des Elends, des Laſters und der Schande zu bewahren und dem Leben, der Menſchheit zurückzugeben.

Aber wie kurz iſt auch da meiſt das Ausmaß ihres Lebens! Der Tod mit ſeinem düſteren Schwarm von Sendboten und Helfern ſchreitet ſtets an ihrer Seite. Der geſchwächte Körper, die untergrabene Geſundheit, die degenerierte Konſtitution ſind den Stürmen des Lebenskampfes nicht gewachſen. So wartet ihrer ein frühes Grab. Während nach Spanns Bericht von 100 ehelichen Knaben in Frankfurt a. M. 66 in das 20. Lebensjahr eintraten, erreichten von den Unehelichen nur 18 dieſes

Alter. In Berlin wurden von 100 Ehelichen 53, von ebenſoviel Unehelichen nur 13 zwanzig Jahre alt. Nur 36,8% der Unehelichen waren für den Militärdienſt tauglich.

Neben der körperlichen geht die geiſtige und moraliſche Minderwertigkeit einher. Was Wunder, daß zu dem Heer der Schwachſinnigen und Idioten die Unehelichen ein gewaltiges Kontingent ſtellen, — daß die Welt der Verbrecher, Dirnen, Landſtreicher, Zuhälter uſw. aus ihren Reihen in hohem Maße Nachfolge wirbt!

Hunger, Verwahrloſung, Entbehrung, Mangel an Erziehung, Verachtung und Zurückſetzung — eine ganze Skala düſteren menſchlichen Elends malt ſich in dem Loſe der Unehelichen. Es iſt das potenzierte proletariſche Elend. Der Jammer der proletariſchen Abſtammung und der proletariſchen Exiſtenz, geſteigert durch eine unverſchuldete, aber bis zur Unerträglichkeit ſchmerzvolle ſoziale Komplikation.

In der Öde des mutterloſen Haushalts

Poeten ſingen vom Kindheitsparadies und Träumer fabulieren vom goldenen Märchenlande der Jugend.

Nüchternen Forſchern aber drängt ſich die Überzeugung auf, daß der Kindheitszuſtand von der Jugend ſelbſt keineswegs als Glück empfunden wird.

Es iſt nur die ſüße Reſignation, die, eine Verſchwenderin von Licht und bunten Farben, den Erwachſenen das entſchwundene Jugendland verklärt.

Die Gegenwart iſt grau und banal, oft häßlich und

von rauher Außenſeite. Auch für das Kind, das unter glücklichen Bedingungen ſeinen Lebenslenz verbringt, birgt ſie ſchon viele Leiden, Schmerzen und Gefahren.

Wieviel mehr erſt für das Kind, dem vom erſten Tage ſeines Lebens an Armut und Sorge finſtere Wegbegleiter waren! Da wird das Jugendland zu einer düſteren Welt des Kummers und der Qual.

Die Mietskaſerne ſeine Heimat. Die enge, dumpfe Stube ſein Aufenthalt. Der kahle Hof ſein Ausblick. Die Straße ſein Tummelplatz.

Kein Garten mit Blumen, Sandhaufen, Lauben und Spielgeräten. Keine Wieſe am Bach. Kein Wald mit ſeinen lockenden Wundern und Geheimniſſen.

Der Vater in der Fabrik. Die Mutter in der Fabrik. Die älteren Geſchwiſter in der Fabrik. Zu Hauſe Unordnung, Schmutz und Öde. Der Ofen kalt. Der Brotſchrank verſchloſſen. Kein liebes Wort, das ihm entgegentönt. Keine milde Hand, die zärtlich es umfängt. In dieſer Troſtloſigkeit bleibt nur die Straße.

Wie unſagbar traurig es um die Pflege und Wartung der proletariſchen Jugend beſtellt iſt, welche ungeheure Vernachläſſigung und Verwahrloſung auf dieſem Gebiete des häuslichen Pflichtkreiſes der Frau beſteht, beſtehen muß, weil die Verhältniſſe dazu zwingen, das hat mit wuchtiger Eindringlichkeit eine Unterſuchung Dr. Felds über die Kinder der in Fabriken arbeitenden Frauen der erſchrockenen Mitwelt vor Augen geführt.

Dr. Feld iſt durch den großen Crimmitzſchauer Streik um die Jahreswende 1903/04 angeregt worden, den Arbeitsverhältniſſen in der Textilinduſtrie ſein Augen-

merk zuzuwenden; besonders war es ihm darum zu tun, die Versorgungs- und Verpflegungsverhältnisse derjenigen Kinder kennen zu lernen und genau festzustellen, deren Mütter sich infolge ihrer Fabrikarbeit nicht selbst um die Beaufsichtigung, Wartung und Erziehung des Nachwuchses kümmern konnten. Er ermittelte nun, daß in den Spinnereien und Webereien Crimmitzschaus zirka 2000 Arbeiterinnen tätig waren, und zwar etwa 800 Ledige, 971 Verheiratete, 242 Verwitwete, Getrenntlebende und Geschiedene. Von 1209 für die Zählung in Betracht kommenden Frauen hatten 732 insgesamt 1462 Kinder, während 477 kinderlos waren. Dazu kamen noch Kinder von Ledigen, so daß die Gesamtzahl der zu versorgenden Kinder 1605 betrug. Von den 1462 Kindern waren 567 (38,8%) noch nicht 6 Jahre alt, 895 (61,2%) standen im Alter von unter 14 Jahren. Die Feststellungen über Art und Umfang der Versorgung dieser Kinder ergaben nun, daß 39,2% von Großmüttern und 26,5% von fremden Personen (benachbarten Frauen usw.) beaufsichtigt und verpflegt wurden. Das heißt: in zahlreichen Fällen sah die Großmutter, die nicht in demselben Hause, oft nicht einmal in derselben Straße wohnte, nur ab und zu einmal nach dem Rechten; in anderen Fällen gestattete eine entferntere Verwandte oder gutherzige Nachbarin, die selbst einen Haushalt und Kinder zu versorgen hatten, daß die fremden Kinder bei schlechtem Wetter oder wenn sonst die Verhältnisse es geboten, sich in ihrer Wohnung mit aufhalten durften. Von einer wirklichen Überwachung und sorgfältigen Pflege konnte weder so, noch so die Rede sein. Darauf deutet auch schon der

Umstand hin, daß diese Versorgung bei 32,2% der Familien ganz unentgeltlich, bei 23,6% gegen eine Vergütung von höchstens 2 Mk. wöchentlich erfolgte. Dabei war ein Fünftel der auf diese Weise „versorgten" Kinder noch nicht ein Jahr alt, ein Sechstel 2—3 Jahre, fast ein Drittel 4—6 Jahre, ein weiteres Drittel 7—10 Jahre, fast ein Viertel 11—14 Jahre.

Etwas günstiger lagen die Verhältnisse bei den Kindern, die im frühesten Alter sich in „Ziehe" befinden, später „tagsüber Verpflegung" erhalten und erst mit zunehmendem Alter unter „Aufsicht" gestellt werden, bis sie auch dieser entwachsen. Aber auch bei ihnen bleibt noch unendlich viel zu wünschen übrig; denn bei einem wöchentlichen Verpflegungssatze von 1—3 Mk. und einem Ziehgelde von 2—4 Mk., wie sie die Statistik als durchweg üblich feststellt, sind den Aufwendungen für das Wohl des Pfleglings naturgemäß sehr enge Grenzen gezogen. Zumal dann, wenn die Verpflegung, wie hier, noch einen Gewinn für die Pfleger abwerfen soll. Und wäre die Fürsorge auch die unter solchen Umständen denkbar beste, sie könnte die von der mütterlichen Liebe und Geduld getragene Pflege im eigenen Heim nie ersetzen.

Während von Verwandten 49,7% der Kinder unter 6 und 31,5% der Kinder von 7—14 Jahren versorgt wurden, befanden sich 39,3% der Kinder unter 6 und 17,2% der Kinder von 7—14 Jahren in fremden Händen. Den Kinderbewahranstalten wurden nur 4,6 resp. 2,6% der Kinder anvertraut. Die geringe Inanspruchnahme dieser an sich nützlichen Institution ist auffällig. Sie hat ihren Grund darin, daß die Anstalten vielfach

von den Wohnungen der Eltern zu weit entfernt liegen, und daß ihre Tore ſich den Kindern erſt öffnen, wenn die Mütter längſt in der Fabrik ſind. Auch müſſen die Kinder ſauber gewaſchen und gekleidet in der Anſtalt erſcheinen, — wer aber ſoll dieſe Arbeit beſorgen, wenn die Mutter früh ſchon vor ſechs Uhr in die Tretmühle muß, während das Kind noch im Schlummer liegt. Aufgeklärte Arbeiter werden auch von dem frömmelnden und muffigen Geiſte abgeſtoßen, der die meiſt unter kirchlichem Einfluß ſtehenden, von privater Wohltätigkeit begründeten Bewahranſtalten beherrſcht. Zur Kennzeichnung dieſes Geiſtes beſteht z. B. in Crimmitzſchau die unglaubliche, aber echt chriſtliche Beſtimmung, daß unehelichen Kindern — die der Wohltat der Bewahranſtalt in erſter Linie bedürften — die Aufnahme zu verſagen iſt. Infolgedeſſen befanden ſich, als Dr. Feld ſeine Unterſuchungen anſtellte, 6,3% der unehelichen Kinder von Fabrikarbeiterinnen ohne alle und jede Aufſicht und Pflege.

Dasſelbe entſetzliche Los hatten 50% der Kinder von Verwitweten und 30,9% aller Kinder überhaupt. 5,8% der über Tag ſich völlig ſelbſt überlaſſenen Kinder ſtanden in dem zarten Alter von noch nicht einem Jahre. Grauſamſte Tatſache: Säuglinge in der Wiege Tag für Tag ohne Pflege, ohne Wartung, ohne mütterliche Verſorgung! Kein Hauch von Liebe darf ſie wärmen, keine zärtliche Hand ſie ſtreicheln, kein Mund ſie küſſen. Niemand, der ſie in den Schlaf wiegt, der ihnen Lieder ſingt, der mit ihnen lacht; niemand, der ſie reinigt, ihnen die Kiſſen rückt, ihre kleine hungernde Seele durch Spiele und Tändeleien belebt und erquickt. Die Wohnung

iſt leer und verſchloſſen. Kein Menſch atmet in ihr außer dem kleinen, hilfloſen Wurm. Die Mutter rackert in der Fabrik...

Von den übrigen völlig unverſorgten Kindern ſtanden 5,2% im Alter von 2—3, 7,6% im Alter von 4—6, 32% im Alter von 7—10 und 64,6% im Alter von 11—14 Jahren. Auch für ſie gab es keine ſorgende und behütende Mutterhand den ganzen langen Tag. Kein wohliges Heim, keine traute Häuslichkeit. Und keine Hilfe, keinen Rat in den vielen kleinen Sorgen dieſer jungen Jahre. Keinen Beiſtand bei den Schularbeiten. Keine verſtändnisvolle Seele, zu der ein übervolles Herz einmal ſeine Zuflucht nimmt...

Was iſt für ſie Ordnung? Was verſtehen ſie unter geregelter Lebensführung? Wer erzieht ſie zu Sauberkeit, Pünktlichkeit, ernſthafter Pflichterfüllung? Wie ſoll ein Kind unter ſolchen Verhältniſſen körperlich gedeihen? Wie ſoll in dieſer liebearmen Sphäre eine Gemütsbildung möglich ſein? Und wie eine Erziehung zur Sittlichkeit, zur Willensſtärke, zum Charakter?

Sie iſt ein Heer früh Enterbter und Ausgeſtoßener, dieſe arme Proletarierbrut. In den Ecken und Winkeln kauert und ſteht ſie herum. Bei fremden Leuten ſucht ſie Unterſchlupf. Auf Märkten und Bahnhöfen, in Speichern und Markthallen, am Hafen, in Parks, vor Schaubuden treibt ſie ſich herum. Wie Blätter, die der Wind zu Haufen zuſammentreibt und wieder zerſtreut. Wie Sperlinge, die überall und nirgends ſind. Die Straße iſt ihre Welt...

Die Lehrer klagen über ſchlechtes Betragen, mangelhaften Fleiß, Schulverſäumniſſe... Wer iſt daran ſchuld? Etwa die Kinder?

Die Spießbürger ſchreien über die Verrohung der Jugend, und die Pfaffen beklagen die allgemeine ſittliche Verwilderung ... Wer trägt die Verantwortung? Etwa jene Unglücklichen, die das Leben zu früh zwiſchen ſeine Fäuſte nahm?

Die Gerichte brechen den Stab über Unredliche und Unſittliche, die, noch der Schule nicht entwachſen, mit allen Laſtern vertraut ſind ... Wer ſtieß ſie in den Sumpf? Und was habt ihr, was haſt du getan, um ſie zu bewahren? —

Crimmitzſchau iſt nicht der einzige Ort, wo ſolche Abgründe gähnen. Zwar hat es ein beſonders rückſichtsloſes Fabrikantentum, und die Ausbeutung, die von ihm geübt wird, ſteht im Geruche äußerſter Schrankenloſigkeit und brutalſter Härte. So haben ſeine ſozialen Tatbeſtände den Charakter von Schulbeiſpielen angenommen. Doch anderwärts liegen die Verhältniſſe nicht beſſer.

Bei einer Bevölkerung von mehr als 60 Millionen hatte 1907 das Deutſche Reich etwa 31 Millionen weibliche Perſonen, wovon faſt der dritte Teil, nämlich 9492881 auf eigenen Erwerb angewieſen waren. Das iſt ſeit 1895 eine Zunahme 2814519. Von der Geſamtzahl der arbeitenden Frauen war faſt die Hälfte (46,2%) Ehefrauen; und ferner gab es 278387 verheiratete Fabrikarbeiterinnen, gegen 1895 eine Zunahme von 97,7%. 2808864 arbeitende Frauen lebten noch in ehelicher Verbindung, die anderen waren verwitwet, verlaſſen oder geſchieden. Zu dieſen Frauen gehören mindeſtens ebenſoviele Kinder im ſchulpflichtigen Alter. Nach früheren Gewerbeinſpektionsberichten betrug die Zahl der unter

ſechs Jahre alten, von Fabrikarbeiterinnen zu verſorgenden Kinder in Oppeln 46,3%, Magdeburg 40,6%, Zittau 44%, Kaſſel 51,6%, Wiesbaden 51,2%, Gießen 47,5%, Erfurt 48,9%, Hildesheim und Lüneburg 42,3%, im ganzen Reiche durchſchnittlich 47,1%. Ohne jegliche Aufſicht, Wartung und Pflege waren nach den Berichten von 1899 in Liegnitz 13,1%, Kaſſel 17,4%, Offenbach 13,1%, Magdeburg 18,2% und Darmſtadt 26,6%. Der vierte bis ſechſte Teil aller Arbeiterinnenkinder hatte alſo kein Heim, keine Pflege und Erziehung, keine Mutter.

Kommt ſie, die Vielgeplagte, am Abend aus der Fabrik nach Hauſe, beginnt für ſie die zweite Arbeitsſchicht. Der vernachläſſigte Haushalt verlangt ihre Kraft. Bei 75%, wie die crimmitzſchauer Statiſtik zeigt, bei 55—75%, wie Dr. Roſe Otto in ihrer Unterſuchung über die Fabrikarbeit verheirateter Frauen feſtgeſtellt hat, muß er von ihr allein verſorgt werden. Für die Kinder, deren verlangende Arme ſich ihr entgegenſtrecken, bleibt nur ein Bruchteil der Fürſorge und Mühewaltung übrig. Und unter der Laſt der endloſen Arbeitsplage erſtickt gar oft im Mutterherzen ſelbſt die Güte und Liebe ...

In der chriſtlichen Mythe knieen die Frommen vor dem Kindlein im Staube, es anzubeten und mit den Ehren eines himmliſchen Königtums zu überſchütten.

In der Wirklichkeit dieſes Lebens tritt die chriſtliche Geſellſchaft der Armen Kind, das in Ställen geboren wird und in Krippen gebettet liegt, mit Füßen, reißt ihm die Mutter fort und gibt es rückſichtslos allen Zufälligkeiten und Gefahren preis.

Das körperliche und geiſtige Manko

Die Kinder der Reichen gedeihen in Sonne und Sättigung zu Schönheit, Fülle und Kraft.

Die ſchmalen und blaſſen Kinder der Armut aber ſind wie welke und verkümmerte Pflanzen auf einem dürftigen Acker. Kraftloſe Schößlinge, die alle Zeichen unzulänglicher Wachstumsbedingungen und liebloſer ſozialer Temperatur an ſich tragen.

Der Kapitalismus, der die Verelendung, den Hunger, die Breſthaftigkeit und die Degeneration zu Maſſenerſcheinungen gemacht hat, ſchafft aus dem Nachwuchs ſeiner Opfer ein Heer von Zwerghaften, Engbrüſtigen, Krüppeln, Siechen, Minderwertigen ...

Erbarmungslos ſchlägt er die Jugend des Proletariats mit der furchtbaren Geißel geſundheitlichen Ruins.

Doch nicht da iſt er am grauſamſten, wo er mit jähem Ruck Daſeinshoffnungen auslöſcht und Menſchenblüten knickt, ſondern da, wo er dem Überlebenden alles entreißt, was nötig wäre, um ihn ein volles Menſchenleben ausleben zu laſſen. Wo er das Daſein zu einem jahrzehntelangen Ringen mit dem Hunger, dem Siechtum, dem Tode macht, um den endlichen Sieg des Lebenskämpfers ſchließlich in einen Pyrrhusſieg zu verkehren. Laſſen wir zunächſt die Zwerghaften aufmarſchieren.

Die Zwerghaften und Verkümmerten

Seit Jahrzehnten haben Mediziner und Pädagogen an Schulkindern Meſſungen, Unterſuchungen und Gewichts-

prüfungen vorgenommen, um die Wachstums- und Entwicklungsverhältniſſe während der Schuljahre feſtzuſtellen. Die Reſultate haben überraſchende, zum Teil erſchreckende Aufſchlüſſe darüber gegeben, in welch hohem Maße die proletariſche Jugend in bezug auf ihre körperliche Entwicklung unter der Ungunſt ihrer ſozialen Verhältniſſe zu leiden hat und infolgedeſſen hinter den von der bürgerlichen Jugend erreichten Zielen zurückbleibt.

Vor etwa dreißig Jahren ſtellte der ſchwediſche Phyſiologe Axel Key im Auftrage einer Kommiſſion in großem Umfange ſchulhygieniſche Unterſuchungen an, deren Ergebniſſe er in einem epochemachenden Werke niederlegte. Er behandelt darin unter anderen auch die Frage, wie ſich das Körperwachstum nach Länge und Gewicht von Kindern ärmerer Klaſſen zu dem von Kindern beſſerſituierter Eltern während der Zeit des Schulbeſuchs verhält. Wörtlich führt er aus: „Daß die Kinder ärmerer Klaſſen in Länge und Gewicht geringer ſind als die gleichalterigen beſſerer Stände iſt erwieſen. Überall iſt der Unterſchied zugunſten der Beſſerſituierten vorhanden. Das Reſultat des Vergleichs beweiſt in auffallender Weiſe den großen Einfluß, den die Lebensumſtände auf Zunahme und Entwicklung des Kindes ausüben.“ Aus beigegebenen Tabellen waren im einzelnen die Unterſchiede in der Körperkonſtitution zwiſchen Bourgeois- und Proletarierkindern erſichtlich gemacht. Bei den Knaben betrug der Längenunterſchied vom achten bis zehnten Lebensjahre bis zu 6 cm, vom elften bis fünfzehnten Lebensjahre bis zu 5 cm, bei den Mädchen bis zu 3 cm. Der Gewichtsunterſchied belief ſich bei den Knaben vom achten bis

zehnten Jahre bis zu 3 kg, vom elften bis fünfzehnten Jahre bis zu 5 kg, bei den Mädchen bis zu 3 kg.

Die Konstatierungen Axel Keys erregten großes Aufsehen, obwohl sie nicht viel Neues boten, konnte sich doch Key selbst schon auf Untersuchungen älteren Datums berufen. Mehrere Jahrzehnte vor ihm hatte der belgische Statistiker Quetelet ähnliche Aufnahmen mit ähnlichen Ergebnissen gemacht. Auch in Dänemark hatte eine 1882 eingesetzte offizielle Kommission verschiedene auf die Entwicklung der Kinder bezügliche Fragen geprüft, indem sie an mehr als 29000 Kindern höherer wie niederer Volksschulen in den Städten und auf dem Lande Messungen anstellte, mit einem Erfolg, der später Axel Key bei Konstatierung des Unterschiedes zwischen der Körperkonstitution wohlhabender und ärmerer Kinder zu der Bemerkung bestimmte, auch die dänische Kommission habe solche Resultate ermittelt. Weiter hatten früher bereits Florence Keller und Bowditsch-Boston in Amerika Körpermessungen an Kindern vorgenommen; letzterer in 24595 Fällen mit Unterscheidung der Nationalität und des Standes der Eltern. In England unterzog sich Ch. Roberts dieser Arbeit an 22000 Erwachsenen und Knaben unter Berücksichtigung der sozialen Bedingungen; auch er fand, daß die Kinder wohlhabender Familien durchweg höhere Längenmaße zeigten als die armen. In geringerem Umfange führte Prof. Pagliani-Turin Messungen an 2000 Personen im Alter von drei bis neunzehn Jahren aus, doch fand auch er den verderblichen Einfluß ungünstiger Lebensverhältnisse auf die Entwicklung der Kinder bestätigt. In Deutschland nahmen

zuerſt Kotelmann in Hamburg, Landsberger in Poſen und Carſtadt in Breslau Schülermeſſungen vor. Ihnen folgten, angeregt durch Axel Keys Werk, Michailow-Erisman in Zentralrußland, Kosmorski in Warſchau, Schmid-Monard in Halle a. S., Schmidt in Saalfeld, ferner Oppenheimer, Zeiſing, Ruſſow uſw. Faſt alle Beobachter ſtimmen darin überein, daß die Kinder ärmerer Bevölkerungsſchichten in bezug auf Längen- und Bruſtmaße wie die geſamte Körperkonſtitution den Kindern wohlhabender Klaſſen gegenüber entſchieden benachteiligt ſind.

Einige Meſſungen und ihre Ergebniſſe verdienen beſondere Beachtung.

Im Jahre 1886 unterſuchten der Medizinalrat Dr. Geißler und der Kandidat Uhlitzſch im Schulinſpektionsbezirk Freiberg i. S. die Größenverhältniſſe der Schulkinder. In dem Bericht hierüber findet ſich eine Tabelle, die die Größe der Bergmannskinder mit der von freiberger Bürgerſchülern vergleicht. Sie zeigt augenfällig, daß die armen Proletarierſprößlinge ohne Ausnahme dürftiger entwickelt waren als der Nachwuchs des beſſerſituierten Bürgerſtandes. Sie waren mit zehn Jahren durchſchnittlich 5,1 cm, mit vierzehn 4,7 cm, in den anderen Jahren mindeſtens 2,3 cm kleiner; die Mädchen durchgängig bis zu 5,1 cm. „Es dürfte zu erſehen ſein," ſagt der Bericht, „welchen Einfluß die Lebensverhältniſſe, in denen die Kinder aufwachſen, auf die Entwicklung des Körpers auszuüben imſtande ſind... Es beſtätigt ſich wieder die Äußerung des franzöſiſchen Statiſtikers und Arztes Villermé, daß nämlich der Menſch um ſo größer wird und ſein Wachstum um ſo ſchneller

ſeine Vollendung erreicht, je reicher unter ſonſt gleichen Umſtänden das Land, je allgemeiner der Wohlſtand iſt, je beſſer die Kleidung, die Wohnung, beſonders aber die Nahrung, und je geringer die Not, die Anſtrengungen, die Entbehrungen ſind, die man in der Kindheit und Jugend erfährt."

Weniger wertvolle Aufſchlüſſe nach dieſer Richtung bietet eine von dem früheren leipziger Abgeordneten Prof. Haſſe aufgenommene Statiſtik über die Wachstumsverhältniſſe der Volksſchüler von Leipzig-Gohlis, weil ſie auf einen Vergleich zwiſchen Proletarierkindern und den Kindern bürgerlicher Familien nicht eingeht. Immerhin ſtellt ſich die Tatſache heraus, daß ein gohliſer Volksſchüler einem berliner Bourgeoiskind im Längenmaß um zwei volle Jahreswachstume zurückſteht.

Für Wien ſtellte Dr. Telecky feſt, daß die Kinder armer Leute 3 kg weniger wiegen, durchſchnittlich $7^1/_2$ cm kleiner ſind und 5 cm ſchmäleren Bruſtumfang haben als die Kinder vermögender Eltern.

Unter den dresdner Schulkindern hat der Lehrer Graupner ſehr ſorgfältige Meſſungen vorgenommen. Nach ſeinem auf dem Schulhygiene-Kongreß in Nürnberg 1904 erſtatteten Bericht beſuchten in Dresden 13000 wohlhabende Kinder die Bürgerſchulen und 44000 minderbemittelte die Bezirksſchulen. Nachſtehend die durchſchnittliche Größe für das erſte Schuljahr:

	Bürgerſchule	Bezirksſchule
Knaben	117,4 cm	112,7 cm
Mädchen	116,2 „	112,3 „

für das achte Schuljahr:

Knaben	150	cm	147	cm
Mädchen	153,7	„	150,7	„

Im allgemeinen ſind die Bürgerſchüler den Bezirksſchülern um ein Jahreswachstum voraus. Handelt es ſich um Stadtteile mit großen ſozialen Unterſchieden, ſo beträgt der Vorſprung ſogar zwei Jahreswachstume. Die Bezirksſchüler erreichen erſt im dritten Schuljahr die Größe, die die Bürgerſchüler beim Eintritt in die Schule aufweiſen. Der Parallelismus von Körperentwicklung und ſozialem Milieu iſt alſo auch durch dieſe Unterſuchung überzeugend erwieſen.

Des weiteren ſei eine ſehr gründliche Arbeit von Dr. Rietz erwähnt, die ſich auf berliner Verhältniſſe bezieht. Dr. Rietz unterſuchte die Schüler und Schülerinnen von drei Gymnaſien, einer höheren Mädchenſchule und vier Gemeindeſchulen, insgeſamt 5134 Kinder, auf Längenmaß, Bruſtumfang und Gewicht. Da er die einſchlägige Literatur kannte und ſich über die Verſchiedenartigkeit der bisher bei bürgerlichen und proletariſchen Kindern erzielten Befunde klar war, berechnete er die von Kindern wohlhabender Eltern herrührenden Ergebniſſe geſondert von denen ärmerer Kinder. Der Effekt war, daß auch ſeine Befunde große Unterſchiede in der Körperentwicklung zuungunſten der Schlechterſituierten ergaben. „Knaben wie Mädchen der höheren Schulen ſind durchſchnittlich um 5 bis 6 cm größer und 3 bis 5 kg ſchwerer als ihre Altersgenoſſen in den Gemeindeſchulen“. In einzelnen Fällen beträgt der Längenunterſchied bei den

Knaben bis zu 9,4 cm, bei den Mädchen bis zu 7,1 cm. „Die Kinder der wohlhabenden Klasse sind unverhältmäßig schwerer als die der ärmeren, zweifellos infolge besserer Ernährung. Es ergibt sich, daß die Kinder wohlhabender Eltern sich mehr durch das Gewicht auszeichnen, die Kinder ärmerer Eltern dagegen durch eine geringere Länge sich bemerkbar machen.“ Auch der mittlere Brustumfang ist bei den ärmeren Kindern um durchschnittlich 3 cm enger als bei den reicheren. In dem Verhältnis zwischen Gewicht und Länge „spricht sich deutlich die Verzögerung in der Entwicklung ärmerer Kinder aus; es ist, als ob ihre Zahlenkolonne (in der Statistik) um ein Jahr nach abwärts verschoben wäre“. Die Wahrnehmung, daß die Armen den Reichen um mindestens ein Jahreswachstum in der körperlichen Entwicklung nachstehen, findet somit erneut ihre Erhärtung.

Schließlich sei noch ein Bericht des schottischen Unterrichtsdepartements über die körperliche Entwicklung der Schulkinder in Glasgow erwähnt. Es wurden 72857 Schulkinder — 36883 Knaben, 35974 Mädchen — gewogen und gemessen. Davon lebten 8% der Kinder in Wohnungen, die nur aus einem Zimmer bestanden, 58% in Wohnungen von zwei Zimmern, 24% in Wohnungen von drei Zimmern, 10% in Wohnungen von mehr als drei Zimmern. Das Resultat der Messungen war, daß die Kinder, die aus engen Wohnungen kamen, sowohl an Gewicht wie an Höhe den Kindern aus geräumigen Wohnungen nachstanden. Die Zahl der gemessenen Kinder ist so bedeutend und die Er-

gebniſſe ſind ſo gleichmäßig, daß daraus der Schluß gezogen werden darf, daß die körperliche Entwicklung der Kinder hauptſächlich von den materiellen Verhältniſſen abhängt.

Weil die Ungunſt der ſozialen Umwelt dem proletariſchen Kinde Nahrung, Pflege, Luft und Sonne raubt, bleibt die volle Entfaltung und das Gedeihen gehindert, das Wachstum gelähmt und die Verkümmerung wird zu einem bitteren Geſchick.

Schulärztliche Unterſuchungen

Ungleich gravierender noch gelangt die geringere Lebenstüchtigkeit und der mangelhaftere Geſundheitszuſtand der proletariſchen Jugend zum Ausdruck in den Ergebniſſen ſchulärztlicher Unterſuchungen, die leider erſt ſeit wenig Jahren und vorerſt auch nur in relativ beſchränktem Umfange eingeführt ſind.

Die Berichte der Schulärzte laſſen erkennen, daß es um die geſundheitliche Beſchaffenheit der Volksſchuljugend über alle Begriffe ſchlecht beſtellt iſt.

Das Totalbild der körperlichen Konſtitution weiſt bei den Kindern ärmerer Schichten faſt durchweg geſchwächte Lebenskraft und verminderte Widerſtandsfähigkeit auf. Der Prozentſatz der Kinder mit ſchlechter Konſtitution, ſchreibt Bloh in der „Pädag. Reform“, iſt fünf-, ſelbſt zehnmal größer als in den Mittelſchulen. In der Tat zeigten, wie genaue ſchulärztliche Unterſuchungen ergeben haben, die Schulanfänger in Nürnberg einen dreimal, in Frankfurt a. M. einen

achtmal so schlechten Gesundheitszustand als die gleichalterigen Besucherinnen der höheren Mädchenschule. In Braunschweig hatten 8,8 % aller Schulanfänger eine schlechte körperliche Konstitution. In Leipzig, wo der Stadtbezirksarzt 1910 insgesamt 9877 Kinder untersuchte, war die Körperbeschaffenheit der Kinder mittel oder schlecht: bei 39,9 % in den höheren, bei 44,1 % in den einfachen Bürgerschulen und bei 55,7 % in den Bezirksschulen. Ganz ähnlich haben frühere Untersuchungen eine Verschlechterung des Konstitutionsbefundes mit absteigendem Schulrange ergeben. So hatten nach Dr. Poetters Veröffentlichungen von leipziger Schulkindern in den Bürgerschulen 54,7 %, in den Bezirksschulen nur 43,5 % eine gute Konstitution; dagegen waren mittel oder schlecht von den ersteren nur 45,3 %, von letzteren 56,5 %. Durchschnittlich waren 40 % und mehr ärztlich behandlungsbedürftig. In Apolda machten nur 33 % der Kinder einen gesundheitlich guten Eindruck. In Wilkau waren in einem Jahre nur 9,8 % der erstmalig untersuchten Knaben und 27,4 % der Mädchen gesund, im anderen Jahre gar nur 5,7 % der Knaben und 33,6 % der Mädchen; 90,2 resp. 94,3 % der Knaben wiesen irgendeine Krankheit, ein Gebrechen oder einen körperlichen Mangel auf.

Vielfach ist die ungünstige Körperbeschaffenheit direkt als Folge unzureichender Ernährung erkennbar. Im Bericht der Charlottenburger Schulärzte von 1906 heißt es, daß die Erkrankungen und konstitutionellen Minderwertigkeiten im Schülermaterial auffallend zahlreich durch Unterernährung bedingt seien; gehörte doch

Anämie mit nicht weniger als 462 Fällen zu den am häufigsten behandelten Krankheiten. In Offenbach waren von 2116 Kindern 37% mangelhaft genährt; sie zeichneten sich durch allgemeine Schwäche, Magerkeit, schlaffe Muskulatur, blasse Gesichtsfarbe und schmalen Wuchs unvorteilhaft vor den übrigen aus. In Stuttgart stellte Stadtarzt Dr. Gaspard bei 18,9% der Kinder unbefriedigenden Ernährungszustand fest. In Berlin untersuchte Dr. Bernhard die Ernährungsverhältnisse von 3700 Kindern seines Schulkreises und stellte fest, daß nur 42,7% der Knaben und 39,1% der Mädchen gut oder befriedigend genährt waren. Eine krankhafte konstitutionelle Anlage wurde 1907—1908 bei 12,9% der berliner Schulneulinge konstatiert. „Die Ursache für die Kränklichkeit," schreibt Prof. Dr. Hartmann im schulärztlichen Jahresbericht 1905—1906, „ist hauptsächlich in ungünstigen häuslichen Verhältnissen, in ungenügender Ernährung, mangelhafter Pflege, schlechten Wohnungsverhältnissen zu suchen."

Von bemerkenswerten sonstigen Ergebnissen der schulärztlichen Untersuchungen, die das physische Elend der Proletarierjugend beleuchten, seien einige wenige angeführt. In Berlin wiesen von 33000 Schulneulingen 31,6%, in Nürnberg 50%, in Dresden 50,5%, in Leipzig über 40% körperliche oder geistige Fehler und Krankheiten auf. In Wiesbaden, dem Eldorado der Hochfinanz und Aristokratie, waren von 883 Schulrekruten nicht weniger als 583 mehr oder weniger krank; in einem anderen Jahre von 985 sogar 748, gleich 76%. Die Mittelschulen wiesen nur 42,3% auf. Als körperlich mangel-

haft entwickelt wurden bei den Mittelſchülern 2,4%, bei den Volksſchülern 5,6% befunden. In Radebeul bei Dresden waren von 200 ſchulärztlich unterſuchten Kindern 185 mit Skrofuloſe, 160 mit Zahnfäule, 21 mit Kurzſichtigkeit, 18 mit Naſenpolypen, 12 mit Mandelerkrankungen, 12 mit Schwerhörigkeit uſw. behaftet. In Schöneberg bei Berlin konnte von 1555 Kindern kaum ein einziges als völlig geſund bezeichnet werden. In Arnſtadt waren 40% der Schülerinnen krank, davon augenleidend oder kurzſichtig 110, ohrenleidend 65, naſenkrank 22, herzleidend 27, mit Krankheiten der Luftwege behaftet 31, magen- oder darmkrank 14, nervenleidend 44, knochen- oder gelenkkrank 19, bleichſüchtig, ſkrofulös und rachitiſch 80, mit Sprachfehlern behaftet 17, allgemein körperſchwach 8, an Krankheiten der Lymphgefäße leidend 14. Und dieſe kranken, ſchwachen Mädchen ſollen einſt ein geſundes und lebenstüchtiges Geſchlecht zur Welt bringen!

Armut als Krankheitsurſache

Einſichtige Ärzte wiſſen, daß zahlreiche Krankheitserſcheinungen durch die beſonderen Widrigkeiten und Lebensumſtände des proletariſchen Milieus eine augenfällige Steigerung erfahren.

So ſtellte z. B. Prof. Rabe feſt, daß Ohrenerkrankungen und Gehörleiden bei Volksſchülern viel verbreiteter ſind als bei Schülern höherer Lehranſtalten. Die Urſache hierfür erblickte er in den elenden ſozialen Verhältniſſen, in denen das Proletariat zu leben

gezwungen ist. Zu der Gruppe der schwersten und hartnäckigsten Ohrenleiden stellt das Kindesalter gegen 40%, fast ausschließlich Proletarierkinder. Prof. Ostmann-Marburg fand, daß in den von einer starken Arbeiterbevölkerung bewohnten Dörfern der nächsten Umgebung Marburgs verhältnismäßig die meisten Ohrenerkrankungen unter allen von ihm untersuchten Bezirken vorhanden waren. Die Bevölkerung ist arm und in hohem Grade unsauber. Eine Folge dieser Verhältnisse ist das häufige Auftreten von Infektionskrankheiten, in deren Verlauf sich nicht selten Ohrenkrankheiten entwickeln. So stieg in einzelnen Ortschaften die Zahl der Ohrenerkrankungen bis auf 55%.

Mit Bezug auf das Stottern steht fest, daß Rachitis und Skrofulose, die Krankheiten der feuchten Kellerwohnungen und lichtarmen Hinterhäuser, eine unverkennbare Prädisposition für das Leiden schaffen. Klencke meint sogar, daß das Stottern eine Symptom- und Reflexerscheinung offenen oder versteckten Skrofelleidens sei. Coën stimmt ihm bei. Noch weiter geht Berkhan, der die Rachitis als Hauptursache des Stotterns bezeichnet und dies ein Leiden der ärmeren Bevölkerung nennt.

Taubstummheit geht nach den Untersuchungen von Moos, Lemcke und Uchermann vielfach auf Rachitis und Skrofulose zurück. Brauckmann erklärt: „Was die sozialen Verhältnisse angeht, so ist es eine Tatsache, daß die ärmeren und ungebildeten Volksschichten einen größeren Prozentsatz Taubstummer liefern als die wohlhabenden und gebildeten. Mangelhafte Ernährung und

ungesunde Lebensweise der Eltern und der Kinder, überhaupt schlechte hygienische Verhältnisse, schaffen im erhöhten Maße Disposition zu Krankheiten, welche Ohrenleiden im Gefolge haben, und mangelhafte Pflege der Kinder läßt die Verheerungen weiter um sich greifen, umso mehr, als es an Ärzten, welche mit der Behandlung von Ohrenleiden genügend vertraut sind, noch vielfach fehlt."

Von der Blindheit sagt ein altes Sprichwort, daß sie die Tochter der Armut sei. In der Tat entstammen von sieben blinden Kindern immer sechs armen Eltern. Von den Ursachen stehen nach Prof. Magnus körperliche Leiden, in erster Linie Typhus, Masern und Scharlach, sodann Verletzungen und Unachtsamkeiten in der Handhabung gefährlicher Instrumente obenan. Das meist nur schlecht behütete Kind proletarischer Eltern ist infolgedessen der Gefahr der Erblindung in viel höherem Maße ausgesetzt als das Kind begüterter Stände und Klassen.

Mit Bezug auf die Gesundheit der Zähne wurde in Straßburg i. E. festgestellt, daß von 10661 untersuchten Kindern nur 165 ein gutes Gebiß hatten. 252552 Zähne hätten vorhanden sein müssen, nur 67,3% waren vorhanden und davon 43% gesund. Die Zahnpflege liegt, wie umfangreiche Statistiken beweisen, allgemein sehr im argen. Eine zweite Untersuchung in Straßburg ergab, daß bei 2000 Mädchen 31,9%, bei 2000 Knaben 30,5%, also etwa ein Drittel aller Zähne, krank waren. Ein völlig gesundes Gebiß hatten nur 42 Mädchen (2,1%) und 62 Knaben (3,1%). In einem anderen Jahre waren von allen Zähnen, die vorhanden sein sollten, zwei Drittel

krank oder nicht vorhanden, und von den vorhandenen war wiederum mehr als die Hälfte krank. In Dresden wurden von der zahnhygieniſchen Zentralſtelle 47000 Schulkinder unterſucht, auf jedes Kind kamen im Durchſchnitt $7^1/_2$ kranke Zähne, d. h. jeder dritte Zahn war krank. In Hagen i. W. ſtellten zwei Zahnärzte feſt, daß von 5000 Schulkindern nur 254 (5%) ein geſundes Gebiß hatten; alle übrigen zählten zuſammen 30000 erkrankte Zähne, das ſind durchſchnittlich 6 bis 7 bei jedem Kinde. Weiter betrug die Prozentzahl der Kinder mit erkranktem Gebiß in Aſchaffenburg 99% (der erkrankten Zähne 33%), Berlin 99% (31%), Freiburg 99% (35%), Halle 94% (22%), Hamburg 98%, Hannover 93% (27%), Rudolſtadt 93% (28%), Schleswig-Holſtein (19 Städte) 92%, Straßburg (1903) 97,5% (31%), Augsburg 99,4%. Alles in allem haben die ſchul- und zahnärztlichen Unterſuchungen ergeben, daß 78 bis 99% aller Schulkinder kranke Zähne haben. In Straßburg fand man ſogar in Kleinkinderſchulen bei 646 Kindern von 3 bis 6 Jahren nur 91 geſunde Gebiſſe, wohl aber 2949 kranke Zähne, darunter 778 mit eiternden Wurzeln. 17 Kinder hatten ſchon 30 kariös bleibende Zähne, die erſt ein halbes Jahr im Munde ſich befanden. Bei 3 Kindern waren ſämtliche 20 Zähne krank, und 27 hatten je 10 bis 15 kranke Zähne. 15 Kinder waren mit eiternden Schwellungen und 4 mit Fiſteln behaftet. Welch große Gefahr der hohe Prozentſatz kranker Zähne für die Geſundheit der Kinder in ſich ſchließt, läßt die Tatſache erkennen, daß kariöſe Zähne im Kindesalter eine Haupteintrittspforte für den Tuberkelbazillus bilden.

All dieſe Angaben, mit denen das zu Gebote ſtehende Material keineswegs auch nur in den Hauptſachen erſchöpft iſt, beweiſen mit erſchütternder Eindringlichkeit, daß der Geſundheitszuſtand der Proletarierjugend ein grauenhaftes Bild darbietet. „In einer unendlich großen Zahl von Fällen," ſchreibt Privatdozent Dr. Seiffert, „beruht die körperliche Minderwertigkeit der Kinder nicht auf urſprünglicher Minderwertigkeit der Keimſtoffe, ſondern ausſchließlich auf der Ungunſt der äußeren Verhältniſſe. So iſt das Kleinbleiben der Kinder der Armen, ihre Anämie, Rachitis und Skrofuloſe ſehr häufig ausſchließlich die Folge ihrer unzulänglichen Ernährung, entweder ſchon im Mutterleibe oder nach der Geburt, und Tauſende von elenden Kindern könnten noch zu kräftigen, normalen Menſchen gemacht werden, wenn man ſie rechtzeitig unter gute Lebensbedingungen verſetzen könnte."

Die Proletarierkrankheit

Als eine unheimliche Würgerin wütet die Tuberkuloſe unter den Kindern der Armen. Schlimmer als Peſt und Cholera ſchreitet ſie, ihre furchtbare Geißel ſchwingend, durch die Maſſenquartiere des Proletariats, Opfer über Opfer heiſchend. Während Wiſſenſchaft und Sozialhygiene ihren Verheerungen unter der erwachſenen Bevölkerung wenigſtens zum Teil erfolgreich entgegengetreten ſind, mordet ſie unter der ſchulpflichtigen Jugend der armen Klaſſen um ſo grauſamer und unerbittlicher.

Die Tuberkuloſeſterblichkeit betrug auf 10000 Kinder im Alter von 5—10 Jahren

	beim männlichen	weiblichen Geſchlecht
1876	3,60	4,75
1902	3,62 (+ 0,56%)	5,32 (+ 11,6%)

im Alter von 10—15 Jahren

1876	4,06	7,38
1902	4,08 (+ 0,49%)	7,61 (+ 3,1%).

Nach Dr. Kirchner betrug 1905 die Tuberkuloſeſterblichkeit der Schulkinder

faſt 60% der Todesfälle an anſteckenden Krankheiten
„ 25% der Geſamtſterblichkeit der Schulkinder.

In Preußen ſtarben an Tuberkuloſe von je 10000 Kindern

des 6.—10. Lebensjahres	1876	8,35	
	1902	9,94	(+ 19%)
„ 11.—15. „	1876	11,44	
	1902	11,69	(+ 2,1%).

In Berlin ſtarben

im 6.—10. Lebensjahre	1876	10,69	
	1902	12,55	(+ 17,4%)
„ 11.—15. „	1876	10,47	
	1902	12,97	(+ 24%).

Von dem Kampfe gegen die Tuberkuloſe hat demnach die proletariſche Jugend bis jetzt nicht das mindeſte profitiert.

Die Sterblichkeitsziffer läßt aber nicht ohne weiteres die Krankheitsziffer erkennen. Dieſe iſt vielmehr ungleich höher.

Von ſämtlichen Schülern der düſſeldorfer Volksſchulen wurden alle chroniſch lungenleidenden oder ſonſt

auf Tuberkuloſe verdächtigen neben einer eingehenden körperlichen Unterſuchung mittels der Pirquſchen Impfung geprüft; es reagierten nicht weniger als 46%, die ſomit als tuberkulös befunden wurden. Wie ſehr die Krankheit durch das ſoziale Milieu der Kinder bedingt war, zeigen folgende Zahlen: 53,3% der Tuberkulöſen waren Kinder einfacher Arbeiter, 39% Kinder von gelernten Arbeitern, Handwerkern und Kleingewerbetreibenden, 7,5% von kleinen Beamten und Angeſtellten. Aus großen Familien (mit ſechs Köpfen und mehr) ſtammten 61,1%, 63,1% hatten kein eigenes Bett. Bei 56,3% konnte eine erbliche Belaſtung durch die engere Familie, bei 87,9% durch die weitere Verwandtſchaft nachgewieſen werden. Wie infizierten ſich aber die familiär nicht belaſteten Kinder? Durch die enge Berührung auf Fluren, Treppen und Höfen der dichtbewohnten Arbeiterquartiere, die den armen Kindern als Spiel- und Tummelplätze dienen müſſen. Wohl auch durch den ſtundenlangen Aufenthalt in überfüllten Schulklaſſen, wo ſchlechte Luft und Staub den Lungen ſchaden und das anhaltende Sitzen mit gefalteten Händen die Atmung behindert.

In erſter Linie wird die Anſteckung freilich in der Familie erfolgen. Denn die Tuberkuloſe iſt nicht bloß Proletarierkrankheit, ſondern auch Wohnungskrankheit. Das enge und lange Beiſammenſein der Kinder mit tuberkulöſen Eltern oder Geſchwiſtern in gemeinſamen Räumen, ja das Schlafen mit ihnen in gemeinſamen Betten bietet tauſendfache Möglichkeiten einer Krankheitsübertragung. Die berliner Ortskrankenkaſſe der Kaufleute und Apotheker — alſo von beſſerbezahlten Berufen — hat in

einer Wohnungsſtatiſtik feſtgeſtellt, daß 700 ihrer lungenkranken männlichen Mitglieder und 617 lungenkranke Frauen in Familien, 200 Männer und 133 Frauen in Schlafſtellen wohnten, und zwar in kleinen, engen Räumen, die ſie mit vier bis ſechs Perſonen teilen mußten. 748 kranke Männer und 853 kranke Frauen mußten außerdem noch andere Perſonen in ihr Bett mit aufnehmen. Davon waren 132 Männer und 151 Frauen lungenkrank. In Leipzig teilten nach einer Unterſuchung der Ortskrankenkaſſe, die ſich auf 1700 Kranke erſtreckte, 41 lungenkranke Männer und 9 lungenkranke Frauen ihr Bett mit anderen. In Kottbus ſtellte die Ortskrankenkaſſe feſt, daß 160 Lungenkranke mit anderen Perſonen das Zimmer, mit 14 Erwachſenen und 19 Kindern auch das Bett teilen mußten. Bei einer Ermittelung der Familien- und Wohnungsverhältniſſe der in Grabowſee behandelten lungenkranken Männer fand Dr. de la Kamp, daß 46% der Ehefrauen und 19% der Kinder ebenfalls lungenkrank waren, 63% der Kinder waren ſkrofulös, hatten alſo alle Ausſicht, früher oder ſpäter auch tuberkulös zu werden. Dem „Naturarzt“ ſchrieb ein Volksſchullehrer: „Von meinen 50 Schülerinnen ſchlief die Mehrzahl, etwa 32, mit den Eltern zuſammen; 11 zu je 3; 4 zu je 4 in einem Bette. In einem Falle lagen 5 in einem Bette. In einer Familie fand ich in einem Bett 4 Kinder, von denen ein Mädchen, meine kleine blaſſe Schülerin, ſchwer lungenkrank war. In der Nacht huſtete das Kind ſo ſtark, daß es die anderen Geſchwiſter im Schlafe ſtörte. Eine verdorbene übelriechende Luft, wie ſie in dieſem Raume herrſchte, mußte Gift für die kranke Lunge des

Kindes ſein. Am Heiligabend ſtarb das Kind im Krankenhauſe. An demſelben Tage gebar die Mutter einen Knaben, der ebenfalls im Säuglingsalter ſtarb. In dieſer Familie kamen 30 Pf. Tagesverdienſt auf den einzelnen Kopf.“ Noch grauſiger iſt das Elendsbild, das ein Krankenkontrolleur von einer Hofwohnung in der Liebigſtraße in Berlin ſchildert: Die Wohnung beſteht aus Stube (4 m lang, 3,60 m breit, 3 m hoch) und Küche. Die Luft iſt faſt unerträglich, der Fußboden ohne Farbe und ſchwarz von Schmutz. Lumpen und Abfälle lagen in den Ecken. In der Stube ſchlafen ſieben Perſonen. Auf dem Sofa, auf dem ein Strohſack liegt, und das durch zwei davorſtehende Stühle verbreitert iſt, ſchlafen vier Knaben, je zwei nebeneinander, mit einem leichten Bett ohne Bezug zugedeckt, während in dem einen Bett Mann und Frau liegen. In einem Kinderwagen liegt ein Kind von vier Wochen, an Tuberkuloſe erkrankt. Es ſchreit Tag und Nacht, die Geſchwiſter fahren den Wagen, an Pflege fehlt es gänzlich. Der Mann iſt an Rheumatismus erkrankt und arbeitsunfähig. Die Frau näht in der Küche Säcke, um Brot zu ſchaffen. Sie verdient bei 10—12ſtündiger Arbeitszeit 0,75—1 Mk. Geheizt wird ſelten, je nachdem Geld für Feuerung vorhanden iſt.

Solch gräßliches Wohnungselend, gepaart mit Entbehrung, Krankheit, Schmutz, ſchwerer Arbeit und allen ſonſtigen Schreckniſſen und Mühſeligkeiten, die die geplagte Kreatur nur zu tragen vermag, ſchafft wahre Brutſtätten für die Tuberkuloſe und überliefert Tauſende und Zehntauſende aus den Reihen der Jugend dem Rachen der mörderiſchen Seuche.

Zahlreiche Forschungen neuerer Zeit, besonders die von Dr. Herrfurth, haben denn auch bestätigt, daß in erster Linie Volksschüler, und da wieder die Kinder der ärmsten Leute, am stärksten von der Tuberkulose heimgesucht werden. Sie verfallen ihr bis zu 94%. Auf einer Konferenz über Hygiene und Frauenstimmrecht (Dresden 1911) beklagte in ihrem Referat über Kinderschutz und Jugendfürsorge Frl. A. v. Welczeck, daß die soziale Fürsorgearbeit die Kinder von 2 bis 6 Jahren ganz unberücksichtigt lasse, „dabei stehe auf Grund wissenschaftlicher Untersuchungen fest, daß die Durchseuchung des Volkes mit Tuberkulose bereits bei Beginn des schulpflichtigen Alters abgeschlossen sei".

Vorbereitet wird die Tuberkulose im Kindesalter meist durch die Skrofulose, die, darüber sind sich die Ärzte so ziemlich einig, als die normale Primärform der Tuberkulose anzusehen ist. Die Skrofulose ist die typische Krankheit der Proletarierjugend. Ein Kainsmal ihrer Abstammung und Attribut ihrer Klasse. In Hamburg stellten 1908 die Schulärzte fest, daß von 77000 untersuchten Kindern 15000 blutarm und skrofulös waren. In Mannheim kamen nach dem Bericht der Armenverwaltung 1906 nicht weniger als 277 Kinder unter 14 Jahren neben nur 5 Erwachsenen wegen Skrofulose in stadtärztliche Behandlung. In Berlin stellte Dr. Ritter bei 90% aller von ihm untersuchten Kinder Skrofulose fest. Und auf dem ersten Tuberkulosekongreß in Berlin bestätigte er die Mitteilung, die Dr. Petruschky-Danzig unter großer Bewegung der Versammlung gemacht hatte, nämlich daß 85% aller Kinder als mit

den Keimen tuberkulöser Erkrankung behaftet anzusehen seien. Andere Ärzte haben dieser furchtbaren Feststellung beigepflichtet und zahlreiche Untersuchungsresultate haben sie immer wieder teils im vollen Umfange, teils in erheblichem Maße bestätigt. So kamen in Mannheim 1906 neben 349 Erwachsenen schon 196 Kinder unter 14 Jahren wegen Tuberkulose auf Verwendung der Armenverwaltung bei den Stadtärzten zur Behandlung. Im münchner Pathologischen Institut wurde die Häufigkeit der Tuberkulose im Kindesalter bis zu 48,8% festgestellt. In Rathenow konstatierte der Schularzt bei 57 von 136 Kindern (42%), in Kirchberg, einem erzgebirgischen Industrieort, bei 38 von 71 Kindern (54%) tuberkulöse Erkrankungen. Ein grauenhaftes Schauspiel, dieses Massensterben der proletarischen Jugend!

Krüppelkinder

In dem langen Leidenszuge der „wegemüden, ungeheuren erdfahlen Volkschaft", der sich an unseren geistigen Augen vorüberwälzt, wollen schließlich auch die Krüppelkinder nicht vergessen sein.

Ein Heer von Krummen und Lahmen, Schiefen und Buckligen, Hinkenden und Halben stolpert, humpelt, kriecht und schlenkert herauf ... „Zerrissene Glieder und entstellte Mienen ..."

Auf Anregung der deutschen Zentrale für Krüppelfürsorge ist 1906—1907 von den Regierungen der deutschen Bundesstaaten eine Krüppelzählung vorgenommen worden. Sie ergab 89782 jugendliche Krüppel.

Dabei haben Bayern mit 10244, Baden mit 2919 und Heſſen mit 1436 nur die ſchulpflichtigen Krüppel gezählt. In den übrigen Staaten wurden alle Kinder bis zum zurückgelegten vierzehnten Lebensjahr berückſichtigt. Preußen allein zählt 52000, Sachſen 10000 jugendliche Krüppel. Dr. Biſalski, der die Ergebniſſe der Zählung bearbeitet hat, teilt mit, daß die häufigſten Krüppelleiden Lähmung (16,4%), Tuberkuloſe (15%), Skolioſe, namentlich Verkrüppelung der Wirbelſäule (12%) und Rhachitis (9,5%) ſind. 6556 Kinder haben außer der Verkrüppelung noch andere Leiden und Gebrechen, ſind alſo taubſtumm, blind uſw. Weiter waren 8481 (8,5%) ſchwach- oder blödſinnig. Mehr als die Hälfte der Unglücklichen bedarf unter allen Umſtänden der Hilfe der Allgemeinheit, die ihnen aber nicht gewährt wird. Man hat Milliarden für Panzerſchiffe, Kolonialabenteuer und Zivillisten, aber nicht für die Forderung der Humanität, 53000 Krüppelkindern ein Heim und eine unter ärztlicher Aufſicht ſtehende Pflegeſtätte zu ſchaffen. Von den 39 Anſtalten, in denen nur 3300 Krüppel untergebracht ſind, iſt keine einzige durch den Staat ins Leben gerufen worden.

Die bedauernswerten Kinder, die ſo zu Tauſenden in vollſter Hilfloſigkeit den rauhen Stürmen des Lebens überlaſſen ſind, rekrutieren ſich in überwiegender Zahl aus dem Nachwuchſe des Proletariats. Unter den 1512 verkrüppelten Kindern des Samariterhauſes in Cracau bei Magdeburg entſtammten nur 83 bemittelten Familien. Bei den übrigen unbemittelten waren weit weniger Verletzung und Verſtümmelung, fehlerhafte Ge-

burtsanlage oder Mißbildung die Urſachen des Gebrechens, als vielmehr Krankheiten aller Art und mangelhafte Pflege. Scharlach, Diphtherie, vor allem Tuberkuloſe, die Krankheit des Proletariats, nicht minder auch Rachitis, die in feuchten Kellerwohnungen gedeiht und ſchlecht gepflegte und fehlerhaft ernährte Kinder befällt, legten meiſt den Keim zu körperlichen Deformationen. Durch tuberkulöſe Zerſtörung der Rückenwirbel entſtehen hochgradige Buckelbildungen, durch Muskelſchwäche flache Rücken, durch rachitiſche Erweichung von Wirbelknochen runde Rücken, durch rachitiſche Krümmungen der Wirbelſäule Skolioſen, durch tuberkulöſe Zerſetzungsprozeſſe die gefürchteten Hüftgelenksentzündungen, uſw. Wir ſehen ſie vor uns, die mißgeſtalten Zwerge mit ſpitzem Höcker oder breitem Buckel, dünnen Beinen und rachitiſchen Händen, die ſich in grotesken Verrenkungen bewegen. Sie beleidigen unſer Auge, ſie quälen unſer Schönheitsgefühl, ſie rufen unſern Sinn für Ebenmaß und edle Form zu lautem Proteſt auf. Und doch möchten wir uns zu ihnen niederbeugen voll Tröſtung und Hilfe, die man ihnen kalt und mitleidlos verſagt. Mindeſtens 30 %, ſo heißt es in einem Aufruf, an deſſen Spitze der Oberpräſident der Rheinprovinz zeichnete, könnten von „dieſen armen Geſchöpfen, die zum Teil in drückendſter Armut ein menſchenunwürdiges Daſein friſten“, noch geheilt und gebeſſert werden, wenn der Staat, der ſie zu Krüppeln werden ließ, ſich ihrer erbarmte. Oder iſt es nicht der Staat, der der kapitaliſtiſchen Produktion weiteſten Spielraum und ſchrankenloſe Entfaltung geſtattet, ſo daß Millionen von Menſchen durch Überarbeit, Unterernährung, elende

Wohnungsverhältniſſe, unhygieniſche Lebensweiſe und mangelhafte Pflege in Krankheitsfällen phyſiſch zugrunde gerichtet werden? Daß ſie unfähig werden, geſunden Nachwuchs zu erzeugen? Daß die Frauen, durch anhaltende und geſundheitsſchädliche Erwerbsarbeit geſchwächt und krank gemacht, keinem geſunden Kinde mehr das Leben ſchenken können? Iſt es Zufall, daß Sachſen, das Land mit ſtärkſter Frauenarbeit, nicht bloß die höchſte Säuglingsſterblichkeit, ſondern auch die größte Krüppelhäufigkeit aufweiſt? Die Amtshauptmannſchaft Dresden mit 2654, Leipzig mit 2283, Chemnitz mit 2065, Zwickau mit 2616, Bautzen mit 813 Krüppelkindern — ſind dies nicht entſetzliche Zahlen! Dabei ſind 665 Kinder zudem noch ſchwachſinnig, 63 blödſinnig und 856 aſylbedürftig!

Im Fabrikſaal ſteht die ſchwangere Arbeiterin bis zum letzten Tag, ja zur letzten Stunde vor der Geburt des Kindes. Die andauernde gebückte Stellung biegt die zarten Knochen des werdenden Menſchleins zur Unform — ein Krüppel wird geboren.

Auf dem Bau rackert die Zuträgerin trotz ihres ſchonungbedürftigen Zuſtandes. Ein Stoß gegen den Unterleib — das Kind wird ein Krüppel.

In den chemiſchen Gifthütten, wo geſundheitsſchädliche Gaſe und Dünſte die Luft verpeſten, ſtellen ſich bei den Frauen krankhafte Vorgänge in der Gebärmutter ein. Nach vielen Fehlgeburten endlich eine ausgetragene Frucht, — aber behaftet mit dem Mal des Krüppeltums.

Das geſunde Kind umdrohen Infektionskrankheiten, Rachitis, Tuberkuloſe, Nervenſchwäche, immer die Gefahr einer Verkrüppelung in ihrem Gefolge führend, und was

ſie ſchließlich verſchonen, fällt dem Unfall als Beute zu. In Bayern allein waren nach der angeführten Statiſtik von 9637 Krüppelkindern 2572 durch Unfälle zu ihrem Gebrechen gekommen; davon 1362 in der Landwirtſchaft. Und alle ohne Ausnahme Kinder der armen Bevölkerung. Unter den in der Landwirtſchaft verunglückten ſchwerverletzten Arbeitern des Jahres 1999 befanden ſich 2381 Kinder unter 16 Jahren.

Häufig bedarf es eines Unfalls gar nicht, um Siechtum und Krüppelhaftigkeit zu erzeugen. Es iſt ſattſam bewieſen, daß allein die Erwerbsarbeit der Kinder ausreicht, um den Organismus ſo zu ſchädigen und Prädispoſitionen für körperliche Verbildungen zu ſchaffen. In den Berichten der Lehrer zur Statiſtik über die Ausbreitung der Kinderarbeit wird mitgeteilt, „daß die Mädchen ſchief werden und die Knaben in der Schule nicht ſitzen können.“ In Greiz fielen die erwerbstätigen Kinder durch bleiches und kränkliches Ausſehen auf, waren engbrüſtig, hatten krummen Rücken, litten an den Augen, büßten an geiſtiger Friſche und Spannkraft ein, wurden ſtumpf und intereſſelos. In Baden beobachtete man, daß Kinder infolge zu langen Stehens bei der Arbeit lahm wurden; einem dieſer unglücklichen Weſen mußte ein Bein abgenommen werden. Zahlloſe Berichte erklärten, „daß ſich die Folgen der übermäßigen Ausnützung der Jugendkraft im ſpäteren Leben durch vorzeitigen Eintritt körperlicher Schwäche und Erwerbsunfähigkeit geltend macht“. Von Kindern, die in Ziegeleien arbeiteten, wurde berichtet: „Wer zwei Jahre Steine abgetragen hat, iſt im Leben zu nichts mehr zu gebrauchen.“ Aus Textilgebieten wurde

darauf hingewieſen, daß dort die abnorm große Zahl verkrüppelter Perſonen allgemein auffalle. Von Hütejungen teilte Sanitätsrat Dr. Heynacher-Graudenz mit, daß ſie ſich durch ihre elende körperliche Entwicklung von anderen Kindern auffallend unterſchieden.

Schwachſinnige und Idioten

Die tückiſchen und finſteren Unheilbringer, die als Trabanten der Armut und des Elends den Leib der proletariſchen Jugend verwüſten, gehen auch an dem Geiſte der Armen nicht ſpurlos vorüber.

Ohne ausreichende Ernährung des Körpers keine Spannkraft und Leiſtungsfähigkeit des Geiſtes; ohne Pflege und Sonne keine Reife, keine Schönheit des Intellekts und der Empfindungswelt.

Kümmerlich wie der Leib, der ſein Beherberger iſt, bleibt der Geiſt im Schatten proletariſcher Lebensverhältniſſe eine Frucht ſtiefmütterlicher Entwicklung. In den dumpfen Kammern des Elends wachſen die Scharen ſchwachſinniger Kinder heran.

Damaſchke hat vor Jahren die Zahl der im deutſchen Reiche vorhandenen ſchwachſinnigen und ſchwachbefähigten Kinder, die in Volks- und Privatſchulen ſitzen, obwohl ſie in Hilfsſchulen gehörten, auf etwa 60—70000 beziffert. Das wären ca. 0,8% aller Schulkinder, ſicher zu wenig als zu viel. Nach einer Zuſammenſtellung von Kaliſcher, der 1897 in zehn berliner Gemeindeſchulen eine Unterſuchung aller geiſtig zurückgebliebenen Kinder anſtellte, und dem für dieſen Zweck alle diejenigen Kinder

der drei unteren Klaſſen zugeführt wurden, die mehr als einmal ſitzengeblieben waren, ergab ſich, daß unter 10132 Kindern ſich 116 geiſtig Minderwertige befanden, gleich 1,5%. In Hamburg zählte man 1891 unter 66000 Schülern 342 Minderwertige, das ſind nur 0,51%. Etwa derſelbe Prozentſatz (0,52%) wurde in Frankfurt a. M. feſtgeſtellt, wo man unter 19401 Kindern 102 Minderwertige ermittelte. Dagegen ergab in Sachſen-Meiningen eine Unterſuchung von 40000 Schulkindern 0,82% geiſtig Abnorme, nämlich 330. Ein Vergleich dieſer Zahlen untereinander iſt kaum erlaubt, da die Grundſätze für die Auswahl der Schwachſinnigen in den verſchiedenen Städten verſchieden geweſen ſind. Unbeſtritten aber ſteht feſt, daß die Zahl der ſchwachſinnigen und ſchwachbegabten Kinder ganz erheblich iſt. Beſonders in der Volksſchule. Ja, Statiſtiken beweiſen ſogar — ſo die von Dillner-Plauen i. V. und Hofacker-Düſſeldorf —, daß dort die Zahl in der Steigerung begriffen iſt, eine Tatſache, der auch der vorſichtige und zurückhaltende Dr. Laquer-Frankfurt a. M., der als anerkannte Autorität auf dem Gebiete der Erforſchung nervöſer und ſeeliſcher Anomalien gilt, nichts entgegenzuſetzen vermag.

Gegenüber dem angeborenen Schwachſinn iſt die ärztliche Kunſt ſo gut wie machtlos. Da bleibt nur ärztliche und pädagogiſche Fürſorge übrig, die am beſten in hierzu beſtimmten Anſtalten erfolgt. In der Volksſchule ſind Hilfsklaſſen oder beſondere Hilfsſchulen einzurichten, die alle Schwachbefähigten aufnehmen und in ſelbſtändigen Kurſen nach eigenen Methoden weiter behandeln. Seit 1867 hat man in zahlreichen Städten

etwa 200 oder mehr ſolcher Hilfsſchulen ins Leben gerufen, in denen rund 20000 Kinder unterrichtet werden. Dieſe Verſorgung iſt, wenn man ſich der Zahlen Damaſchkes erinnert, völlig unzureichend; die Leiſtungen werden amtlich als „durchweg genügend, zum nicht geringen Teil ſogar recht gut“ zenſiert, doch iſt es Tatſache, daß nur ganz verſchwindend wenige Kinder aus den Hilfsſchulen wieder in die Volksſchule zurückverſetzt werden können.

Die Schwachſinnigen und Schwachbegabten, die in der Volksſchule verbleiben müſſen — ſei es, weil überhaupt keine geſonderte Verſorgung für ſie beſteht, weil dieſe nicht genügt, oder weil die Auswahl der Kinder nicht gewiſſenhaft genug erfolgte —, haben meiſt ein wenig beneidenswertes Los. Der pädagogiſchen Durchſchnittsbildung des Volksſchullehrers ſind namentlich die leichteren Grade des Schwachſinns nur ſchwer erkennbar, deshalb werden nur zu häufig die Urſachen für mangelhafte Leiſtungen des Kindes in deſſen Faulheit, Trotz und Widerſpenſtigkeit geſucht, während im Grunde das abnorme Gehirn die Verantwortung trägt. Alle Regiſter des Zwanges, der Schulzucht und des Schulſtraffyſtems werden gezogen; der Schulprügel tritt in Tätigkeit, und das Kind leidet entſetzlich. Wer ſelbſt die Volksſchule beſucht und die Barbarei des dort herrſchenden Prügelſyſtems beobachtet oder gar am eigenen Leibe erfahren hat, kann ein Lied ſingen von den empörenden Verſündigungen, die oft von bequemen oder rohen Schullehrern im Namen der Kultur an bedauernswerten Kindern verübt werden.

Der erworbene Schwachsinn kann mancherlei Ursachen haben. Auf höheren Schulen kommt er häufig vor infolge Überreizung der Nerven durch Überbürdung mit wissenschaftlichen Arbeiten. In der Volksschule ist es weniger geistige Überbürdung, als vielmehr die Einseitigkeit der von Grund aus verkehrten Unterrichtsmethode, die zur Schwachsinnigkeit oder aber in den weitaus meisten, milder liegenden Fällen zur Stumpfheit des Intellekts führt. An anderer Stelle ist dies im einzelnen nachgewiesen worden. Die im Wesen des Kindes liegende Aktivität wird erstickt, die Sinne verlieren die ursprüngliche Schärfe und Funktionsfähigkeit, die geistige Selbständigkeit geht zurück, eine Entwöhnung des Denkens tritt ein. „Der Troß unserer Schulen," sagt Pestalozzi, „gibt uns nicht nur nichts, er löscht auch das noch in uns aus, was die Natur verlieh, und über das der Wilde in einem Maße verfügt, von dem wir uns kaum eine Vorstellung machen können."

Die meisten und gewichtigsten Ursachen der Schwachsinnigkeit gehen auf soziale Momente zurück. Das Heer der Schwachsinnigen ist ein Heer von Anklägern gegen die heutige Gesellschaftsordnung.

Es steht fest, daß die Schwachsinnigen in überwiegender Mehrzahl Arbeiterkinder sind, daß ein hoher Prozentsatz von ihnen unehelich geboren ist, ein anderer schwindsüchtigen, minderwertigen oder trunksüchtigen Eltern entstammt. Dr. Cassel-Berlin, der 129 minderwertige Kinder untersuchte, stellte fest, daß 62% von ihnen erst nach dem zweiten Lebensjahr laufen, 44% erst nach dem dritten Lebensjahr sprechen gelernt hatten. Der schlechte

Ernährungszuſtand macht die armen Geſchöpfe äußerſt empfänglich für allerhand Krankheiten; es finden ſich bei ihnen in geſteigerter Häufigkeit Darmkatarrh und Brechdurchfälle, Skroſeln, Engliſche Krankheit, Bronchialkatarrh, Schwindſucht, Lungenentzündung, Krankheiten der Augen und Ohren, des Gehirns, ſchlimme Folgen des Keuchhuſtens, ebenſo von Diphtherie, Maſern, Scharlach uſw. In ſolchen geſchwächten und ſiechen Körpern bleibt für die Entwicklung des Hirns und der Geiſtesgaben nicht viel übrig. Das ſchlecht mit Blut verſorgte Gehirn bleibt im Wachstum zurück, die Nerven ſind mangelhaft ernährt, leiden an Überreizung infolge Schwäche und funktionieren nicht wie bei geſunder Verfaſſung. Man ſehe ſich einmal die Krankheitsliſten der Schwachſinnigen an! Kaliſcher fand in Berlin bei 255 dieſer Unglücklichen: 191 ſkrofulöſe Drüſenſchwellungen, 164 Gaumen- und Rachenmandelvergrößerungen, 80 abgelaufene Mittelohrentzündungen, von denen 9 noch eiterten, 19 abgelaufene ſkrofulöſe Augenentzündungen, 14 Sprachſtörungen, 17 mal Kopfſchmerz und Migräne, 15 mal Schwachſichtigkeit, 15 mal ſonſtige Sehſtörungen, 11 mal Schielen, 8 Herzfehler, 3 Wirbelverkrümmungen, 15 mal nervöſe Schwerhörigkeit, 6 mal veitstanzähnliche Zuckungen, 2 mal Epilepſie, 2 mal Lähmung, 2 mal Erkrankung des inneren Auges, 3 mal Tiefſtand des oberen Augenlides; außerdem fanden ſich mehrere Fälle von leichterem Lungenkatarrh, vereinzelte ſchwere Herzfehler, ausgeheilte Knochentuberkuloſe, ein Fall vererbter Syphilis, ein Fall von akutem Stumpfſinn infolge Verletzung uſw. Alle Leiden und Krankheiten der Welt ſchienen dieſes Häuflein un-

glücklicher Menſchenkinder überfallen zu haben. Und wie dürftig iſt dabei ihr phyſiſcher Habitus, wie zwerghaft ihr Wuchs! Dr. Hofacker fand unter 121 Hilfsſchutzzöglingen auffallend viele mit mangelhafter Körperentwicklung; ſeine Meſſungen ergaben, daß 95 (78%) den normalen Durchſchnitt ihres Alters nicht erreichten. Die ſoziale Ungunſt, die den Leib in der Entwicklung beeinträchtigt hatte, war auch dem Geiſte ein Verkümmerer geweſen. Dr. Schmid-Monard berichtet von Hilfsſchulbeſuchern in Halle a. S., daß ſie in Länge und Gewicht durchſchnittlich um 1 bis $1^1/_2$ Jahre rückſtändig waren. Als Urſachen der körperlichen Minderwertigkeit bezeichnete er bei 40% Alkoholismus, Proſtitution uſw., bei $33^1/_3$% elende Verhältniſſe, bei den übrigen ſchwere Krankheiten, Kopfverletzungen uſw. Von den 38 nicht genügend bildungsfähigen Kindern in Plauen i. V. (1893) litten je 1 an Baſedowſcher Krankheit, Veitstanz, tiefer Verblödung, chroniſcher Hornhautentzündung, 2 an Augenbildungsfehlern, 2 an Hirn- und Rückenmarksleiden, 9 an Schwerhörigkeit und noch beſtehenden Ohrenkrankheiten, 9 an Naſen- und Rachenkrankheiten, alle an allgemeiner Schwäche, Skrofuloſe, Rachitis und konſtitutionellen Veränderungen. 1894 wurde bei 30 Hilfsſchülern gefunden: 9 mal Schwerhörigkeit, 11 mal Skrofuloſe, 1 mal chroniſche Naſen- und Rachenerkrankung, 3 mal Augenkrankheit, 6 mal Erkrankung des Zentralnervenſyſtems (darunter 3 mal Epilepſie), 12 mal ſchwere Ernährungsſtörungen. In der Vorgeſchichte dieſer 30 Kinder ließ ſich in 7 Fällen Rachitis, in 3 Diphtherie, in 3 Lungenentzündung, in 5 Krämpfe, in 2 Fällen erbliche Belaſtung nachweiſen.

Zieht man zur Vervollständigung des düsteren Bildes das diese Krankheitslisten gewähren, noch in Betracht, daß die Kinder einen großen Teil ihres Lebens in engen und feuchten Wohnungen, in dumpfer und übler Luft verbringen, daß ihnen geregelte Hautpflege und Körperbewegung fehlt, daß sie vielfach hungern müssen, und daß frühzeitige Erwerbsarbeit ihre Kraft schnell verbraucht, so bekommt man etwa einen Begriff von der Schwere des Elends, das auf dem Schicksal dieser armen Geschöpfe lastet.

Ein Beispiel aus dem Leben vermittelt hierzu ein Stück Anschauungsunterricht von seltener Eindringlichkeit. In der „Zeitschrift für Schulgesundheitspflege“ teilte Dr. Wegener-Wasungen i. Th. mit, daß in der Nachhilfsklasse der dortigen Stadtschule 25 Knaben und 10 Mädchen untergebracht seien, obwohl der ganze Ort nur 587 Volksschulbesucher zähle. Die Ursachen dieses ungewöhnlich hohen Prozentsatzes Schwachsinniger (6 %!) seien in den außerordentlich traurigen sozialen Verhältnissen jener Gegend zu suchen. Auf einen unsäglich kümmerlichen Verdienst angewiesen, lebe ein großer Teil der meist aus Heimarbeitern bestehenden Bevölkerung nur von Brot, Kartoffeln und Schnaps. Um den Lebensunterhalt zu erschwingen, sitzt die ganze Familie mit Einschluß der kaum der Wiege entwachsenen Kleinen in einem engen Raume, der als Werkstatt, Wohn- und Schlafstube und Küche diene, von früh bis in die Nacht, um Masken, Atrappen usw. zu bemalen oder fertig zu machen oder in der Schuhmacherei zu helfen. Neben erwachsenen Männern und Frauen trinken Schnaps auch schon die Schulkinder,

ja ſie genießen ihn mit Zucker vermiſcht aufs Brot geſtrichen. Selbſt den Säuglingen wird Schnaps mit Zucker in die Gummiſauger gefüllt, damit ſie gut ſchlafen und bei der Arbeit nicht ſtören. Vererbung und die elende, unzureichende und naturwidrige Ernährung haben im Verein mit ungeſunden Wohnungen und früher Erwerbsarbeit den hohen Prozentſatz körperlich degenerierter und ſchwachſinniger Kinder verſchuldet. Drüſen, engliſche Krankheit, Blutarmut, chroniſche Magenkatarrhe ſind die immer wiederkehrenden Krankheiten, Skrofuloſe iſt allgemein, die Tuberkuloſe findet reiche Ernte, und an Größe und Gewicht ſtehen die Hilfsſchüler um 3 bis 4 Jahren hinter ihren Altersgenoſſen der Normalklaſſen zurück, an geiſtiger Reife oft noch mehr.

Man wende nicht ein, daß dieſe Schilderung zu ſchwarz gemalt ſei, oder daß ſie eine Ausnahme bilde. Im Eulengebirge, auf dem Eichsfelde, im Erzgebirge, in der Eifel kann jeder, der bei ſeinen Wanderungen nicht bloß in Naturſchönheiten ſchwelgt und die Spielſchachtel-Romantik der ach ſo maleriſchen Hütten- und Bergdörfer genießt, ſondern auch in die verborgenen Tiefen des Volkslebens eindringt, ähnlichen Elendsbildern zu Hunderten und Tauſenden begegnen.

Daß der Alkoholismus, der immer im Gefolge der ſozialen Not anzutreffen iſt, das Gehirn ſchwächt und namentlich bei Kindern in hohem Maße die geiſtige Kapazität beeinträchtigt, iſt bekannt und erwieſen; ebenſo die Tatſache, daß ſchon durch die Trunkſucht der Eltern eine Vergiftung und Schwächung des Lebenskeimes erfolgen kann. Die Erzeugung im Rauſch iſt nach der

Überzeugung vieler Mediziner, besonders Psychiater, die sicherste Ursache der Geistesschwäche des künftigen Kindes. Bourneville fand unter 1000 Idioten Alkoholismus des Vaters in 471, der Mutter in 84, beider in 65 Fällen, insgesamt also in 62% der Fälle Alkoholismus als Ursache der Imbezillität. Dabei konnte in 57 Fällen mit Sicherheit, in 24 mit Wahrscheinlichkeit Trunkenheit während des Zeugungsaktes nachgewiesen werden. Dahl fand, daß 50 bis 60% der Idioten von trunksüchtigen Eltern abstammen; Howe berechnete 48,3%. Die Insassen der deutschen Irrenanstalten sollen bis zu 60% Kinder von Trinkern sein. Sorgfältige Statistiken aus wiener, leipziger und bremer Schulen haben den Nachweis erbracht, daß die schwächsten und leistungsunfähigsten Schüler diejenigen sind, die alkoholische Getränke in größeren oder kleineren Mengen genießen. In weingesegneten Gegenden urteilen die Lehrer über die Güte der einzelnen Jahrgänge: Je besser der Wein, desto dümmer die Kinder.

Nun wird zwar auch in wohlhabenden Kreisen Alkohol in reichlichen Mengen konsumiert, so daß man einwenden könnte, die durch Alkoholismus hervorgerufene Schwachsinnigkeit treffe nicht bloß die proletarische Jugend. In der Tat beweisen die zahlreichen Trottel aus wohlsituierten Familien, daß die Natur zwar eine harte, aber demokratische Vergelterin ist. Allein in der heutigen Gesellschaft vermögen Stand, Besitz und Konnexionen das Verdikt der Natur zu mildern oder gar aufzuheben. Kretinismus ist bekanntlich für denjenigen, der auf eine lange und stolze Ahnenreihe zurückzublicken vermag oder

mit goldenem Schlüssel Türen zu öffnen weiß, die anderen Sterblichen verschlossen bleiben, kein Hindernis für die Karriere. Selbst die höchsten Ämter stehen ihm, wenn er sonst Glück hat, offen. Das Proletarierkind hingegen hat unter der Elendsbürde des Schwachsinns, die doppelt schwer auf ihm lastet, bitter zu leiden. Wie ein finsterer Alp hält sie den Willen und die Kraft der Entwicklung gelähmt; wie ein Bleidach liegt sie über seinem Wesen, jeden Ausblick versperrend und jeden Aufstieg vereitelnd.

„Weiße Salbe"

Von Zeit zu Zeit kommt der Gesellschaft das Maß ihrer Sünden und Pflichtvergessenheiten zum Bewußtsein. Dann schlägt ihr das Gewissen. Was soll sie tun, um den Ankläger zu beschwichtigen? Sie klebt ein Pflaster auf die Wunden, die den Volkskörper zerstören, und verabreicht „weiße Salbe". Das hilft zwar nichts, aber der Anblick wird erträglicher. Außerdem erweckt es den Anschein, als ob die Gesellschaft wirklich helfen wolle. Sie spendet nicht, sie übt nicht Barmherzigkeit und ist kein aufopfernder Samariter — bewahre. Sie wirft nur von ihrem Überflusse ein paar armselige Brocken hin. Aber das Mahnen des Gewissens wird beruhigt, und die ach, so billige Absolution ist bald erkauft. Obendrein bereitet das „Wohltun" einen so angenehmen Kitzel. Ein neuer Sport, eine interessante Abwechslung. Es tut so gut, ein Wohltäter zu sein.

Man ladet zu Wohltätigkeitsfesten mit Spiel

und Tanz, veranstaltet Basare mit Sekt und Flirt, arrangiert Bälle und Kabarettabende voll pikanter und erlesener Genüsse — alles zum Wohle der Armen. Man sitzt an reichen Tafeln und ißt mit vollen Backen, man dreht sich zu den Klängen der Musik und klatscht den Sängerinnen Beifall, man taucht unter in einen Strudel von Vergnügungen und berauscht sich an ausgelassenen Freuden — alles für die Armen. Neuerdings ist es Mode geworden, die Wohltaten in Riesendimensionen zu betreiben und zu Massenaktionen zu entfalten. Man veranstaltet Margaretentage, verwandelt die Straßen in Blumengärten und läßt ein Heer von Damen und Dämchen der vornehmsten Kreise auf das Publikum los um es mit mehr oder weniger Grazie oder Aufdringlichkeit nach allen Regeln der Kunst auszuplündern. Alles im Interesse und zum Wohle unglücklicher, armer Kinder.

So edlen Herzensregungen im einzelnen der Entschluß, einem Dürftigen zu geben, entspringen mag, und so sympathisch auch das Bemühen berührt, das Elend armer Kinder durch Hilfeleistungen zu lindern, so verletzend und abstoßend wirkt jede Aktion, die, ohne von wahrem sozialen Empfinden diktiert und von schonendstem Taktgefühl geleitet zu sein, die Wohltätigkeit nur zum Deckmantel für zahllose Leidenschaften und häßliche menschliche Schwächen benutzt. Gerade bei den Kinderhilfstagen und Wohltätigkeitsveranstaltungen, deren lärmende Aktionen breiteste Kreise ziehen, feiern Eitelkeit und Vergnügungssucht, Ehrgeiz und Putzsucht, Streberei und Liebedienerei wahre Orgien! Die moralischen Schädigungen im Gefolge solcher Veranstaltungen sind

größer als ihre heilsamen Wirkungen. Eine Erklärung, die von zahlreichen auf dem Gebiete sozialer Fürsorge hervorragend tätigen Personen unterzeichnet wurde, kennzeichnete die auf Schaustellung und Nervenkitzel berechnete Wohltätigkeitsfexerei der honetten Gesellschaft sehr treffend, indem sie betonte, daß „solche Veranstaltungen den Sinn für absichtsvolle und wohlüberlegte Wohlfahrtsarbeit schwächen und die Erziehung der besitzenden und hilfsfähigen Volksklassen zu tieferem Verständnis und ernsterer Auffassung unserer sozialen Verhältnisse erschweren." Weiter heißt es: „Die Wohlfahrtsorganisationen, denen vor allen anderen die Pflicht obliegt, das Gewissen aller Stände gegenüber dem von ihnen erkannten Elend zu wecken und zu schärfen, stellen diese Pflicht zurück, indem sie äußere Anreizungen benützen, um eine Gebelaune anzuregen, die nichts weiß von der Arbeit am Elend selbst; sie helfen dazu, das soziale Verantwortlichkeitsgefühl zu verflachen, anstatt es zu vertiefen. Für die jungen Helferinnen bedeutet der Blumentag, der ohne Festlichkeiten irgendwelcher Art keinen Erfolg haben kann, eine Verwirrung der sittlichen und sozialen Auffassung. Soziale Verpflichtung soll ihnen zu einem ernsten Begriff werden, der die innere Hingabe der Persönlichkeit erfordert, nicht zu einem Fest, bei dem äußere Anreize und Vergnügungen nicht entbehrt werden können. Die der Hilfe Bedürftigen werden durch diese Art der Sammlung verletzt. Wir sollen ihrer Not mit heiligem Ernst begegnen und die Hilfe, die wir ihnen bringen wollen, nicht von öffentlichen Veranstaltungen abhängig machen, die nicht von solchem Ernst getragen sind. Auch

der Geber wird in gewiſſem Sinne irregeleitet. Er ſoll geben aus ehrlichem Mitgefühl und Verſtändnis für ſoziale Fürſorge heraus, nicht im Feſtgetriebe dem Impuls eines Augenblicks folgend. In unſerer ſozial gerichteten Zeit muß vermieden werden, bei Beſchaffung der notwendigen Mittel zu Wohlfahrtszwecken, Vergnügungsſucht, Eitelkeit und Ehrgeiz zu wecken oder zu nähren. Es müſſen Wege geſucht, und es können erfahrungsgemäß auch Wege gefunden werden, auf denen ernſter Wille geweckt, geſtärkt und zu ſegensreichen ſozialen Taten geführt wird."

Auch wenn die Leiſtungen der Geſellſchaft über Wohltätigkeitsfeſte und Kinderhilfstage hinausgehen, vermag ſie — beſonders wenn die Kinder des Proletariats das Objekt ihrer Bemühungen ſind — nicht mehr zu bieten als „weiße Salbe".

Kindergärten

Der Umſtand, daß Millionen von Ehefrauen und Müttern erwerbstätig ſein müſſen und dadurch ihrer natürlichen und nächſten Aufgabe, Pflegerinnen und Erzieherinen ihrer Kinder zu ſein, entzogen werden, legt der Geſellſchaft die Pflicht auf, durch Einrichtung von Kindergärten und Kinderhorten einen Erſatz für die verloren gegangene Heim- und Erziehungsſtätte zu ſchaffen. Der Nutzen der Kindergärten iſt ſo einleuchtend und bekannt, daß er hier nicht näher nachgewieſen zu werden braucht. Nicht nur, daß der Kindergarten eine außerordentlich wichtige Einrichtung ſozialer Fürſorge darſtellt, er iſt auch die erſte und bedeutſamſte Vorſchule

für die dem Unterricht und der Erziehung dienenden Anſtalten. Was aber iſt in dieſer Hinſicht bisher getan worden? Staatliche Kindergärten gibt es überhaupt nicht. Die Fürſorge der Gemeinden iſt die denkbar mangelhafteſte und nachläſſigſte. Soweit Kindergärten beſtehen, ſind ſie private Gründungen, zum Zwecke des Erwerbs geſchaffen, oder Veranſtaltungen kirchlicher und humanitärer Vereinigungen; in den allermeiſten Fällen dienen ſie kaum einem anderen Zwecke als der Muckerei, dem Seelenfange und der religiöſen Intoleranz. Ein „freier Kindergarten“ in Charlottenbnrg wurde polizeilich geſchloſſen, weil er, da er „religiöſe und patriotiſche Bildungselemente“ nicht genügend berückſichtigte, „der Heranbildung der Kinder zu ſtaatstreuen und religiöſen Menſchen hinderlich ſei und den Boden für eine ſpätere leichtere Aufnahme ſozialdemokratiſcher Ideen vorbereite.“ Die Zahl der behördlich zugelaſſenen Kindergärten iſt ſo gering, und ihre Ausſtattung iſt ſo dürftig, daß ſie, ſelbſt wenn ſie Muſterinſtitute wären, dem vorhandenen Bedürfnis nur zum kleinſten Teile gerecht werden könnten.

Kinderhorte

Um dem unverſorgten Kinde eine Zuflucht, eine Heimſtätte zu bieten, wo es die Zeit verbringen kann, die es nicht in der Schule verlebt, hat private Wohltätigkeit auch die Kinderhorte geſchaffen, deren es 1910 in 108 Städten 455 gab, und in denen 26713 Kinder verſorgt wurden. Gewiß eine ganz annehmbare Leiſtung, aber was ſind

27000 gegen Hunderttauſende, die all und jeder Pflege und Verſorgung entbehren! Und wo bleibt die Hilfe des Staates, der Gemeinden? Wenn eine Geſellſchaftsordnung die Familien auseinanderreißt, die Mutter in die Fabrik treibt, anſtatt ſie am häuslichen Herd und im Kreiſe der Kinder zu laſſen, — hat dann nicht die Geſellſchaft die Pflicht, durch ihre Organiſationen Einrichtungen zu ſchaffen, die den gefährlichen Folgen derartiger ſozialer Erſcheinungen entgegenwirken und ſie verhindern! Muß es nicht verletzen und als eine Demütigung wirken, wenn der Proletar das als Wohltat empfängt, was ihm als Recht zuſtünde, ohne bitten und Danke ſchön ſagen zu müſſen!

Schulſpeiſungen

Die Geſellſchaft hätte auch die Pflicht, hungernde Kinder, die ſie zum Lernen zwingt, zu ſpeiſen, ſobald die Eltern hierzu nicht in der Lage ſind. Es iſt eine Grauſamkeit, arme Kinder geiſtig anzuſpannen, während ſie der Hunger quält. Es iſt Hohn und Heuchelei, ihnen von Gottes Güte zu predigen angeſichts der unverſchuldeten Armut und Erniedrigung, die von allen Seiten in ihr junges Leben hineingähnen. Tauſende von Familien ſind zufolge ihrer Notlage, zufolge der Arbeitsverhältniſſe, die Vater und Mutter in die Fabrik zwingen, zufolge ſonſtiger widriger Umſtände nicht imſtande, den Kindern regelmäßig eine Nahrung zu verabreichen, die nach Qualität und Quantität als ausreichend betrachtet werden könnte. So bleiben die bedauernswerten Kinder wie in ihrer Wartung und Beaufſichtigung, ſo auch in ihrer Ernährung unver-

ſorgt. Sie müſſen hungern, betteln oder ſtehlen. Mit nüchternem Magen gehen ſie zur Schule. Das Hirn ſoll arbeiten, während der Hunger im Leibe quält und nagt. Und der Mund ſoll beten: Danket dem Herrn, denn er iſt freundlich und ſeine Güte währet ewiglich ...

Die Zentralſtelle für Volkswohlfahrt hat 1908 durch eine Umfrage den Stand der häuslichen Speiſung der Volksſchuljugend feſtzuſtellen verſucht und dabei erfahren, daß im Winter 22000, im Sommer 36000 Kinder kein Frühſtück erhielten. Die Urſachen waren zuweilen Übereilung und Haſt der Kinder, meiſtens Armut, Arbeitsloſigkeit, Krankheit der Eltern, frühe Beſchäftigung der Mutter außer dem Hauſe, gelegentlich auch Nachläſſigkeit. Viel ſchlimmer ſteht es mit dem warmen Mittagsbrot. 179000 Kinder (4,9%) erhalten nach der Umfrage im Winter des Mittags nur einen kalten Imbiß, im Sommer ſind es etwa 113000. Die Zahlen würden noch erheblich größer ſein, wären nicht im Sommer 40000, im Winter 73000 Kinder von privater Seite oder durch öffentliche Fürſorge mit einem warmen Mittagsmahl bedacht worden. Kein Abendeſſen erhielten im Winter etwa 15000, im Sommer 22000 Kinder; ſie mußten alſo hungrig zu Bette gehen! Vielleicht, um auch am Morgen noch des Frühſtücks zu entbehren. Unter den ſtädtiſchen Schulkindern wurden infolgedeſſen ca. 300000 mit ſchlechter Konſtitution vorgefunden — kein Wunder bei ſolch ſchrecklicher Ernährungsnot! In Hamburg betrug die Zahl der Kinder ohne warmes Mittagsbrot 13,8%, in Nowawes 15,4%, in Wandsbek und Stötteritz über 20% der befragten Kinder. Und in Hamburg gab es auch für 3,2%,

in Wandsbek für 9%, in Eisleben für 2,3% abends keine warme Mahlzeit. Dafür konstatierten die schulärztlichen Untersuchungen in Hamburg unter 77000 Kindern 15000 Blutarme, Skrofulöse und schlecht Genährte.

Vor ein paar Jahren hat der schon erwähnte berliner Arzt Dr. Bernhard die Ernährungsverhältnisse von 8451 Kindern geprüft und dabei gefunden, daß 578 Kinder vor dem Gang zur Schule kein Hausfrühstück eingenommen hatten, 40 davon längere Zeit hindurch; daß ferner 186 Kinder kein Schulfrühstück mitgenommen hatten, davon 22 längere Zeit hindurch; endlich daß 538 Kinder in der Mittagsstunde die Hauptmahlzeit entbehren mußten, sie durch Suppe, Stullen usw. ersetzten und erst am Nachmittag oder am Abend ihr „Mittagbrot" aßen oder überhaupt keins bekamen. Bezüglich der Ursachen dieser Mängel teilt Bernhard Zahlen mit, die geradezu Verblüffung erregen müssen. Er sieht als festgestellt an, daß bei den 578 Kindern ohne Hausfrühstück in 10 Fällen Krankheit der Mutter, in 28 Fällen Armut der Eltern (meist infolge von Arbeitslosigkeit), in 63 Fällen gewerbliche Arbeit der Kinder (vor dem Unterrichtsbeginn), in 108 Fällen nervöse Zustände (Appetitlosigkeit, Erbrechen), in 369 Fällen Nachlässigkeit der Eltern oder Kinder die Ursache war. Ähnlich hat er bei den 186 Kindern ohne Schulfrühstück als Ursache nur 25 mal Armut, daneben 17 mal nervöse Zustände und 144 mal Nachlässigkeit herausgezählt. Über die Ursachen des Fehlens einer Mittagsmahlzeit finden sich keine Angaben. Die Verhältnisse sind im Sommer kaum besser als im Winter, aber die Ursachen Krankheit, Armut und gewerbliche Arbeit sind im Winter merklich

zahlreicher als im Sommer vertreten. Daß die Nachläſſigkeit — beſonders bei Müttern — vielfach eine Folge von Schlaffheit und Entkräftung des Körpers infolge langer Entbehrung und Unterernährung, ungenügender Bewegung in friſcher Luft, übermäßiger Haus- und Erwerbsarbeit, häufigen Wochenbetten uſw. iſt, bedarf der Erwähnung, um das Ergebnis der Umfrage in das richtige Licht zu rücken.

Die bereits erwähnten Erhebungen der Zentrale für Volkswohlfahrt haben die Ziffern der Bernhardſchen Statiſtik noch übertroffen. Waren nach Bernhard in Berlin 1,4 % der Schulkinder ohne Frühſtück, ſo nach jenen Erhebungen in Danzig 1,5 %, in Weißenfels 2 %, in Lüneburg 2,9 %, in Hohenlimburg 4,3 %. Auch in Elberfeld, Dortmund, Oberhauſen war der Prozentſatz der hungernden Schulkinder größer als in Berlin. Weiter wurde ermittelt, daß 2,9 % der berliner Gemeindeſchüler — ungefähr ſoviel wie in Hamburg — weder mittags noch abends ein warmes Mahl hatten.

Noch ſchlimmer iſt das Reſultat einer Erhebung des Vereins für Kindervolksküchen von 1907, nach dem in Berlin 14000 Kinder ohne Frühſtück waren, darunter 9904 ſchulpflichtige.

Was zur Linderung dieſer Not bisher getan worden iſt, ſteht weit hinter den Leiſtungen anderer Staaten auf dieſem Gebiete ſozialer Fürſorge zurück. Anfangs hat man ſich bei Regierungen und Behörden unter nichtigen Vorwänden auf das entſchiedenſte und hartnäckigſte geſträubt, der hungernden Armut eine ſättigende Spende darzureichen. Schließlich haben aber die zunehmende De-

generation der Massen, die Abnahme der Militärtauglichkeit und der wachsende Einfluß der Arbeiterorganisationen den Widerstand gebrochen, so daß die maßgebenden Stellen heute wohl oder übel der Lösung dieser Frage nähertreten müssen. Die private Wohltätigkeit, die schon lange im stillen und mit bescheidenen Mitteln wenigstens die ärgsten der Fälle zu mildern bemüht ist, findet so immer mehr in kommunalen Aufwendungen eine Rückenstütze und wertvolle Kräftigung ihrer Leistungsfähigkeit.

Nach der Statistik der Zentralstelle für Volkswohlfahrt besitzen jetzt 201 deutsche Städte Speisungseinrichtungen, namentlich die süddeutschen Staaten sind den übrigen weit voraus. Bei 72% der Städte sind die Träger der Einrichtungen private Organisationen, die vielfach von den Gemeinden unterstützt werden. Bei 28% sind städtische Behörden selbständig vorgegangen. Ein erstes und zweites Frühstück und auch alle drei Mahlzeiten zusammen werden fast nur in preußischen Städten gegeben. Der Prozentsatz der Schulkinder, die ein Frühstück zu Beginn des Unterrichts erhalten, ist für Preußen etwas höher (2,8%) als für die Gesamtheit der deutschen Städte (2,5%), für das Mittagessen jedoch tiefer (1,4%) als im Reich (1,6%). Die Wohltat der Speiseeinrichtungen kommt in den Städten, die solche besitzen, durchschnittlich 5,5% aller Schulkinder zugute, ein Prozentsatz, der erkennen läßt, wie unzureichend die öffentliche Fürsorge auf diesem Gebiete im gegenwärtigen Stadium noch ist. In Berlin erhielten von 230000 Schulkindern nur 11000 ein erstes Frühstück und gar nur 4000 ein Mittagessen, während mindestens 9800 der Mittagsspeisung bedürftig

waren. In Hamburg konnten nur 1,6% der Kinder versorgt werden; in anderen Städten ist der Prozentsatz offenbar noch geringer. Ganz abgesehen davon, daß unendlich viele Orte überhaupt keine Schulspeisung haben; denn die Statistik der Zentralstelle erstreckt sich lediglich auf 525 Städte mit über 10000 Einwohnern, von denen 487 die Fragebogen beantworteten und nur 201 über Schulspeiseeinrichtungen verfügten. Es bleibt also noch ungeheuer viel zu tun, zumal auch die vorhandenen Institutionen oft nur ein paar Wochen oder Monate funktionieren. Bloß 32 Städte verabreichten erstes oder zweites Frühstück oder auch Mittagessen das ganze Jahr hindurch; bei 28% dauerte die Speisung nur 3 bis 4 Monate, 50 Orte hielten über diesen Punkt mit Angaben zurück. In 22 Städten wird von „zahlungsfähigen" Eltern ein Ersatz der Kosten verlangt. In 54 Städten wird zu Anfang des Unterrichts an einen Teil der Schulkinder Milch und Brot verabreicht. In 86 Städten gibt es für die bedürftigen Kinder ein Mittagessen.

Die Gesamtkosten der Schulspeisungen betrugen 1908 etwa 585000 Mk. Wieviel mehr in dieser Hinsicht geleistet werden kann, zeigen die ungleich großzügigeren und leistungsfähigeren Schulspeise-Organisationen anderer Staaten und ausländischer Städte. So gab Paris allein 1904 für die Speisung hungernder Kinder 1463252 Fr. aus, und die Ausgaben Londons 1908 für denselben Zweck betrugen 1240000 Mk. Der ganze Zweig sozialer Fürsorge ist in Frankreich wie in England durch Gesetze geregelt und durch die Behörden organisiert. Schon dieser Umstand sichert seinem Wirken ein entschiedenes Über-

gewicht über die zusammenhangslosen Bemühungen der in buntester Mannigfaltigkeit wirkenden Institutionen in Deutschland.

Schulkrankheiten

Zur Linderung und Beseitigung der furchtbaren gesundheitlichen Zustände, besonders unter der proletarischen Jugend, könnte die Schule manche wertvolle Mitarbeit leisten. Sie hat sogar die Verpflichtung hierzu, denn sie soll das Kind, als das werdende Glied der Gesellschaft und den künftigen Träger der neuen Generation, vor allem auch körperlich erziehen. Dieser Aufgabe ist sie sich teils gar nicht, teils nur in sehr unzureichendem Maße bewußt. Ihre Organisation wie ihre Unterrichtsmethode weisen in großer Anzahl Mängel und Verkehrtheiten auf, die schwere Schädigungen der Gesundheit unserer Jugend zur Folge haben. Zu einer Zeit, da weder die Lungen noch die Wirbelknochen des Rückgrats genügend entwickelt sind, da sowohl das Großhirn wie die peripheren Nervenpartien noch des Abschlusses in der Ausbildung und Reife warten, wird das Kind zur Teilnahme an einem Unterricht gezwungen, der den lebendigsten Trieb gerade dieser Periode, den Bewegungs- und Tätigkeitstrieb, völlig lahmlegt, der nicht das geringste zur Schärfung und Übung der Sinne tut, der die für die Gehirnbildung ungemein wichtige Handgeschicklichkeit ausschaltet, der infolge des beständigen Sitzzwanges die Lungen, Muskeln und Sehnen verkümmern läßt, den Stoffwechsel nachteilig beeinflußt, die Blutzirkulation stört

und alle frohen Lebensgeister im Kinde ertötet. Ein Heer von Müden und Kranken, Bleichsüchtigen und Blutarmen, Lungenschwachen und Nervösen wächst in der stickigen Schulluft heran, nicht aber ein gesundes, frisches, lebenstüchtiges Geschlecht. Wo die Schule lindern, heilen, aufrichten sollte, macht sie krank, weckt Leiden und erzeugt Siechtum. Es ist keine boshafte Erfindung schulfeindlicher Ärzte, eine ganze große Reihe teilweise recht hartnäckiger und gefährlicher Leiden unter den Sammelbegriff Schulkrankheiten zu rubrizieren. Und es ist keine Übertreibung oder einseitige Darstellung, zu behaupten, daß von diesen Schulkrankheiten der Körper des Kindes um so schlimmer in Mitleidenschaft gezogen wird, je mehr seine Widerstandsfähigkeit durch schlechte Ernährung und Pflege, Kinderkrankheiten und frühe Erwerbsarbeit gelitten hat.

Der schwedische Physiologe Axel Key untersuchte 10000 Schüler auf Schulkrankheiten: Nervosität, Kopfschmerz, Bleichsucht, Veitstanz usw. Dabei ergab sich, daß sich vom Schlusse des ersten bis zum Schlusse des zweiten Schuljahres die Zahl der schulkranken Kinder verdoppelt hatte. Das erste Schuljahr wies 17,6 %, das letzte 50 % schulkranke Kinder auf. Nervosität und Kopfschmerz steigerten sich vom ersten zum zweiten Schuljahr um das Siebenfache. In Dänemark gelangte man zu ähnlichen Ergebnissen. In Halle a. S. untersuchte Schmid-Monard 8000 Knaben und Mädchen verschiedener Schulen. Dabei stellte er fest, daß die Schulkrankheiten im Alter von 11 bis 13 Jahren 30 % der Knaben und 40 % der Mädchen, im Alter von 16 bis 17 Jahren aber 60 bis

70% der Kinder ergriffen hatten. In den erſten drei Monaten des Schulbeſuches nahm das Gewicht der Volksſchülerinnen um 1½ Pfd. ab; im erſten Schuljahr betrug die Zunahme 1 kg weniger als bei gleichalterigen Kindern, die die Schule nicht beſuchten. Ebenſo blieb das Längenmaß um 2,1 cm hinter dem der Nichtſchüler zurück. Ähnliche Beobachtungen machte Quirsfeld-Rumburg; 21% aller Schüler hatten im erſten Schuljahr einen Gewichtsverluſt bis zu 3 kg, 54% hatten am Ende des vierten Schuljahres ihre urſprüngliche Muskelſtärke gänzlich eingebüßt. Hertel konſtatierte bei Sechsjährigen nach dem Schuleintritt erhebliche Beeinträchtigungen der Atmung, des Blutumlaufs und des Stoffwechſels. Zappert-Wien beſtätigt dieſe Befunde an der Hand eigener Unterſuchungen. Beſondere Beachtung verdienen die Rückgratverkrümmungen, die zumeiſt eine Folge des ewigen Sitzens auf den Schulbänken ſind. Der Prozentſatz der mit ihnen behafteten Kinder nimmt mit jedem Schuljahr zu. So ſtellte Mayer-Fürth für das erſte Schuljahr 43,6%, für das fünfte aber 70,9% feſt; Krug 11% für das neunte und 35% für das dreizehnte Schuljahr; Bardenheuer 0% für das erſte und 52% für das ſechſte Schuljahr uſw. Lorenz, Hoffa, Schultheß u. a. bezeichnen die Rückgratverkrümmung als eigentliche Schulkrankheit, obwohl unter den durchſchnittlich 33⅓% der Kinder, die ſie aufweiſen, auch ſolche mit angeborener Rückgratverkrümmung anzutreffen ſind. Dr. Eulenburg berechnet dieſe auf 8%, Schultheß auf 10%. Die angeborenen Rückgratverkrümmungen finden ſich beſonders bei Kindern von Arbeiterinnen, die bis ihrer Niederkunft ſchwere Arbeiten verrichten mußten

oder bei ihrer Erwerbstätigkeit zu unvorteilhafter Körperhaltung auch während der Schwangerschaft gezwungen waren. In anderen Fällen sind sie durch Rachitis erworben, die ihre Ursache in unzureichender und unzweckmäßiger Ernährung der Kinder, also in der Armut und sozialen Notlage der proletarischen Schichten hat. Sie bewirkt bei dem Kinde ungenügende Festigkeit der Knochen und des Zwischenknorpels der Wirbelsäule und schafft damit die Disposition zur Rückgratverkrümmung, die entweder im Hause schon, ganz sicher aber später in der Schule entsteht.

Daß die Schule besonders auch Kurzsichtigkeit und Augenleiden hervorruft, hat Prof. Cohn schon vor mehr als einem Menschenalter in seinem Buche „Die Augen von 10060 Schulkindern" nachgewiesen. Er stellte für Dorfschulen 1,4%, für Elementarschulen 6,7%, für Töchterschulen 7,8%, für Knaben-Mittelschulen 10,3%, für Realschulen 19,7% und für Gymnasien 26,2% Kurzsichtige fest mit dem Bemerken, daß der Grad der Kurzsichtigkeit mit der Anzahl der Schuljahre zunimmt. Seine Resultate sind durch die Ergebnisse ungezählter augen- und schulärztlicher Untersuchungen bestätigt worden. Man nimmt an, daß etwa 20% aller Volksschüler ein anormales Sehvermögen aufzuweisen haben, wovon ein beträchtlicher Teil seine Ursache in nervösen Störungen hat. Fand doch Dr. Saenger-Hamburg unter 30000 Patienten der Poliklinik 1029 nervöse Kinder, bei denen eine Beeinträchtigung im Sehen infolge nervöser Störungen vorlag, ohne daß die Kinder sich dessen in allen Fällen bewußt waren. Und Dr. Gelpke-Karlsruhe ermittelte in

den Klaſſen für Schwachbefähigte nur 30% Schüler mit geſunden Sehorganen, woraus er ſchloß, daß Sehſtörungen ſehr oft eine Urſache geringer Leiſtungen in der Schule ſeien. Bekannt iſt auch, daß der Schulſtaub nicht ſelten Augenentzündungen leichterer und ſchwerer Art hervorruft; Dr. Schmidt-Rimpler hat dem Follikularkatarrh direkt den Namen Schulkatarrh gegeben. Statiſtiſche Erhebungen über die Verbreitung des Stotterns haben ergeben, daß auf das Alter von 6 bis 7 Jahren 6%, auf das von 7 bis 8 Jahren 10%, auf das von 11 bis 12 Jahren 15% Stotterer entfallen, daß die Urſachen dieſer rapiden Zunahme auf zunehmende Nervoſität zurückzuführen ſind, und daß die Schule eine Hauptquelle für das eine wie für das andere Leiden iſt. „Wenn man bedenkt," ſagt der Sprachheillehrer Gutzmann, „daß Kinder, die bis zum ſechſten Lebensjahre ſich frei und fröhlich herumgetummelt haben, die bis dahin keine Sorge kannten, die tun und laſſen konnten, was ihnen beliebte, die ſich an Spielen erfreuten, daß dieſe Kinder jetzt plötzlich mindeſtens drei Stunden an einem Vormittag ſtillſitzen und auf die Worte des Lehrers intenſiv achten ſollen, ſo wird man verſtehen, daß dieſe Zumutung in der Tat unter Umſtänden eine ſchwere Schädigung im Gefolge haben kann. Es gibt ſogar ſehr kräftige Kinder, die nicht imſtande ſind, die plötzliche Veränderung ohne Schädigung ihres körperlichen Zuſtandes zu ertragen ... Mir ſcheint, daß durch die heutigen Verhältniſſe eine Prädispoſition zur Erwerbung nervöſer Übel gelegt wird, und daß die größte Zahl der Kinder an den Störungen körperlicher und ſeeliſcher Art lange Zeit zu leiden hat ... Es würde zu weit führen, auf

alle Einzelheiten hier einzugehen; ich erwähne ſie nur, um die Wahrſcheinlichkeit einer Schädigung und der Entſtehung nervöſer Sprachſtörungen infolge des Schuleintrittes zu erklären."

So arbeitet ein verfehlter Schulbetrieb Hand in Hand mit der ſozialen Verelendung an der Zerſtörung der Geſundheit und Lebenstüchtigkeit des proletariſchen Nachwuchſes.

Man ruiniert, wo man helfen ſollte. Man quackſalbert, wo nur gründliche Kuren Heilung verſprechen. Man lindert, wo volle und rückhaltloſe Hilfe geboten iſt. Man ſpielt und tändelt mit Wohltätigkeit, ißt und tanzt für die Armen und verkauft für unglückliche Kinder mit wehleidigem Augenaufſchlag Margareten . . . „Weiße Salbe . . ."

Die Barbarei der Kinderarbeit

Was unter den zermalmenden Schritten des Maſſenelends der früheſten Kindheit ſein flackerndes Leben nicht ausgehaucht hat, das geht ſpäter in den Schwitzhöllen der Hausinduſtrie und in den Tretmühlen der Fabrikſklaverei, in Schnitzerſtuben und Werkſtätten, beim Laſtenſchleppen und Treppenaufundniederjagen, auf Viehtriften und Rübenäckern, hinter dem Klöppelſack und der Drehbank, dem Farbennapf und der Töpferſcheibe, dem Webſtuhl und dem Stanzhammer, beim Spulen, Spinnen, Wirken, Sticken, Häkeln, Stricken und Abrippen allmählich, ſtückweiſe, aber mit unerbittlicher Sicherheit zugrunde.

... Und tauſend Kinder ſiehſt du ſtehen,
Die ſtill an einem Stricke drehen,
Früh alt vor Hunger und Gebreſt,
Und ſiehſt die Väter ſich erheben,
Alle, die häßlich müſſen leben,
Damit es Schönheit könne geben ...

Die ſchwache Bruſt, die hüſtelnde Lunge, der ſieche Körper, die verkrüppelten Glieder, — ſie ſind die Erbteile der Not wie die Folgen der Arbeitsqual, in die den Armen von früheſter Jugend an ſein Elend zwingt.

Die Geſchichte des Kampfes um die Befreiung der Jugend vom Joche der kapitaliſtiſchen Ausbeutung iſt eins der ſchmachvollſten Blätter in der ganzen Geſchichte des Kapitalismus. Eines ſiebzigjährigen leidenſchaftlichen Ringens hat es bedurft, um geſetzliche Beſtimmungen zu erwirken, die das Kind befreien ſollten von dem furchtbaren Loſe der Erwerbsfron, in die es verfallen war, ſeit die Anwendung der Maſchine in den Kreiſen des induſtriellen Unternehmertums den Heißhunger nach der billigen Arbeitskraft der Jugend entfeſſelt hatte. „Jede Schranke von Sitte und Natur, Alter und Geſchlecht, Tag und Nacht wurde zertrümmert ... Das Kapital feierte ſeine Orgien.“ Und die Opfer dieſer Orgien waren nächſt den Frauen die unmündigen Kinder der Armen, deren Mörder vor keinem Gericht je zur Rechenſchaft gezogen wurden.

Das kapitaliſtiſch und induſtriell am weiteſten fortgeſchrittene England wirkte vorbildlich auf Deutſchland, ſowohl was die Ausbeutung wehrloſer Kinder anbetrifft, wie auch in der ſpäten und mangelhaften Geſetzgebung zu ihrem Schutze.

Die Jahre 1820 bis 1840 waren in Deutſchland die Zeit der ſchlimmſten und ſchrankenloſeſten Kinderausbeutung. Kinder von 6 Jahren wurden in elfſtündiger Nachtarbeit beſchäftigt oder arbeiteten für 2 bis 3 Silbergroſchen von früh 7 Uhr bis abends 8 Uhr. Um während des Eſſens nicht pauſieren zu müſſen, wurde ihnen die karge Mahlzeit in einem Blechtopfe um den Hals gehängt. Damals genau ſo wie heute behauptete das Unternehmertum, die deutſche Induſtrie könne die Konkurrenz mit dem Auslande nicht aushalten, wenn die Kinderarbeit mit ihren billigen Löhnen verboten werde. Die Macht des Kapitals reichte weiter als der Schrei der Kinder. Sogar ein Arzt, der um ein Gutachten befragt wurde, erklärte, indem er ſich als Menſchenfreund bekannte, daß er in achtzehnſtündiger Fabrikarbeit keine Schädigung für den kindlichen Organismus erblicken könnte. Erſt als Ende der zwanziger Jahre von der Militärbehörde feſtgeſtellt worden war, daß die „Fabrikgegenden ihr Kontingent zum Erſatz der Armee nicht mehr vollſtändig ſtellten“, fanden die Leiden der ausgebrüteten Kinder an höchſter Stelle ein geneigtes Ohr und endlich geſetzlichen Schutz.

1839 wurde das erſte Kinderſchutzgeſetz erlaſſen, das die Fabrikarbeit für Kinder unter 9 Jahren verbot und die tägliche Arbeitszeit bis zum 16. Lebensjahre auf 10 Stunden beſchränkte. Aber nach engliſchem Muſter blieb dieſes Geſetz, ebenſo wie die ſpäter folgenden, nur ein papierener Schutz. Eine Überwachung gab es nicht, die Behörden dachten gar nicht daran, den Unternehmern irgendwie unbequem zu werden. Auch die obligatoriſche

Einführung der Fabrikinſpektion 1878 änderte daran nur wenig.

Da blieb der Arbeiterſchaft nur die Selbſthilfe übrig. Und dieſe erfolgte durch ihre politiſchen und wirtſchaftlichen Organiſationen. 1867 brachte von Schweitzer, der Präſident des Allgemeinen deutſchen Arbeitervereins, zum erſten Male einen Entwurf im Norddeutſchen Reichstage ein, der das Verbot der Kinderarbeit für alle Unternehmungen mit mindeſtens 10 Lohnarbeitern in Fabriken, Hausinduſtrie, Verkehrsgewerbe und Landwirtſchaft forderte. Aber der Entwurf kam nicht einmal zur Verhandlung. Zu Anfang der ſiebziger Jahre wurden dann weitere Vorſtöße gegen die Kinderausbeutung unternommen, in der Preſſe, in Verſammlungen und im Parlament. 1877 lag dem Reichstage ein Antrag auf Verbot jeglicher Kindererwerbsarbeit vor, dem die bürgerliche Mehrheit mit hartnäckigem Widerſtande begegnete. Seine Forderung iſt heute noch unerfüllt. Das Kinderſchutzgeſetz von 1903 mit der Novelle von 1908 hat die ſchlimmſte Kinderausbeutung eingeſchränkt und manche grauenhaften Zuſtände gemildert, — trotzdem fronden noch immer Zehn- und Hunderttauſende von Kindern im Erwerbsjoch, ſogar in Fabriken und Bergwerken. Die geſinnungstüchtigen Arbeitgeber wiſſen das Geſetz zu umgehen oder ſich Vergünſtigungen durch Regierungen und Behörden zu verſchaffen. Nach den Berichten der Gewerbeinſpektion betrug die Zahl der in Fabriken beſchäftigten Kinder 1905: 10245, 1906: 10847 und 1907: 13054, alſo in zwei Jahren eine Steigerung um faſt 3000. Dabei beziehen ſich dieſe Ziffern nur auf

jene Bundesstaaten, in denen die Volksschulpflicht mit dem 13. Jahre aufhört und 14jährige Kinder in die Fabriksklaverei eingeschirrt werden können. Doch auch in anderen Staaten finden Kinder in Fabriken noch Verwendung; in Mansfeld werden sogar Kinder unter 14 Jahren mit ausdrücklicher Genehmigung der Regierung unter Tag beschäftigt.

Nach den Ergebnissen der Berufs- und Gewerbestatistik vom 14. Juni 1895 waren im Deutschen Reiche 214954 Kinder unter 14 Jahren „erwerbstätig im Hauptberufe und im Hausgesindedienst", davon in der Landwirtschaft 135125, in der Industrie 38267, im häuslichen Dienst 33501 usw. Diese Zahlen brachten aber keineswegs den vollen Umfang der damals existierenden Lohnsklaverei Jugendlicher zum Ausdruck, denn einmal umfaßte die Statistik nicht die gesamte Kinderarbeit, sondern nur die Erwerbstätigkeit „im Hauptberufe und im Hausgesindedienst", das andere Mal waren die aufgeführten Zahlen nur „Minimalzahlen". Doch so unvollkommen das Bild auch sein mochte, in seinem Gesamteindrucke, und mehr fast noch in seinen krassen Details übte es eine erschütternde Wirkung aus. 1575 Kinder, darunter 122 Mädchen, arbeiteten in Ziegeleien, 2075 in Schlossereien, 2107 in Tischlereien, 1803, darunter 103 Mädchen, in Bäckereien, 792 in der Tabakindustrie, 2272, darunter 120 Mädchen, als Maurer, 617 als Zimmerer, 340 als Stellmacher, 519 als Klempner, 464, darunter 220 Mädchen, in der Verarbeitung edler Metalle, 492 in der Herstellung von Maschinenapparaten. 135 jugendliche Proletarier waren tätig in der Erzgewinnung, 241 in

Hüttenwerken, 196, darunter 15 Mädchen, in der Eisengießerei; 274 Kinder, darunter 62 Mädchen, mußten in Kohlengruben ihre Gesundheit und ihr Jugendglück dem Kapital zum Opfer bringen, 225, darunter 14 Mädchen, in Torfgruben, 302, darunter 44 Mädchen, in Steinbrüchen, 271 in Glashütten, 94 in Spiegelglaswerken, 248 in Bierbrauereien und Schnapsbrennereien, 435 in Buchdruckereien, 385 in Getreidemühlen, 485 in Sattlereien und Riemereien, 426 in Strickereien und Wirkereien; 895 frondeten als Stubenmaler, 490 als Steinmetzen, 141 als Bürstenmacher, 372 als Buchbinder, 192 als Korbmacher, 250 als Böttcher, 119 als Dachdecker, 334 als Porzellanarbeiter usw. Kein Beruf, der zu schwer, zu aufreibend, zu gefahrvoll für die schwachen, unentwickelten Arbeitskräfte der Kinder gewesen wäre.

Die Ergebnisse dieser Statistik waren dem preußischen Junkertum sehr verdrießlich, stand doch die Landwirtschaft mit der größten Zahl ausgebeuteter Kinder an erster Stelle. Flugs erteilten die allmächtigen Itzenblitze und Köckeritze der Regierung den Befehl, im Reiche Erhebungen über die gewerbliche Kinderarbeit anstellen zu lassen unter ausdrücklicher Schonung der Landwirtschaft, des Obst-, Garten- und Weinbaues und des Gesindedienstes. Mit dieser Enquete, die vom Januar bis April 1898 aufgenommen wurde, sollte ein Trumpf gegen die Industrie ausgespielt werden. Drei Jahre zögerte die Regierung, ehe sie die Ergebnisse zu veröffentlichen den Mut fand. Ergebnisse, die bei aller Lückenhaftigkeit und Unzuverlässigkeit so grauenhaft waren, so himmelschreiende Zustände enthüllten, daß

ihre Betrachtung nur Tränen des Zorns und der Empörung erpreſſen konnte.

Über eine halbe Million ins Arbeitsjoch geſpannter, abgetriebener und ausgemergelter Proletarierkinder marſchierte in ſchauerlicher Prozeſſion vor den entſetzten Blicken der Mitwelt auf. Ein Zug von Hamburg bis Bremen, von München bis Regensburg. 532283 Kinder hatte man ermittelt, die, unter 14 Jahren, außerhalb der Fabriken erwerbsfähig waren. Rechnete man hinzu noch die 135125 jugendlichen Lohnarbeiter der Landwirtſchaft, die 33501 Erwerbstätigen im häuslichen Dienſt und ſchließlich die kleinen Fabrikproletarier, deren Zahl ſich beharrlich jeder genauen Feſtſtellung entzieht, — und ſetzte man obendrein den Umſtand in Rechnung, daß all dieſe Ziffern nur Minimalergebniſſe darſtellten und die Erhebungen im einzelnen oft ganz unglaublich mangelhaft und oberflächlich ausgeführt worden waren, ſo durfte man behaupten, daß es rund eine Million Kinder waren, — der achte Teil der damals im Deutſchen Reiche überhaupt vorhandenen Schulkinder — deren erbarmungswürdiges Schickſal in Geſtalt dieſer furchtbaren Zahlen durch die Rubriken und Kolumnen der Statiſtik ſchritt. Eine ſtattliche Hekatombe, die das deutſche Proletariat dem Moloch Kapital in den glühenden Rachen der Ausbeutung warf.

Sachſen, das Land der höchſten Frauenerwerbsziffer, ſtand mit 137831 erwerbstätigen Kindern (22,80% aller Schulkinder) in der Statiſtik obenan. Ihm folgten Sachſen-Altenburg mit 19,24%, Schwarzburg-Rudolſtadt mit 16,42%, Sachſen-Meiningen mit 16,40%, Koburg-

Gotha mit 15,16%, Reuß ä. L. mit 13,54%, Stadt Berlin mit 12,83%, Schwarzburg-Sondershauſen mit 10,65% uſw. abwärts bis 0,58% in Waldeck. Preußen zählte 269598 gewerblich tätige Kinder; von den einzelnen Provinzen ſtanden Rheinland mit 50183 und Schleſien mit 48456 an erſter Stelle; Berlin wies 25146 erwerbstätige Kinder auf, Bayern 12997 (durch Polizeiorgane ermittelte, daher ſehr unſichere Zahl), Württemberg 19546 (davon 12000 „geſchätzt"), Baden 28788.

Nach der Art der Beſchäftigung verteilten ſich 57,64% auf die Induſtrie, 25,52% auf Austragedienſte, 6,75% auf gewöhnliche Laufdienſte, 4,06% auf Gaſt- und Schankwirtſchaften, 3,31% auf den Handel uſw. In der Induſtrie entfiel nahezu die Hälfte aller Kinder (143710 von 306823) auf die Textilinduſtrie. In den Spinnereien und Webereien wurden 79138 gezählt, die in der Hauptſache mit Spulen beſchäftigt waren; davon allein 34145 in Sachſen. In der Häkelei und Stickerei waren 22149 tätig, davon 11601 in Sachſen; in der Poſamentenfabrikation 26691, die faſt ausſchließlich (23643) dem ſächſiſchen Kapitalprotzentum die Taſchen füllen helfen mußten. Von anderen Induſtriezweigen zählten die meiſten erwerbstätigen Kinder: Ziegeleien in Baden, Fabrikation von Porzellan und Glaswaren in Sachſen-Meiningen, Puppenköpfen in Schwarzburg-Rudolſtadt, Uhrketten in Oldenburg, Spitzen in Sachſen uſw. Von Arbeiten, die für Kinder geſundheitsſchädlich ſind und von der Statiſtik ſelbſt als „für Kinder ungeeignet" bezeichnet wurden, waren anzutreffen Steinklopfen, Marmor-, Stein-, Steinbruch-, Steinmetz- und Steinhauerarbeiten,

Steinſchleifen und Steinpolieren (insgeſamt ca. 1300 Kinder), Ziegelei- und Maurerarbeiten, Schmiede- und Schloſſerarbeiten, Bretterſägen, -tragen und -packen. Ferner das Mahlen von Farbe und Erde in Töpfereien, Glaſieren von Ton und Klopfen von Blei, das Reinigen von Fellen, die Knopfmacherei, Tabak- und Zigarrenfabrikation und das Arbeiten in den Griffelhütten und Schieferbrüchen. Speziell als augenſchädlich gilt die Perlenſtickerei, das Zupfen und Sortieren von Saffran, das Bemalen von Porzellan bei Lampenlicht, das Pelzkämmen und -klopfen uſw. Das Kapital hatte kein Erbarmen mit den zarten Leibern der jugendlichen Proleten: eingeſperrt und eingepfercht in dunſtige, ſchlechtventilierte, ſtauberfüllte, qualmige, rußige, lichtloſe Räume, angeſchmiedet an die Kette unerbittlichen Arbeitszwanges oft bis tief in die ſinkende Nacht hinein, bei qualvoll einförmiger geiſttötender Tätigkeit mußten ſie ihm, um ſich vor dem Verhungern zu retten, unter Ächzen und Schmerzensſchreien ihren Tribut entrichten.

Die gemarterten Körper der Kinder, die ſtumme Klage ihrer glanzloſen, müden Augen und vor allem die ſtumpfe, lethargiſche Schwäche ihres früh zerrütteten Geiſtes hatte ſchließlich auch unter der Lehrerſchaft die Stimme des Erbarmens geweckt. Sie ließ es nicht mit wehleidigem und ach, ſo billigem Bedauern getan ſein. Wiederholt waren Einzelverſuche unternommen worden, um von der Kinderarbeit in einzelnen Städten oder Landesteilen ein Bild zu gewinnen. Aber die Ergebniſſe „hielten bald wieder einen tiefen Schlaf in den geheimnisvollen Ecken ſtaubiger Aktenſpinde oder ſtanden in Gefahr, in den

Schulchroniken oder in irgendeinem pädagogiſchen Blatte zu vermodern.“ Da nahm der Deutſche Lehrerverein 1898 auf dem Lehrertage in Breslau eine gründliche und großzügige Erörterung der Kinderarbeitsfrage vor und veranſtaltete im Anſchluß daran eine Umfrage über Art und Umfang der gewerblichen und landwirtſchaftlichen Kinderarbeit in Deutſchland. Dieſem energiſchen und tatkräftigen Eingreifen der Lehrerſchaft iſt es zu danken, daß der namenloſe Jammer der Kinderausbeutung endlich in ſeiner ganzen Nacktheit enthüllt wurde.

Während der Umfang der gewerblichen Kinderarbeit nach amtlichem Bericht für das ganze Reich auf 6,53% berechnet war, ſtellte die Lehrerenquete für Großſtädte 10—13% erwerbstätige Knaben und 6—9% Mädchen, für ausgeſprochene Induſtrieſtädte 30—50%, ja für Induſtriedörfer ſogar bis zu 80% erwerbstätige Kinder feſt. Hier ein paar Einzelziffern: Chemnitz 25% Knaben, 22,2% Mädchen; Dresden 17% Kinder; Halle 22,2% Knaben, 18,2% Mädchen; Langenſalza 25% Kinder; Poſen 27,5% Knaben, 14,4% Mädchen; Altenburg 34,5% Knaben, 36,6% Mädchen; Gera 11,4% Kinder; Hohenſtein-E. 53,6% Kinder; ebenſo Langenbielau, Schmölln 38% Knaben, 43,7% Mädchen; Sonneberg 28,19% Kinder; im Meininger Oberland: Schalkau 49,26%, Rückerswind 54,28%, Neuenbau 62,50%, Hämmern 63,80%, Neufang 66,43%, Forſchengereuth 72,11%, Mengersgereuth 78,09% und Schichthöhn 80,34%.

Man hält den Atem an und das Herz krampft ſich zuſammen: 80% und mehr erwerbstätige Kinder!

In Chemnitz jeder vierte, in Altenburg jeder dritte, in Hohenstein-Ernstthal jeder zweite Knabe ein Arbeiter! In Schmölln jeder fünfte siebenjährige Knabe und jedes dritte achtjährige Mädchen im Arbeitsjoche. Und dazu die Arbeitszeiten! Im Sonneberger Bezirk wird nach den Angaben der Enquete vor Weihnachten oft die ganze Nacht durchgearbeitet; der glitzernde Christbaumschmuck, der von hier aus in alle Welt geht, besteht aus kristallisierten Kindertränen. In Sachsen-Koburg-Gotha dauert die übliche Arbeitszeit 7—10 Stunden. In Hamburg arbeiten 810 Kinder bis nach 8 Uhr, 150 davon bis Mitternacht; in Anhalt wird unter großen Anstrengungen bis 10 Uhr abends gerackert; in Reuß ä. L. kommen die Kegeljungen nie vor 2 bis 3 Uhr nachts nach Haus. In Meiningen sind die Kinder in vier Schulgemeinden bis 9 Uhr abends, in acht bis 10 Uhr, in dreizehn bis 11 Uhr, in acht bis 12 Uhr nachts, in drei bis 2 Uhr, in zwei bis 3 Uhr, in einer bis 4 Uhr morgens zur Arbeit gezwungen. Für andere wieder heißt es früh aus dem Bett! In Charlottenburg mußten 20 kleine Frühstücksträger — im Winter! — schon vor 4 Uhr morgens und 175 zwischen 4 und 5 Uhr ihr Tagewerk beginnen. Dabei fand man in Charlottenburg 12stündige, in Chemnitz sogar 13stündige Arbeitszeit für Kinder. In Preußen allein wurden 110682 Kinder täglich länger als drei Stunden ausgebeutet, die Zahl der mit Arbeit überlasteten Kinder schätzte Agahd auf wenigstens 150000. In Köln arbeiteten 173 Kinder bis zu 44, in Halle 8 bis zu 50 und 5 bis zu 60 Stunden die Woche; in Braunschweig 9 Kinder bis zu 48 Stunden, in Chemnitz 153 mehr als

13 Stunden pro Tag. In Halle waren 64 Kinder zwei- und dreifach beſchäftigt, in Berlin an einer Schule 21 %. In Charlottenburg mußten 119 Knaben und 52 Mädchen am Vor- und Nachmittag (einſchließlich Früh- und Nachtarbeit) tätig ſein. In Gera ſchuftete ein Semmelträger früh von 4½ bis 6 Uhr, dann ging er zur Schule, darauf war er von 12 bis ½2 Uhr als Laufburſche tätig; von 2 bis 4 Uhr hatte er wieder Schule, von ½5 bis 9 Uhr ging er abermals an die Arbeit; den Schluß bildeten die Schularbeiten. Welch ein gequältes Menſchendaſein ſpricht aus dieſem Arbeitstage! Semmel- und Zeitungsträger hatten zu ſteigen: 82 in einer Stunde bis zu 20 Treppen, 51 bis zu 40 und 7 bis zu 60 Treppen; in 2 Stunden 44 bis zu 25 Treppen, 56 bis zu 50, 22 bis zu 75, 1 bis zu 80, 1 bis zu 90 und 1 ſogar bis zu 120 Treppen. In einem Falle waren von einem Kinde von früh 3½ Uhr an in vier Stunden 56 Treppen zu ſteigen und 4000 Meter Wegs zurückzulegen — dann begann der Schulunterricht — und nach dieſem der weitere Arbeitstag. In Braunſchweig mußte ein achtjähriger Junge in der Woche 30 Stunden lang Juteſäcke nähen, ein 13jähriges Mädchen täglich 11—13 Stunden. Ein 9jähriges Mädchen hatte bis 2 Uhr nachts Stühle zu flechten. In Schleſien mußten die Kinder zum Schachtelmachen früh um 4 Uhr aus dem Bett, abends dauerte die Arbeit bis 8 oder 9 Uhr, war Not am Mann ſogar noch länger. In Chemnitz war ein Mädchen von früh 7 bis ½9 Uhr abends, alſo 13½ Stunden, ein anderes von früh 6½ bis 7 Uhr abends, alſo 12½ Stunden im Dienſt, die wöchentliche Arbeitszeit betrug

durchſchnittlich 70 bis 74 Stunden. Rechnet man hierzu noch 24 Stunden Schulunterricht, ſo ergeben ſich Arbeitszeiten von 94 bis 98 Stunden in der Woche oder 13 bis 14 Stunden pro Tag, den Sonntag als vollen Tag eingerechnet und ohne die Zeit für die Schularbeiten. Ein noch nicht ganz 9 Jahre alter Schüler in Chemnitz mußte von 10 Uhr vormittags bis 8 Uhr abends „ohne beſondere Mittagspauſe“ einen Handwagen ziehen. Andere mußten 9 Stunden mit Grünwaren hauſieren, $10^1/_2$ Stunden dem Vater beim Kohlenabladen helfen, 9 Stunden Tabak abrippen, 10 Stunden häkeln, 11 Stunden Knöpfe annähen uſw. „Mehr als 200 ſolch kraſſer Fälle könnte ich aufzählen,“ bemerkt der Schuldirektor Tippmann-Chemnitz in ſeiner Erläuterung zu dieſer grauenvollen Statiſtik. Ebenſo lieferten andere Landesteile Material in endloſer Menge und erdrückender Schwere.

Dabei werden von den Kindern bei dieſen unerhörten Arbeitsleiſtungen nur Bettelpfennige verdient. Man höre, wie man ſie entlohnt: in Reuß ä. L. 2 bis $2^1/_2$ Pf. pro Stunde, in Sachſen-Koburg-Gotha 4 bis 80 Pf. pro Tag, in Siegen i. W. 50 bis 60 Pf. bei 11 bis 12 ſtündiger ſchwerer Arbeit in Steinbrüchen; in Charlottenburg hatten $36^0/_0$ der Kinder einen Monatsverdienſt bis 4 Mk., pro Tag alſo $13^1/_3$ Pf., wenige bis zu 5 und noch weniger bis zu 10 Mk. bei 60 Stunden Arbeit die Woche. In der Puppeninduſtrie wurde die Arbeit der kleinen fleißigen Proletarier mit 10 und 12 Pf., in anderen Orten mit 18, 24 und 30 Pf. pro Tag bezahlt. Für Papierarbeiten gab es 20 bis 50 Pf., in einem Orte nur 4 (vier) Pf. pro Tag. Für Korbflechtereien und

Metallverarbeitungen 15 bis 30 Pf., für Holzschnitt 20 bis 60 Pf., in der Knopfinduſtrie 4 bis 30 Pf., in der Schneiderei, Schuhmacherei, Drechſlerei, Kiſtenbauerei und im Buchhandel 7 bis 17 Pf. täglich, in der Buchbinderei 3 bis 20 Pf., Glaſerei, Weberei, Stellmacherei 4 bis 40 Pf., Bäckerei und Fleiſcherei 7 bis 40 Pf. pro Tag uſw. So wurde der Verluſt von Kindheit, Freiheit, Sonne und Jugendglück durch ein paar elende Kupferdreier aufgewogen, um die man obendrein noch mit den armen Geſchöpfen feilſchte.

Die Landwirtſchaft ſteht in dieſem Frevel am Heiligſten des Volkes der Induſtrie um nichts nach. Die gerühmten „patriarchaliſchen Verhältniſſe“ auf dem Lande ſind ein Segen nur für die Beſitzenden. Die Beſitzloſen drückt ein beklagenswerteres Helotentum darnieder als in den Fabriken. Denn dem Induſtrieproletar ſteht das Recht zur Organiſation und damit die Möglichkeit zur Abwehr allzu unerträglicher Bedrückung zur Seite. Auch genießt er die Vorteile ungleich größerer ſozialpolitiſcher Fortſchritte. Der Landproletarier iſt noch Höriger, der kein Koalitionsrecht beſitzt und dem eine lächerlich dürftige Sozialpolitik das mittelalterliche Verhältnis zum „gnädigen Herrn“ nicht zu mildern vermag. Dementſprechend iſt auch das Los der ländlichen Proletarierjugend über die Maßen traurig. In der Provinz Poſen verrichteten in einer Klaſſe von 55 Schülern nur 2 keine landwirtſchaftlichen Arbeiten; 20 hatten das Elternhaus mit 6 Jahren, 2 mit 7, 1 mit 8 und 2 mit 9, die anderen mit 10 Jahren verlaſſen, um ſeitdem in fremdem Dienſt tätig zu ſein. In einer anderen Schule waren ſämtliche Kinder

beſchäftigt, in einer dritten 210 von 294, in einer vierten 55 von 56, in einer fünften 66 von 80. In einer Schule im Kreiſe Liſſa arbeiteten von 65 Schülern 32 bei den Eltern, 12 bei fremden Leuten, die übrigen waren zur Arbeit noch zu klein. 38 der Kinder, darunter 13 Mädchen, mußten das Vieh hüten, die übrigen 6 verrichteten Feldarbeit, und zwar von früh 4 Uhr bis zur Schulzeit, dann vom Schluß des Unterrichts bis zu Beginn der Dunkelheit. Die hauptſächlichſten Arbeiten der Landjugend ſind Rübenziehen, Kartoffelausnehmen, Heu- und Getreideernte, Hopfen- und Tabakbau, Torfgraben, Steineableſen, vor allem aber Viehhüten. Dadurch erfahren die Kinder, wozu der liebe Gott ſie aufs Land geſetzt hat. Es iſt, nach der Meinung des Freiherrn von Hammerſtein, eine überaus verdienſtliche Tätigkeit, „dahin zu wirken, daß die Kinder in dem Glauben groß werden, daß es nötig iſt, auf dem Lande zu arbeiten, Vieh vernünftig zu warten und Kühe zu melken“. Die Wiſſenſchaft iſt Nebenſache, denn der dümmſte Arbeiter iſt dem Junker der liebſte. In Mecklenburg wurden nach Agahd von 6514 Kindern in 345 Landſchulen mehr als die Hälfte, nämlich 3375, zu landwirtſchaftlichen Arbeiten dispenſiert. In manchen Gegenden waren von den Schülern über 11 Jahre bis zu 90% befreit. 41% gingen in Dienſt, 44% wurden Hirten, darunter 129 Mädchen. Auch in Preußen pflegt die Beurlaubung von Kindern in großem Umfange zu erfolgen, um den Agrariern das Geſchäft der Kinderausbeutung ſo einträglich als möglich zu machen. Allein im Bezirk Breslau waren 1897 in 27 Schulen 810 Kinder vom Unterricht befreit. Überhaupt in der

Landwirtschaft tätig waren nach der Statistik von 1895 unter 12 Jahren 24164 Knaben und 6440 Mädchen, von 12 bis 14 Jahren 69957 Knaben und 34564 Mädchen. Daß der Beginn der Ausbeutung mit dem sechsten Lebensjahre durchaus nicht selten ist, beweist eine von Agahd angeführte Tabelle, nach der 209 Kinder mit dem sechsten, 360 mit dem siebenten, 1883 mit dem achten, 933 mit dem neunten, 85 mit dem zehnten Lebensjahre zu arbeiten begannen. Bei Wind und Wetter, Sonnenbrand und Regen, auf feuchtem Acker und nassen Viehtriften, der Körper durchfroren, die Hände von Frost, Nässe und Schmutz aufgeplatzt, daß sie bluteten, — so wird die Verfassung der armen Kinder geschildert. „Die Kinderarbeit in der Landwirtschaft," sagte einmal Fürst Bülow in einem seiner Rundschreiben, „ist nicht nur zulässig, sondern sogar nützlich und empfehlenswert." Nützlich und empfehlenswert für die Junker und Agrarier; in bezug auf die Kinder sind Arbeitsanforderungen, wie sie die Statistiken enthüllt haben, und Arbeitsleistungen, wie die mitgeteilten, direkter Kindermord.

Man schaue sich doch die Berichte der Lehrer über die zerstörenden Wirkungen der Erwerbsarbeit am Körper und Geiste der Kinder an!

Siechtum, Krüppelhaftigkeit, blasse Gesichtsfarbe, Bleichsucht, Engbrüstigkeit, Brustleiden, Kurzsichtigkeit, Verkrümmung des Rückgrats, Schiefwuchs usw., — das sind die Leidensmale, womit die armen Opfer gezeichnet sind. „Die Mädchen werden schief," so heißt es in den Berichten, „die Knaben können in der Schule nicht sitzen." In Greiz fielen die erwerbstätigen Knaben durch bleiches

und kränkliches Aussehen auf, waren engbrüstig, hatten krumme Rücken, litten an den Augen, büßten an geistiger Frische und Spannkraft ein, wurden stumpf und interesselos. Zahllose Berichte weisen darauf hin, „daß sich die Folgen der übermäßigen Ausnutzung der Jugendkraft im späteren Leben durch vorzeitigen Eintritt körperlicher Schwäche und Erwerbsunfähigkeit geltend machen.“ In Baden beobachtete man, daß Kinder infolge zu langen Stehens lahm wurden; einem dieser unglücklichen Wesen mußte ein Bein abgenommen werden. Von Kindern, die in Ziegeleien arbeiteten, wurde berichtet: „Wer zwei Jahre Steine abgetragen hat, ist im Leben zu nichts mehr zu gebrauchen.“

Mit der körperlichen Schädigung Hand in Hand geht die geistige und sittliche. Kinder, die abgespannt, nach unzureichender Ruhepause (vielleicht zu dreien im Bett und zu acht oder zehn in einer engen Kammer), oder aber gar nach schwerer Arbeitsleistung zur Schule kommen, sind unfähig, dem Unterricht zu folgen. Sie können den dargebotenen Lehrstoff weder aufnehmen noch verdauen; intellektuelle Fortschritte sind meist ganz unmöglich. Die Schulresultate spiegeln denn auch den verhängnisvollen Einfluß der Erwerbsarbeit auf das kindliche Geistesleben und seine Entwicklung wider. In Berlin wurden 1902 aus der vierten Schulklasse entlassen 1713 Mädchen und 1588 Knaben, aus der fünften 764 Mädchen und 750 Knaben, aus der sechsten 170 Mädchen und 183 Knaben und aus der siebenten 7 Mädchen und 14 Knaben. Sie waren zum großen Teil von Kindesbeinen an Lohnsklaven; übermäßige Arbeit im frühesten

Alter schon hatte ihre geistige Kraft versiechen lassen. In Rixdorf waren in der zweiten Klasse von den Sitzenbleibern 75% Erwerbstätige. In Hannover erwies sich die Hälfte der erwerbstätigen Schüler als unternormal in bezug auf die geistigen Fortschritte. In Charlottenburg ließ sich in 488 Fällen, in Barmen in 1465 Fällen eine direkte Schädigung für die Geistesentwicklung durch Erwerbsarbeit nachweisen. Von Mühlhausen wird berichtet, daß „21 Kinder beinahe blödsinnig" seien, 27 Kinder stumpfsinnig; von Schmölln, daß 100 Erwerbstätige nur mittelmäßig fleißig, 19 „notorisch faul", 137 wenig aufmerksam, 20 ganz unaufmerksam seien. Ungezählte andere Berichte lauten ähnlich. Direktor Tippmann-Chemnitz schreibt: „Daß die früh vor dem Unterricht Beschäftigten oft in letzter Minute erst zur Schule kommen, daß sie nicht selten zu spät, mitunter auch gar nicht erscheinen, ferner ihre Schulsachen oft nicht in Ordnung haben, ist eine altbekannte Tatsache. Was lesen wir hierüber in den Listen? „Keine Zeit zur Lösung der Hausaufgaben", „Schularbeiten oft nicht gefertigt", „Schularbeiten häufig schlecht gefertigt", „flüchtig gearbeitet", „Hausfleiß ganz mangelhaft", „memoriert schlecht" usw. Und wie steht es um die geistige Anteilnahme am Unterricht? Die Urteile der Klassenlehrer lauten in überaus zahlreichen Fällen: „Unaufmerksam", „sehr zerstreut", „zerfahren", „teilnahmlos", „nachlässig", „träge", „matt", „tot", „muß angetrieben werden", „abgearbeitet", „abgespannt", „sehr abgespannt", „furchtbar abgetrieben", „schläft oft ein", „verschlafen", „trotz hoher Befähigung infolge Abspannung oft nicht imstande, dem Unterricht zu folgen" ...

Man muß Atem ſchöpfen — es iſt entſetzlich! „Trotz hoher Befähigung infolge Abſpannung oft nicht imſtande, dem Unterricht zu folgen“ ... Da will jedes Wort einzeln geleſen, in ſeinem ganzen furchtbaren Gewicht betont, in ſeiner vollen erſchütternden Tragik erfaßt ſein ... Es iſt entſetzlich!

Das Bild des Jammers wird noch troſtloſer, wenn man hierzu auch die Gefahren ſittlicher Verkommenheit und Verwilderung mit in Anſatz bringt, die aus der Erwerbsarbeit ſich ergeben. An anderer Stelle ſind ſie des Näheren dargelegt; ſie beſtehen in gleichem Maße für die induſtriell tätigen Kinder wie für die kleinen Landproletarier. Die giftige Atmoſphäre, die das Blumenmädchen der Großſtadt in der Geſellſchaft betrunkener Lüſtlinge oder der Laufbote in Bordellen atmet, verdirbt auch die „Unſchuld vom Lande“ und macht ſie mit den Laſtern und Verirrungen früher Demoraliſation vertraut. Aus Brandenburg berichtet Paſtor Wittenberg: „Die kürzlich konfirmierten Hütemädchen geben ſich zum größten Teile rückhaltlos preis“, und unter den Mädchen, die der Fürſorgeerziehung überwieſen werden müſſen, ſind 48% ehemalige Dienſtmädchen, die faſt ſämtlich vom Lande oder aus kleinen Städten ſtammen. Von Hütejungen wird berichtet, daß ſie faſt allgemein durch die Langeweile zu Diebſtahl, Tierquälerei, Baumfrevel, Zerſtörung von Vogelneſtern uſw. verführt werden. Bei anderen Erwerbstätigen treten als Folgeerſcheinungen Mangel an Ordnungsliebe, Neigung zum Vagabondieren, Geldvertun und Stehlen, Hang zur Lügenhaftigkeit, Onanie und andere Untugenden zutage. Ferner gehört es durchaus nicht zu den Selten-

heiten, daß Knaben am frühen Morgen — wie direkte Beobachtungen bestätigen — von Dirnen verschleppt werden. So erklärt sich auch der Ausspruch der Bäckermeister gelegentlich einer anderen amtlichen Enquete, daß sie ihre Lehrlinge zum Frühstückaustragen nicht verwenden könnten, wegen der damit verbundenen sittlichen Gefahren.

Das neue Kinderschutzgesetz hat den grauenhaften Zuständen ein wenig Einhalt getan. Doch eben nur wenig. Es ist so durchlöchert, so dehnbar, so wenig von dem sittlichen Ernste der Aufrichtigkeit erfüllt und in geschickter Hand für jede Willkür so nachgiebig, daß es die Skrupellosen und Pfiffigen unter den Unternehmern geradezu zur Übertretung anreizt. Man behauptet einfach, das Gesetz nicht zu kennen, und setzt sich frivol und dreist über seine Bestimmungen hinweg; die Polizeiorgane sind — das weiß man nur zu gut — in diesen Dingen überaus nachsichtig, und die Richter lassen selbst bei schweren Verletzungen des Gesetzes eine unbegreifliche Milde walten. Die verhängten Strafen sind so lächerlich gering und stellen eine so offenkundige Verhöhnung des Geistes dar, von dem das Gesetz diktiert ist, daß sie allgemein in kapitalistischen Kreisen als Prämien empfunden werden. Das Kind genießt infolgedessen durch das Gesetz nur einen äußerst mangelhaften Schutz vor den Polypenarmen der Ausbeutung.

Es soll hier nicht der Versuch gemacht werden, eine Statistik der unübersehbar großen Anzahl von Fällen aufzustellen, in denen das Gesetz täglich und stündlich fast überschritten wird. Nur einige aus der erdrückenden Menge willkürlich herausgegriffene Beispiele sollen zeigen,

wie trotz des viel- und lautgepriesenen Kinderschutzes die maßloseste Ausbeutung der Jugend noch immer üppig gedeiht.

Im Aachener Landkreise werden 3- und 4jährige Kinder mit dem Aufnähen von Knöpfen, Haken und Ösen beschäftigt. Für drei Dutzend wird ein Pfennig bezahlt; die Kinder verdienen täglich 8 bis 10 Pf., müssen dafür aber den Zwirn noch liefern.

In Bergwerken arbeiten noch etwa 4000 Kinder unter 16 Jahren unterirdisch. Trotz ausdrücklichen Verbotes des Gesetzes sogar Kinder unter 14 Jahren. 1902 waren dies in Preußen nur 40, 1903 schon 71 Kinder. Im Mansfeldischen werden die Kinder vorzeitig aus der Schule entlassen, um in den Gruben arbeiten zu können. „In Sizilien," so führte ein Redner auf dem preußischen Bergarbeiter-Delegiertentag 1905 aus, „müssen Knaben schwere Erzkörbe zutage tragen, halb nackt wegen der großen Hitze. Im Mansfelder Revier ist es noch schlimmer. Im wirklichen Sizilien können die Knaben ihre schwere Arbeit wenigstens aufrecht tun; im deutschen Sizilien müssen sie den Hund, in dem das Erz von der Strecke zur nächsten Förderstelle geschafft wird, bei einer Schachthöhe von höchstens 35 cm kriechend an einem Stricke hinter sich herziehen (Vielfaches Hört! hört!). Auch in Mansfeld haben die Knaben nichts weiter an als eine Hose, um ihre Scham zu bedecken, ein Hemd kennt man da nicht. Eine Ministerialverordnung von 1879 hat der Mansfelder Gewerkschaft das Privileg erteilt, Kinder unter 16 Jahren unter Tag zu beschäftigen, weil die Abbauverhältnisse angeblich so ungünstig sind, daß nur mit Hilfe der Kinderarbeit der Betrieb aufrecht

erhalten werden könne. Das ist natürlich Unsinn. Aber selbst, wenn es wahr wäre, so wäre ein Bergbau, der ohne Ausbeutung der Kinder zugrunde gehen müßte, nicht wert zu existieren. (Sehr richtig!) Ist es doch in Mansfeld nichts Seltenes, daß Kinder unter 14 Jahren schon Unfallrentner sind. (Hört! hört!) Auch ihr Leben haben Kinder unter 14 Jahren schon auf dem Schlachtfelde des Bergbaues eingebüßt. (Erneutes Hört! hört!)"

In den Bezirken Königsberg und Allenstein wurden nach Angabe der Gewerbeberichte 1909 nicht selten während der Schulferien Kinder in Fabriken beschäftigt; in einzelnen Fällen $9^1/_2$ Stunden täglich und darüber.

In den Kringelbäckereien eines Ortes in Schleswig wurden 12- bis 13jährige Kinder während des Sommerhalbjahres täglich bis zu 10 Stunden beschäftigt. Sie erhielten nur zweimal wöchentlich je 3 Stunden Schulunterricht.

In Harburg waren unter 469 Kindern 110 in einer gesetzlich verbotenen Weise beschäftigt. Aus den Listen waren 118 Verstöße gegen das Kinderschutzgesetz ersichtlich.

Im Regierungsbezirk Düsseldorf wurden allein in Barmen 178, in Krefeld 362 in gesetzwidriger Weise beschäftigte Kinder ermittelt. Besonders schwere Verfehlungen kamen in Duisburg vor, wo allein 73 Personen wegen Übertretung des Gesetzes bestraft werden mußten. In Köln wurde festgestellt, daß von den gewerblich tätigen Kindern 43,3% gesetzwidrige Beschäftigungen ausführten.

In einem Vororte von Berlin waren von 44 beschäftigten Kindern 38 in gesetzwidriger Weise tätig, vielfach schon täglich von $4^1/_2$ Uhr an.

Nach den ſchleſiſchen Gewerbeberichten von 1905 mußte in zwei Bezirken in 100 Übertretungsfällen Strafantrag geſtellt werden. In zwei anderen Bezirken waren zuſammen 1225 Kinder gewerblich tätig; Arbeitskarten fehlten bei 597, ſonſtige Verſtöße gegen die Vorſchriften des Geſetzes wurden bei 748 und eine durch die gewerbliche Tätigkeit veranlaßte geſundheitliche oder ſittliche Schädigung wurde bei 108 Kindern feſtgeſtellt. Von einem der erwerbstätigen Knaben teilte der Lehrer mit: „Leiſtung im Unterricht trotz guter Anlagen unter mittelmäßig. Oft zerſtreut und unaufmerkſam. Vater im Zuchthauſe. Muß mit einem Lohn von 50 Pf. für zwei Tage eine ſtarke Familie mit ernähren helfen. Arzt hat Herzkrankheit feſtgeſtellt.“ Vielfach ermöglichte das Geſetz nicht, gegen ſchwere Ausbeutung der kindlichen Arbeitskraft vorzugehen. Z. B. wenn Bäcker nicht die Kinder, ſondern deren Eltern zum Austragen von Backwaren angenommen hatten und die Eltern dann den Kindern die Arbeit übertrugen. Auch beim Heranziehen zu kirchlichen Dienſten. „Das frühe Aufſtehen an Wochentagen,“ ſo beſagen die Berichte der Lehrer über den Miniſtrantendienſt, „verkürzt den Kindern die ihnen nötige Nachtruhe. Der überlange Sonntagsdienſt nimmt ihnen mitunter faſt die ganze Ruhe und Erholung des Sonntags. Das Zuſammenfallen von Kirchendienſt und Schule entzieht die Kinder oft lange der Schule und beeinträchtigt den Lernerfolg.“

Im Bezirk Poſen wurden 22 Kinder, darunter einige im Alter von 7—12 Jahren, beim Aufſtapeln von Hartſteinziegeln während der Schulferien täglich 10 Stunden

lang bei einem Lohn von 30—50 Pf. beſchäftigt. Der Unternehmer wurde zur Anzeige gebracht und mit — 6 Mk. Geldſtrafe belegt. In einer Tonziegelei waren drei Schulknaben im Alter von 12 Jahren während der Schulferien 11½ Stunden gegen einen Lohn von 60 bis 65 Pf. tätig. Der Ziegeleibeſitzer mußte 32 Mk. Strafe zahlen. Auf einem Zimmerplatze war ein 13jähriger Knabe neben einem anderen jungen Manne täglich 11 Stunden beſchäftigt worden. Der Arbeitgeber wurde mit 25 Mk. beſtraft.

In Leipzig ſtieß ein Herr nachts auf einen 9jährigen Knaben, der zwiſchen Muſterkoffern und Kiſten im Toreingange eines Hotels vor Ermattung umgeſunken war. Als man ihn geweckt, aufgerichtet und geſtärkt hatte, erzählte er von zu Hauſe: Vater ſitzt, Mutter geht auf Arbeit, fünf kleine Geſchwiſter noch daheim, ein Schlafburſche und zwei Schlafmädchen; früh um 6 Uhr beginnt die Arbeitszeit des Kindes und abends 9 Uhr und manchmal auch noch ſpäter endet ſie. 15ſtündige Arbeitszeit für ein 9jähriges Kind!... Früh Waſſer anſetzen und Kaffee kochen, Stiefel putzen, Treppe waſchen, Kohlen tragen, Geſchwiſter anziehen, Schulweg, 4 Stunden Schule, hier die Gedanken zuſammennehmen, während der kleine Körper noch matt iſt von ungenügender Nachtruhe, wieder nach Hauſe hetzen, die kleinen Geſchwiſter verſorgen, ein bißchen kaltes Eſſen hinunterwürgen, von neuem in die Schule, Schularbeiten zu Haus und dann treppauf, treppab Zeitungen tragen, bis der kleine Körper den Tribut verſagt...

Nicht ſelten geſchieht es, daß Kinder bei ihrer Er-

werbsarbeit zu Krüppeln werden. Mansfeld mit seinen fürchterlichen Zuständen wurde schon erwähnt. Im Bezirk Breslau verlor ein Kind beim Bedienen einer Wurstmaschine in einer Fleischerwerkstatt vier Finger; im Bezirk Frankfurt a. O. ein Mädchen bei Handreichung an der Kreissäge drei Finger. In Braunschweig mußte einem in der Jutefabrik Vechelde beschäftigten 15jährigen Knaben, der seit seinem neunten Jahre in der Fabrik tätig war, der Arm abgenommen werden, nachdem infolge einer geringfügigen Unfallverletzung Blutvergiftung eingetreten war.

Ist so der Schutz der industriell und gewerblich tätigen Kinder äußerst unzulänglich, so genießen die in der Landwirtschaft beschäftigten Kinder einen Schutz überhaupt nicht. Das Gesetz hat für sie keine Geltung. Die Agrarier haben es verstanden, jeden Versuch, den Schutz der gesetzlichen Bestimmungen auch auf die Landwirtschaft auszudehnen, zu hintertreiben. So sind die Kinder nach wie vor der Arbeitsfron, der Überanstrengung, den traurigen Folgen einer schrankenlosen Ausbeutung erbarmungslos ausgeliefert. Gerade aber sie bedürften des schützenden Armes der Behörden in besonderem Maße, denn an Rücksichtslosigkeit und Skrupellosigkeit stellt die agrarische Profitgier alles in den Schatten. Wie auf den Junkerdomänen Ostelbiens die Kinderausbeutung in Blüte steht, und mit welcher Intensität sie durchgeführt wird, zeigt die Auskunft eines pommerschen Landlehrers über den Wochen- und Tagesarbeitsplan eines 12jährigen Jungen: 3. Märzwoche: $4\,^1/_2$ Uhr auf. Stallarbeit (Ausmisten helfen, Wassertragen, Füttern) bis $7\,^1/_2$ Uhr. Schule. Über Mittag Holzhauen und Rübenstampfen. Nachmittags

Arbeit in der Scheune (Strohabtragen). Gegen Abend Füttern, Torfabtragen, Waſſertragen. Im ganzen 7 bis 8 Stunden gearbeitet. Sonntags 3 Stunden. 4. Märzwoche: Ungefähr die gleiche Arbeit. Dauer der Beſchäftigung etwas länger, weil die Tage zunehmen. 1. Aprilwoche: Mehrarbeit wegen Erkrankung des Knechts. 56 Stunden in der Woche. 2. Aprilwoche: Morgens Stallarbeit, alsdann Gartenarbeit. Nachmittags Kornboden gereinigt. Regelmäßige Arbeit: täglich Kartoffeln von Keimen befreien bis 8 Uhr abends. Arbeitsdauer in der Woche 60 Stunden. 3. Aprilwoche: Morgens Stallarbeit. Außer der Schulzeit Faſchinen aus Weiden gebunden zum Wegebeſſern. Feldarbeit. Hausarbeit. Und ſo fort bis in den Spätherbſt hinein, oft 8 bis 14 Stunden täglich. Um die Ausnutzung der kindlichen Arbeitskraft noch mehr zu ſteigern, geht das Streben der Junker dahin, den Unterricht nach Möglichkeit einzuſchränken. Vieh hüten, Rüben zupfen und Ställe ausmiſten erſcheint ihnen verdienſtlicher und notwendiger als die Pflege des Wiſſens. Der Abgeordnete Gamp forderte im preußiſchen Junkerparlament, daß der Unterricht auf die Stunden von 6 bis 9 Uhr früh verlegt werde. „Dann, meine Herren," ſo erklärte er unter dem Beifall der Rechten, „befänden ſich die kleinen Bauern in der Lage, ihre Kinder und die Kinder der ländlichen Arbeiter faſt den ganzen Tag auszunützen, und das, meine Herren, wäre für ſie ein großer Vorteil." Ohne daß die Gampſche Forderung verwirklicht worden iſt, trägt die Schulbehörde doch den Wünſchen der Agrarier im weiteſten Umfange Rechnung. Es erfolgen Dispenſationen von Kindern für die Heuernte, die Jagd, das Kartoffel-

ausnehmen; Rübenferien werden gehalten, oft erfährt der Unterricht tage- oder gar wochenlang Unterbrechungen, damit die Kinder Buch und Tafel mit Rechen und Hacke vertauschen können.

Ähnliche Zustände sind auch in Süddeutschland ermittelt worden. So ergab eine von der bayrischen Regierung über die Kinderarbeit im nördlichen Frankenwald aufgenommene Statistik, daß in einem einzigen Bezirk (Teuschnitz) von 3210 Schulkindern 549 (17 %) gegen Lohn beschäftigt waren; 9 % waren noch nicht 12 Jahre alt, und 7 % dienten als Viehhirten. Dabei sind die vielen, die das Vieh ihrer Eltern hüteten, gar nicht berücksichtigt. Die Beschäftigung erstreckte sich durchaus nicht auf die Schulferien; vielmehr waren 143 Kinder, darunter 80 unter 12 Jahren, bis 34 Wochen im Jahre als Dienstboten tätig, vorzugsweise beim Viehhüten. Die Möglichkeit der sittlichen Schädigung der Kinder durch die Entziehung des elterlichen Einflusses und durch die Eingliederung in die Gesellschaft von erwachsenem Gesinde liegt hier viel näher als sonst, weil im Frankenwalde nach amtlicher Feststellung noch vielfach die Sitte besteht, daß männliche und weibliche Dienstboten in einem gemeinsamen Raume schlafen. Auch die hygienischen Verhältnisse, unter denen die Kinder das Viehhüten besorgen müssen, sind nach Angaben des Bezirksarztes Dr. Heißler die denkbar traurigsten; die Kleidung ist meist äußerst mangelhaft, so daß sie bei ungünstiger Witterung keinen hinreichenden Schutz gewährt; statt 10 Stunden Schlaf, wie ihn die kindliche Natur verlangte, gibt es gewöhnlich nur 5 bis 6 Stunden Ruhe. Dr. Heißler betont, daß nur die große

Armut die Eltern dazu zwingt, ihre Kinder dieſer unerhörten Ausbeutung zu überliefern.

Seinen furchtbarſten und erſchütternſten Ausdruck findet das Elend des Hütekinderweſens wie der Kinderausbeutung überhaupt in dem Kindermarkt, der alljährlich in Friedrichshafen abgehalten zu werden pflegt. Ein Mitarbeiter der „Mannheimer Volksſtimme“, der vor ein paar Jahren den Ort aufſuchte, um Augenzeuge der empörenden Vorgänge zu ſein, entwirft von dem aller Kultur und allen Kinderſchutzbemühungen ſpottenden modernen Sklavenhandel, der dort getrieben wird, eine Schilderung, die hier unverkürzt wiedergegeben ſei:

In den erſten Frühſtunden des 28. Oktobers fuhr ich nach Friedrichshafen am Bodenſee, dem Sammelplatz der „Hütekinder“, um einmal mit eigenen Augen dieſen unwürdigen Sklavenhandel anzuſchauen. In zahlloſen Scharen waren die armen Buben und Mädchen aus Tirol, die den Sommer über bei den Bauern des badiſchen und württembergiſchen Schwarzwaldes, der Alb und des Allgäus das Vieh gehütet und andere landwirtſchaftliche Arbeiten verrichtet hatten, zuſammengeſtrömt, um in gemeinſamem Schub auf den Winter wieder in ihre Heimat zurückbefördert zu werden. Und wahrhaftig, ich habe kaum einmal etwas Menſchenunwürdigeres geſehen. Seit dem früheſten Morgen lungerten zahlreiche Kinder, darunter noch nicht zehnjährige, in den Straßen herum. Die Bauern der Umgebung bringen die Kinder zeitlich früh in die Stadt, und nur einen einzigen Arbeitgeber konnten wir beobachten, der bis zur Ankunft der Geſchäftsführer des Hütekindervereins, der Landecker

Geiſtlichkeit, bei ſeinem Hütekind, einem etwa zehnjährigen Mädchen, blieb. Alle übrigen waren vor und nach Ankunft der Geiſtlichen allein, weil ja dieſe, von Ravensburg kommend, mit Geldwechſeln und Fahrtvorbereitungen zu tun hatten. Stundenlang ſaßen die Kleinſten völlig unbeweglich und trübſelig auf ihren Kleiderſäcken. Widerlich und beſchämend für Tirol und und die Veranſtalter dieſes Sklavenverkaufes war das Treiben jener größeren Kinder, die ſchon wiederholt „duſſa“ geweſen ſind. Unter Gejohle, Schreien und Mundharmonikaſpiel durchzogen ſie die Stadt, alle eine Zigarre in der Hand, die findige Geſchäftsleute den Kindern bei ihren Einkäufen ſchenkten, nachdem ſie ſich freilich früher durch eine ganz gewiſſenloſe Übervorteilung dieſe elenden, nur ratenweiſe zu rauchenden Zigarren doppelt und dreifach bezahlen ließen.

Viele größere Buben, die den ganzen Tag nur von dem mitgegebenen kalten Mundvorrat lebten und dazu ungewöhnlich zechten, waren ſtark angeheitert. Kaum vierzehnjährige Mädchen und nicht viel ältere Burſchen liebelten ganz ungeniert zum Gaudium der gedankenloſen Gaffer auf offener Straße, ja, ſelbſt vor dem Wirtshauſe „Zum goldenen Rat“, wo das geiſtliche Komitee ſeine Geſchäfte verrichtete. Vielen Kindern konnte man einen erſchreckenden Grad von Roheit und ſittlicher Verwahrloſung von den Augen ableſen. Wer jedoch weiß, wie und unter welchen Verhältniſſen die Kinder fern vom Elternhauſe den Sommer verleben, wird dies begreiflich finden. Alle Kinder, die wir fragten, erklärten, daß ſie jeden Tag um halb vier Uhr früh, während der Heu-

ernte um drei Uhr aufstehen mußten und zwischen acht und neun Uhr abends erst schlafen gehen durften. Jeden Tag unausgeschlafen und zumeist im Stall beschäftigt, beobachten diese sinnlich gereizten Kinder viel zu früh das Geschlechtsleben der Tiere, und wenn man dabei an das schlechte Beispiel denkt, das die erwachsenen Dienstboten durch unflätige Redensarten den Kindern geben, kann man sich die Vorgänge selbst vorstellen, die sich auf einsamen Weideplätzen und in den geschlossenen Unterstandswagen zwischen Hütebuben und -mädchen abspielen. Auch wir konnten uns das rohe und freche Benehmen vieler Kinder während des Tages und am Abend beim Einschiffen erklären.

Die Ankunft in Bregenz und die Behandlung der Kinder durch die Leiter läßt es als einen Skandal erscheinen, daß die Regierung den Transport der Hütekinder nicht bewacht. Wie das Vieh wurden die Kinder in die Wagen zwei Stunden vor Abfahrt des Zuges hineingepreßt und mit einer warmen Wurst und einem Brot, das einzige Mal während des ganzen Tages und der Nacht, durch den Verein abgespeist. In einem großen Krautkübel brachte ein bregenzer Metzger die Würste auf einem kleinen Brückenwagen und führte sie zu den Waggons, in denen die Kinder gleich den Tieren einer Menagerie eingepfercht waren, und aus denen sie schreiend und bittend ihre Hände streckten. Empörung erfaßte die zahlreichen Zuschauer über diesen Vorgang und besonders über den Leiter dieses Kindertransports, einen landecker Kooperator, der nach dieser Mahlzeit die Kinder in die Waggons einsperren

ließ, um ſelber mit den anderen geiſtlichen Begleitern und einigen oberinntaler Lehrern, die ſich zu Transportdienſten hergaben, in den Gaſthof „Zur Krone“ zu gehen.

Endlich, nach 11 Uhr nachts, ſetzte ſich der Zug unter Gejohle und Pfeifen der Jugend in Bewegung, und fort ging's über den Arlberg der lieben Heimat zu. Auf faſt allen Stationen ſtiegen Kinder aus, der größte Teil der Kinder wurde in Landeck und Imſt von den wartenden Eltern oder Verwandten abgeholt. Immer leerer wurden die Wagen, bis endlich in Innsbruck zwei Mädchen im Alter von zwölf und vierzehn Jahren aus Matrei und zwölf Buben aus der Rieſengaſſe, St. Nikolaus und Mariahilf, alſo aus Innsbruck ſtammend, als letzte dem Kinderſklavenzug enſtiegen.

Meine Beobachtung und gewonnene Einſicht, daß Kinder für das doppelte Gewand und einen Lohn zwiſchen 40 und 120 Mark, welchen ſie ſich trotz Vertrag oft beim Austritt erſtreiten müſſen, den Sommer über förmlich verkauft und ſittlicher Verwahrloſung anheimgegeben werden, zwingen mich, mit aller Energie bei den Landesbehörden und der Regierung dahin zu wirken, daß mindeſtens Kinder unter vierzehn Jahren nicht mehr fortziehen dürfen. Die ſittliche Verwahrloſung und Verrohung, die Bedrohung der Geſundheit der Kinder durch Verwendung zur ſchwerſten Arbeit und Bedienung gefährlicher landwirtſchaftlicher Maſchinen, wodurch jedes Jahr einige zu Krüppeln werden, laſſen mich hoffen, daß auch bürgerliche fortſchrittliche Männer für die Beſeitigung dieſes das Anſehen der be-

teiligten Länder schwer herabsetzenden Kindersklavenhandels eintreten werden.

*

Eine Wanderung des Grauens durch ein verwüstetes Kinderland ... So sieht das Paradies der proletarischen Jugend aus! Das ist ihre „goldene Märchenwelt", von der die Dichter singen! ... Das Herz bebt von dem namenlosen Jammer, dessen entsetzter Zeuge es gewesen ...

Es glühen die Feuer. Die Essen dampfen. Durch das Rasseln und Surren der Räder, das Hämmern und Schmieden, Stampfen und Dröhnen, — durch das Klappern der Tretmühle in den Werkstätten, das Keuchen und Seufzen in den Höhlen der Heimindustrie, das Rackern und Quälen auf Feldern und Triften klirren die Ketten, an die der Nachwuchs des Proletariats geschmiedet ist.

Und tausend Kinder siehst du stehen.
Die still an einem Stricke drehen,
Früh alt vor Hunger und Gebrest ...

Der sprichwörtliche Volksschuljammer

War es bisher der physische Mensch, der sich unter dem rauhen Klima seines sozialen Milieus der Verkümmerung und Verelendung ausgeliefert sah, so beginnt nun auch der geistige Mensch Not zu leiden und sich seiner Benachteiligung und Vernachlässigung durch die Gesellschaft unter schmerzlichen Empfindungen bewußt zu werden.

Daß es heute nicht mehr wie in früheren Jahrhunderten das beklagenswerte Schickſal der Armut iſt, für das ganze Leben einer Ausſperrung des Geiſtes überliefert und in die Nacht dumpfer Unwiſſenheit gebannt zu ſein, dankt ſie nicht dem ſegnenden Walten einer gütigen Vorſehung oder der Einſicht und Seelengröße wohlwollender Potentaten, wie eine in religiöſen und dynaſtiſchen Vorurteilen befangene Geſchichtsſchreibung dies darſtellt. Sie dankt es vielmehr den harten Geboten der wirtſchaftlichen und geſellſchaftlichen Entwicklung, die im Intereſſe des fortſchreitenden Induſtrialismus eine höhere geiſtige Anteilnahme auch des Arbeiters an der Produktion, und im Intereſſe des modernen Staates ein höheres Bildungsniveau auch für die breiten Volksſchichten zum Zwecke ihrer Verwendung im Heere wie in der Verwaltung fordern mußten. Das Recht auf Bildung wurde verkündet; die Schulen erfuhren eine Reform an Haupt und Gliedern; die Schulpflicht gelangte zur Einführung; nun war auch die große Maſſe, dieſer blinde Hödur, von der lähmenden und niederdrückenden Macht geiſtiger Finſternis befreit.

In der Praxis freilich zeigte ſich bald, daß jedes theoretiſche Recht eine wächſerne Naſe hat. Der Beſitz wußte ſie zu ſeinem Vorteil zu formen. Er ſchuf aus der Schule ein Klaſſeninſtitut; für die Beſitzenden die höheren Bildungsſtätten mit freieren wiſſenſchaftlichen Auffaſſungen, geſchulteren Lehrkräften, weiteren Bildungszielen, kleinen Klaſſen, reicheren Lehrmitteln; für die Armen dagegen die Volksſchule mit dem Übergewicht religiöſen Ballaſts, überfüllten Klaſſen, mangelhaft aus-

gebildeten und ſchlecht beſoldeten Lehrkräften, niedrigen Bildungszielen, der Herrſchaft des Bakels und der ganzen Menge jener teils beſchämenden, teils abſtoßenden Charakterzüge, die die Volksſchule im Bewußtſein und Gefühl der Öffentlichkeit zur Armenſchule geſtempelt haben.

Soweit ſich die ſtiefmütterliche Behandlung der Volksſchule durch den Staat in Mark und Pfennigen darſtellen läßt, ſollen ein paar ziffernmäßige Angaben als beweiskräftige Belege hier angeführt ſein.

Von den Geſamtaufwendungen, die 1906 für das Volksſchulweſen im Deutſchen Reiche gemacht wurden, entfielen auf einen Volksſchüler durchſchnittlich 54 Mark. Im einzelnen betrugen die Leiſtungen in der Provinz Poſen 40, Weſtpreußen und Schleſien 42, Heſſen-Naſſau 63, Schleswig-Holſtein 67, Berlin 99, in der ganzen preußiſchen Monarchie 48 Mark für den Volksſchüler; in Bayern 55, Sachſen 58, Hamburg 88 Mark. Dagegen leiſteten Staat und Gemeinden in Preußen nach Ausweis der Statiſtik von 1909 für einen Schüler höherer Lehranſtalten, deren Tore dem proletariſchen Nachwuchs verſchloſſen bleiben, jährlich 159 Mark, alſo das Dreifache der für einen Volksſchüler aufgewendeten Summe. Die Verteilung war im einzelnen ungleichmäßig; es kamen auf einen Realprogymnaſiaſten 85, einen Oberrealſchüler 110, einen Realgymnaſiaſten 114, einen Realſchüler 133, einen Gymnaſiaſten 204, einen Progymnaſiaſten 235 Mark im Jahr. Noch viel höher ſind die Zuwendungen, die der Staat für Hochſchüler auswirft; ſo empfing nach dem Etat von 1909 jeder Beſucher der Techniſchen Hochſchulen 702, jeder Student 709 Mark

durchschnittlich pro Jahr aus Mitteln des Staates für seinen Bildungsgang.

Die Ungerechtigkeit in der Verteilung öffentlicher Gelder für Bildungs- und Schulzwecke je nach der sozialen Rangstufe tritt noch augenfälliger und aufreizender in den Leistungen der Gemeinden zutage. Nach einer Vergleichung, die allerdings nicht neuesten Datums, nichtsdestoweniger aber beweiskräftigt ist, kamen in Rixdorf auf einen Volksschüler 44, einen Realschüler 90 Mark; in Spandau auf einen Volksschüler 26, eine Besucherin der höheren Mädchenschule aber 87 Mk.; in Charlottenburg auf einen Volksschüler 93, einen Realgymnasiasten 150, einen Oberrealschüler 162 Mk.; in Witten auf einen Volksschüler 46, eine Mädchenschulbesucherin 216, einen Realgymnasiasten 255 Mark; in Elberfeld auf einen Volksschüler 49, einen Besucher höherer Lehranstalten aber 169 Mark usw.

Wie sehr die Volksschule selbst in einer Stadt wie Leipzig, wo das öffentliche Bildungswesen gewiß nicht das schlechteste ist, benachteiligt wird, geht aus einer 1908 von der Leipziger Lehrerzeitung aufgemachten Berechnung hervor. Die Stadt Leipzig bezahlt für einen Knaben, der 8 Jahre lang die Volksschule besucht, 8 × 65,47 Mark = 523,76 Mark, dazu 2 Jahre Fortbildungsschule, 2 × 28,14 Mark = 56,28 Mark; zusammen also 580,04 Mark. Für einen Realschüler zahlt die Stadt 3 Jahre lang den Zuschuß für die Volksschule, 3 × 65,47 Mark = 196,41 Mark und 6 Jahre lang den Zuschuß für die Realschule, 6 × 171,37 Mark = 1028,22 Mark, insgesamt also 1223,63 Mark. Für einen Realgymnasiasten 3 Jahre Zu-

ſchuß für die Volksſchule und 9 Jahre den Betrag für die Petriſchule = 2039,81 Mark. Ein Gymnaſiaſt koſtet, wenn er die Thomasſchule beſucht, 2610,75 Mark, wenn er das Nikolaigymnaſium beſucht, 3088,20 Mark. Man vergleiche: ein Volksſchüler 500, ein höherer Schüler 3000 Mark aus öffentlichen Mitteln. Das iſt das Geſicht der Klaſſenſchule!

Soviel über die finanziellen Aufwendungen. Aber noch ein paar andere Ziffern ſind zur Kennzeichnung der äußeren Volksſchulverhältniſſe von Wert.

Es gab im Deutſchen Reiche 1906 insgeſamt 60584 Volksſchulen mit 9737262 Schülern und Schülerinnen, die von 166597 Lehrkräften uuterrichtet wurden. Auf eine Lehrkraft kamen mithin 58 Schüler; im Königreich Sachſen 61.

In demſelben Jahre zählte das deutſche Heer 499378 Soldaten, 24687 Offiziere und 75062 Unteroffiziere. Während ein Volksſchullehrer 58 Kinder unterrichten mußte, entfielen auf einen Offizier zur Ausbildung im Durchſchnitt weniger als 25, auf einen Unteroffizier weniger als 7 Mann. Das iſt der Klaſſenſtaat als Kulturſtaat!

Höchſt mangelhaft und rückſtändig iſt die Gliederung des Schulweſens in Aufbau und Organiſation. So wurde 1906 der neunte Teil aller Kinder Preußens (683627) in einklaſſigen Schulen (13566) unterrichtlich verſorgt. Mehr als eine Million Kinder (1111826) gingen in Halbtags- und ſonſtige zweiklaſſige Schulen. Unter 37761 Schulen gab es nur 544 achtklaſſige mit 428438 Kindern.

Nur gar erſt der Lehrermangel! Würde man in Preußen die von einer Lehrkraft zu unterrichtende Kinderzahl auf 30 bemeſſen — das iſt etwa die Forderung der fortgeſchrittenen bürgerlichen Pädagogik und entſpricht den Verhältniſſen in außerdeutſchen Staaten — ſo wären rund 100000 weitere Lehrkräfte erforderlich, in ganz Deutſchland mehr als 150000. Dabei wäre an eine Beſetzung der 1906 wegen Mangels an Lehrkräften unbeſetzten 3233 Stellen und eine Hebung der 7873 Halbtagsſchulen (gegen 2879 im Jahre 1882!) noch gar nicht gedacht. 1901 mußten 1255922 Schulkinder in 8815 Schulen und 16127 Klaſſen ſo unterrichtet werden, daß auf die Klaſſe in einklaſſigen Schulen mehr als 80, in Halbtagsſchulen mehr als 90, in zwei- und mehrklaſſigen Schulen mehr als 70 Kinder kamen. 22,15% wurden demnach in überfüllten Schulen unterrichtet; im ſchwarzen Münſterlande 47,9%, in Oppeln 44,4%, in Arnsberg 40,8%. Faſt 100000 Kinder ſaßen in Klaſſen bis zu 120 Kindern; 53 Klaſſen wieſen bis zu 180, 16 bis zu 200 und 14 bis zu 236 Schülern auf. Dabei mußten obendrein 104082 Schulklaſſen durch 88246 Lehrkräfte verſorgt werden, ſo daß 16000 Klaſſen keinen Lehrer hatten. 1906 war dieſe Ziffer auf 18000 geſtiegen; 36000 Klaſſen mußten ihren Lehrer mit anderen Klaſſen teilen. Mehr als drei Millionen Kinder wurden nicht nach den ſchon 1828 aufgeſtellten Grundſätzen des Volksſchulunterrichts, ſondern nach den Grundſätzen der Armenverwaltung und noch ſchlechter verſorgt.

In Sachſen iſt es um die äußere Verfaſſung des

Volksschulwesens nicht besser bestellt. 1906 kamen auf eine Lehrkraft 65,6 Schüler; 5,48% aller Schulkinder (fast 43000) saßen in Klassen mit mehr als 80 Schülern; 211 Klassen zählten mehr als 100 Schüler, darunter befanden sich Klassen mit 171 und 174 Schülern. In 191 zweiklassigen Schulen mit über 34000 Kindern hatte ein Lehrer durchschnittlich 90 Kinder, in 119 Schulen 112, in 19 Schulen sogar 126 Kinder zu unterrichten. Auf 1 Lehrer kamen über 132 Kinder.

Ebenso schlimm liegen die Zustände in Württemberg, Baden, Braunschweig usw., von Mecklenburg und den thüringischen Raubstaaten mit ihrer sprichwörtlichen Schulverwahrlosung gar nicht zu reden.

Die höheren Schulen sind von diesem trostlosen Zustande unberührt. Da fehlt es nicht an Lehrkräften, da gibt es auch keine überfüllten Klassen. 1904 z. B. unterrichteten in Preußen 10723 Lehrer 191446 Schüler höherer Lehranstalten. Auf eine Lehrkraft kamen demnach 17 bis 18, in den Gymnasien nur 15 bis 16 Schüler.

Die Ströme der Wissenschaft spotten aller physikalischen Gesetze und geographischen Erfahrungen. Auf den Höhen und Graten der Gesellschaft fließen sie breit und tief und majestätisch dahin. Sobald sie aber in die weite Ebene der proletarischen Niederungen gelangen, verwandeln sie sich in armselige Rinnsale und seichte Lachen. Und während sie dort durch ihre klare, helle Flut erquicken und dem Dürstenden Labung spenden, vermag hier oft schon der Anblick der trüben, abgestandenen Pfützen Widerwillen und physischen Ekel zu erregen.

Es ist hier nicht der Platz, die Organisation und

Wirksamkeit des heutigen offiziellen Erziehungssystems mit allen ihnen anhaftenden Mängeln, Unzulänglichkeiten und Verkehrtheiten einer erschöpfenden kritischen Darstellung zu unterwerfen. Aber um zu zeigen, wie sehr gerade das proletarische Kind unter der Bildungspfuscherei und Erziehungstyrannei der Volksschule leidet, müssen wenigstens die markantesten Züge der offiziellen Pädagogik festgehalten und die fühlbarsten ihrer Nachteile und Schwächen unterstrichen werden.

Die Volksschule ist Armenschule. Das Los der Armut aber ist die Knechtschaft. „Wer Knecht ist, soll Knecht bleiben," erklärte ein hoher Würdenträger der katholischen Kirche. — „Wenn man Sklaven will, ist man ein Narr, wenn man das Volk zu Herren erzieht," sagte Friedrich Nietzsche. So sind sich geistliche und weltliche Berater der besitzenden Klasse einig in der Erkenntnis, daß geistige Selbstständigkeit und Freiheit eine Gefahr für Herrschaft und Ordnung des Besitzes bedeuten. Was Wunder, daß die Volksschule das Schwergewicht ihres pädagogischen Wirkens in der Vernichtung der geistigen und sittlicher Selbständigkeit des Kindes zu erblicken hat. Der Wille muß gebrochen werden! ist erstes Gebot. Und jeder tüchtige Lehrer dieses Systems vertritt den Grundsatz: Erst Gehorsam, dann Liebe! Gehorsam aber bei 60, ja 80 und mehr Kindern in der Klasse läßt sich nur erreichen durch Zwang, strenge Disziplin, Drill. So wird die Volksschule zur Drillschule, die Erziehung zur Abrichtung, der Lehrer zum Stockmeister. Und das Kind zu einem geistig wie seelisch aufs greulichste mißhandelten Geschöpf.

„Ich möchte Sie einmal," schreibt der aus dem Volksschullehrerstande hervorgegangene, angesehene bremer Pädagoge Prof. Bräutigam, „in eine Art Zuchthaus der Gegenwart führen; Sie werden erstaunt sein über den Titel, den es führt: es heißt die moderne Schule ... Ja, die moderne Schule hat in Wahrheit heutzutage in einzelnen ihrer Lebensregungen eine große Ähnlichkeit mit einem Zuchthause ... Wenn nur die ‚Zuchthäusler' reden dürften! Und wenn nur die, welche die Sklavenketten tragen, nicht so abgestumpft wären, daß sie ihre Unfreiheit gar nicht mehr als schimpflich empfinden!"

Die Drillschule legt den Geist des Kindes in lähmende Fesseln. Jede freie und eigene Regung ist verpönt; selbständig zu sein gilt fast als Verbrechen. Eine Unmenge trockenen und toten Wissensstoffes stürmt schon vom ersten Schultage an auf den noch unentwickelten Intellekt ein, der völlig darunter begraben wird. Zahlreiche Physiologen, es sei hier nur an Mosso erinnert, sind der Überzeugung, daß ein Kind von 6 bis 9 Jahren noch gar nicht die Reife des Gehirns besitzt, um ohne Gefahr für seine weitere Entwicklung lesen, schreiben und rechnen zu lernen, Gebete und Verse zu memorieren, sich in religiösen Gedankengängen und der krausen Logik von Bibelsprüchen zu bewegen, kurzum, die Aufgaben zu erfüllen, die heute der Schulunterricht an das Kind dieses Alters stellt. Besonders das erste Schuljahr ist geeignet, den Geist und das Gehirn zu verbilden. Das Schreib- und Lesezentrum entwickelt sich zu stark auf Kosten der übrigen Gehirnpartien. Die Tätigkeit der sensorischen Nerven findet kein Gegengewicht durch die der motorischen,

die rezeptive Arbeit keins durch die produktive, zu der die kindliche Natur drängt. Der Geist des Kindes wird nur mit den Wassersuppen des ödesten Verbalismus gespeist. Worte, nichts als Worte. Dazu Ziffern, Zahlen, Formeln — alles abstrakte Größen, tote Begriffe. Das blutfrische, rotbackige Leben ist wie abgeschlossen, die reale Welt mit ihren tausend bunten Dingen und unerschöpflichen Bildungswerten ist wie mit Brettern vernagelt. Zwischen den vier kahlen Wänden der Schulgefängnisse, in deren muffigen, stickigen Räumen die Sitzbänke wie aufgeklappte Kindersärge nebeneinander stehen, wird gepaukt und gedrillt, gefragt und geantwortet, vorgesagt und nachgeplappert, eingeprägt und aus dem Gedächtnis aufgesagt, — ein Heer von „drillenden, kujonierenden und malträtierenden Menschendressierern", wie Gurlitt die Lehrer nennt, treibt sein Unwesen. Ob klug oder beschränkt, schnell oder langsam, phantasievoll oder nüchtern, intellektuell oder praktisch — jeder Schüler muß mit den übrigen in derselben Zeit dasselbe Quantum Wissen aufnehmen, dasselbe Pensum abhaspeln, dieselben Aufgaben lösen und dasselbe Ziel erreichen. Kein Individualisieren, kein Eingehen auf die Eigenart des Einzelnen, keine Anpassung der Stoffdarbietung an das Bedürfnis des Kindes! Wie sollte dies auch möglich sein bei 60, 80, 100, 200 Kindern! Da wird alles Dressur! Im Dozieren, Repetieren, Rubrizieren, Registrieren, Kontrollieren, Paradieren und Examinieren erschöpft sich das Wesen dieser impotenten „Du sollst und mußt"-Pädagogik. „Wo die Schule ist," sagt Artur Bonus, „da singt kein Vogel mehr, da wächst kein Gras mehr; dafür erstrecken sich

langgezogene Drahtspaliere.“ Und in der „Jugend“ war der Vers zu lesen, der das Urteil Bräutigams über die Schule bestätigt:

Ein Zuchthaus ist die Schule,
Kein Haus gesunder Zucht —
Kein Wunder, daß der Schüler
Das Schinderhaus verflucht!

Natürlich entsprechen die Resultate dem Geiste der Schule. Fließend und richtig lesen können nur die wenigsten Kinder, wenn sie die Schule verlassen. Unter Tausenden ist kaum einer imstande, seinen Gedanken schriftlich wie mündlich korrekt und formschön Ausdruck zu geben. Über die mangelhaften Erfolge im Rechnen wird selbst in Lehrerkreisen bitter Klage geführt. Das Schreiben ist meist nur ein mehr oder weniger unbeholfenes Nachmalen; der Schreibunterricht stellt viel zu hohe Anforderungen, denn in wenig Jahren müssen acht Alphabete gelernt werden. Die Naturwissenschaften, die in den Mittelpunkt des ganzen Unterrichts gehörten, werden nur wenig berücksichtigt und obendrein sehr einseitig behandelt; in den Landschulen existieren sie kaum. Im Anschauungsunterricht treibt man den Unfug, im Schulzimmer zu lehren, anstatt die Kinder hinauszuführen in Wald und Feld, auf die Straßen und in die Werkstätten. Unsere Schulen kennen keinen Unterricht in Gesundheitspflege. Auch Rechts- und Bürgerkunde wird nicht gelehrt. Non scholae, sed vitae — die alte Weisheit wird zum blutigsten Hohn verzerrt.

Dafür erzieht die Volksschule um so eifriger und konsequenter zur Frömmigkeit und zum Patriotismus.

Dem Religionsunterricht ist im Lehrplan der Volksschule ein breiter Raum gewährt. Für Preußen schreiben die „Allg. Bestimmungen“ vor, daß bereits auf der Unterstufe, also bei 6 und 7jährigen Kindern, wöchentlich 4 Stunden der Religion gewidmet sein sollen, während auf Geschichte, Erdkunde und Naturlehre keine einzige Stunde entfällt. In der Aufzählung der Unterrichtsfächer steht die Religion an erster Stelle. 1902 erließ der preußische evangelische Oberkirchenrat eine Verordnung, die eine einheitliche Regelung des Lernstoffs für den evangelischen Schul- und Konfirmationsunterricht durch die Provinzialkonsistorien unter Vereinbarung mit den Provinzialschulkollegien und den Regierungen anordnete. Danach müssen die Kinder auswendig lernen: 20—40 Sprüche aus dem Alten, 100—110 Sprüche aus dem Neuen Testament, 6 Psalmen, 20 Kirchenlieder und den Wortlaut der 5 Hauptstücke des lutherischen kleinen Katechismus. Das sind insgesamt etwa 180 Bibelverse und ebensoviele Kirchenliederstrophen. Dabei bedeutet dies, wohlgemerkt, nur das Minimum. Die eingeführten Religionsbücher enthalten durchweg mehr Memorierballast, so Armstorff 327, Ostwald und Luchs 253 Sprüche usw. Der religiöse Memorierstoff der berliner Gemeindeschulen fordert laut Lehrplan schon von 10 bis 11jährigen Kindern 121 Kirchenliederverse, 110 Bibelsprüche, den Wortlaut der ersten drei Hauptstücke und 5 Psalmen mit zusammen 45 Versen. Für Religion sind 6, für Rechnen nur 2 Stunden in der Woche angesetzt. Im Königreich Sachsen fordert der Lehrplan für Volksschulen evangelischer Konfession die 5 Hauptstücke, 168 Gesangbuch-

ſtrophen, 150 Bibelſprüche, 35 Choralmelodien und den hauptſächlichſten Inhalt von 140 bibliſchen Geſchichten. Dabei iſt dies, wie ausdrücklich hervorgehoben wird, nur das Minimum. Der ſächſiſche Lehrplan widmet dem Religionsunterricht 27 1/2 Seite, aber Geſchichte, Erdkunde, Naturlehre und Naturgeſchichte zuſammen tut er auf 26 Seiten ab. Noch ſchlimmer teilweiſe liegen die Verhältniſſe in anderen Staaten. So erhält ein ſtuttgarter Volksſchüler in 7 Jahren 476 Religionsſtunden mehr als ein berliner Volksſchüler, 600 mehr als ein dresdner, 880 mehr als ein mannheimer und 780 mehr als eine preußiſche Töchterſchülerin. Überall iſt Schwarz Trumpf, und die armen Kindergehirne ſind durch Geſetz und Staatsgewalt gezwungen, ſich durch den Spuk altteſtamentlicher Mords-, Diebs- und Ehebruchsgeſchichten und das Hazardſpiel einer ebenſo abgeſchmackten als frivolen Schuld- und Sühnemoral verwüſten zu laſſen.

Kein Mißverſtändnis: Dieſe Kritik richtet ſich keineswegs gegen die Religion. Die ſcheidet hier vollſtändig aus dem Kreiſe der Betrachtung aus. Nur ihr Mißbrauch, ihre Vergewaltigung und Verzerrung ſoll getroffen werden. Gerade der wahrhaft Religiöſe wird ſich, weil Religion etwas ſo Feines, Intimes, Perſönliches iſt, daß ſie nur geahnt und gefühlt, niemals aber gelehrt und auswendig gelernt werden kann, gegen den heutigen Betrieb unſeres Religionsunterrichtes in der Schule wenden und wenden müſſen. Tiefe und ehrliche religiöſe Naturen wie Paſtor Kalthoff, Pfarrer Bonus, nicht zuletzt Graf Leo Tolſtoi, der letzte wahre Chriſt, haben dies auch getan; teilweiſe mit leidenſchaftlich erregten Worten. „Die

Schule ist ein umgekehrter König Midas," sagt Artur Bonus, „unter dessen Fingern alles Gold zu Staub wird. Sie ist imstande, schließlich auch die besten und höchsten Gegenstände den Kindern zu verekeln, vor allem den Religionsunterricht, in dessen sokratischer Luft kein Geheimnis atmen kann, in dem alles Höchste und Tiefste platt gefragt wird." Und der greise Tolstoi faßte sein Urteil in die zornigen Worte: „Der Religionsunterricht ist das größte Verbrechen am Kinde, das man sich überhaupt denken kann!"

So kommen gerade die Edelsten und Besten, aus ihrer tiefen Ehrfurcht vor dem wahrhaft Religiösen, zur Ablehnung eines Unterrichtsbetriebs, der das Göttliche im Menschen noch mit den Augen jener Weltanschauung betrachtet, die mit Tintengläsern nach dem Teufel warf.

Neben der Weckung und Befestigung des Glaubens an die himmlischen Autoritäten fällt der Volksschule die Aufgabe zu, der Jugend des Volkes die tiefe Kniebeuge vor dem Glanze irdischer Autoritäten beizubringen. Die Erziehung zum Patriotismus hat die Schulen zu Tummelplätzen politischer Demagogie gemacht.

Im Geschichtsunterricht erschließt man den Kindern keinen Einblick in eine Welt- und Kulturgeschichte, die erkennen läßt, daß alles Geschehene das Produkt einer durch wirtschaftliche Notwendigkeiten bedingten Entwicklung ist. Im Gegenteil. Man lenkt den Blick von dieser Erkenntnis ab und richtet ihn auf zufällige Persönlichkeiten, die eine verlogene Geschichtsdarstellung zu Überlebensgröße aufgeblasen hat. Man färbt die charakteristischen Momente objektiven historischen Werdens durch

den Anſtrich nationaler, konfeſſioneller und politiſcher Tendenzen. Man ſchreckt ſelbſt vor offenkundigen Fälſchungen und dreiſten Geſchichtslügen nicht zurück, nur um Potentaten und Dynaſtien in hellerem Lichte erſtrahlen zu laſſen. Könige und Schlachtenlenker ſind die Wohltäter der Menſchheit, Kriege ſind die großen Wendepunkte der Geſchichte, im Mordspatriotismus gipfelt alle nationale Tugend. Hoch der Militarismus! Mit Gott für König und Vaterland! Hurra!

Die Volksſchule iſt die Pflanzſtätte des ſäbelraſſelnden Patriotismus. Sie ſoll die Jugend zu Kanonenfutter zurechtkneten und für die Luft des Kaſernenhofes vorbereiten. Darum ſpielt in der Volksſchule auch die Prügelſtrafe eine ſo unheimliche Rolle. Während auf allen höheren Schulen die körperliche Züchtigung entweder völlig beſeitigt oder auf ein kleines Minimum zurückgedrängt worden iſt, ſieht ſich das proletariſche Kind, das die Volksſchule beſucht, täglich und ſtündlich der Gefahr ausgeſetzt, aufs ſchwerſte gezüchtigt, wenn nicht gar gemißhandelt zu werden. Man macht ſich keinen Begriff davon, was heute noch von prügelnden Pädagogen an Roheit, Gewalttätigkeit, Rückſichtsloſigkeit und Barbarei geleiſtet wird. Damit ſchlägt man in dem werdenden Menſchen alles tot, was Menſchliches in ihm ſich regt; alles Gute, Reine und Edle. „Welche kochende Bitterkeit und Rachgier," ſagt Ellen Key, „welche hündiſch kriechende Schmeichelei ruft nicht die körperliche Züchtigung hervor! Sie macht den Feigen feiger, den Trotzigen trotziger, den Harten härter! Sie ſtärkt die beiden Gefühle, die die Wurzel von faſt allem Böſen in der Welt ſind, Haß und Furcht."

Die Volksschule wird von 95% aller Kinder besucht. In ihrer dürftigsten und niedrigsten Gattung, der einfachen Volksschule, die auch Gemeinde- oder Bezirksschule heißt, empfängt die Jugend des Proletariats ihre Bildung und Erziehung. Ihr ist die Schule nur eine Etappe mehr in der großen Leidensschule ihres Lebens. Ihr Ungemach, ihre Benachteiligung, ihre Härten und Schrecken lassen sie in nichts unterschieden sein von dem Gesamtbild der ganzen Daseinsmisere.

Wege zum Laster

Hat der Kapitalismus das körperliche Leben des proletarischen Kindes zu einem Martyrium, das geistige Leben zu einer Wüste gemacht, so schafft er alle Bedingungen, um das sittliche Leben in einen Morast zu verwandeln.

Er raubt den Eltern die Möglichkeit zur Erfüllung ihrer erzieherischen Pflichten und Obliegenheiten. Er löst das Band der Familiengemeinschaft und zerstört die Heimstätte, in der bisher die sittlichen Werte des Menschen reiften.

Die Straße ist die Heimat des proletarischen Kindes geworden. Hier verbringt es den größten und besten Teil seiner Jugend. Hier empfangen seine Sinne Nahrung und wachsen seine Kräfte. Die Luft, die es hier atmet, wird seinen späteren inneren Menschen mitbestimmen.

Jedermann weiß, daß die Straße nur selten ein Erzieher zum Guten ist. Wäre sie nur ein Brutnest für Rüpeleien und tolle Streiche, brauchte man ihr er-

zieheriſches Fiasko nicht tragiſch zu nehmen. Aber dadurch, daß ſie Augen und Ohren der Straßenkinder zu Pforten der Roheit und Gemeinheit, Niedrigkeit und Verworfenheit macht, wird ſie zu einer Schule der Unmoral und des ſittlichen Verderbs, ja oft zu einem Pfuhl der Schande und des Laſters.

Margarete Beutler betrachtete einmal Proletarierkinder auf dem Spielplatze, wie ſie lachten, bauten, ſpielten und ſich tummelten. Da fiel ihr Blick auf ein Mädchen, und in einigen ergreifenden Verszeilen zeichnete ſie die Tragik der Lebensbahn, die des Kindes wartet:

„Dies Mädchen, wie ihr keck die Zunge geht,
ſie ſprach wohl nie ein Kindernachtgebet;
Noch trägt ſie unbewußt ihr Lumpenkleid —
wie lange noch — dann kommt auch ihre Zeit,
dann ſchlingt ſie ſchmutzge Bänder ſich ins Haar
und bietet lachend ihre Reize dar —
und ein paar Jahre roher Luſt, dann hat
der Tod ſie lieb auf ſündger Lagerſtatt."
. . . .

Hat der Kapitalismus die Proſtitution auch nicht erzeugt, ſo dankt dieſe doch ihren Aufſchwung, vor allem ihre geſteigerte Fähigkeit zu ſozialer Verwüſtung dem Zeitalter, dem er den Namen und das hiſtoriſche Gepräge gibt. Was der Kapitalismus berührt, treibt er ins Rieſenhafte. Auch auf dem Gebiete des käuflichen Liebesgenuſſes, wo der Leib des Weibes zur Ware wird, bringt er dieſe Tendenz zur Geltung. Und nicht nur dies; er hat auch das Antlitz des ſozialen Geſpenſtes, das durch die Jahrhunderte ſchreitet, zur widerlichſten Fratze verzerrt.

Als geſellſchaftliche Kategorie iſt die Proſtitution

eine Klaſſenerſcheinung. Immer hebt ſich ihre hiſtoriſche Silhouette ab von dem Hintergrunde einer Welt des Beſitzes und der Beſitzloſigkeit. „Das Klaſſenprinzip iſt die Wurzel der modernen ſtädtiſchen Proſtitution. Das Klaſſenprinzip ſchließt wirtſchaftlich mächtige und ohnmächtige Klaſſen ein, es zerſtört das Gefühl der menſchlichen Gemeinſamkeit zwiſchen den Angehörigen der verſchiedenen Klaſſen, es ſchwächt die Idee der Verantwortlichkeit im geſchlechtlichen Verkehr ab, es treibt die rein menſchlichen Beziehungen der beiden Geſchlechter zu einander.“ Je größer die ſozialen Gegenſätze ſich geſtalten und je unüberbrückbarer ſie werden, deſto ergiebiger wird der Boden für die Proſtitution.

Da ſind unglückliche Geſchöpfe, die von arbeitsunfähigen, vielleicht auch arbeitsſcheuen Eltern auf den Bettel geſchickt werden oder durch den Verkauf von Zündhölzern oder Blumen ein paar Pfennige verdienen müſſen, um dem ärgſten Hunger zu wehren. Übernächtig und wankend vor Müdigkeit durchwandern die blaſſen Geſtalten mit ihrem armſeligen Trödel die qualmigen Lokale, in denen oft roheſte Genußſucht ſchamloſe Orgien feiert. Hungernd und frierend ſitzen ſie auf den Treppen und Fluren der Bierhallen und Tanzkneipen, hocken an den Straßenecken oder kauern in Torfahrten, um Vorübergehende mit ihrer Ware zu beläſtigen oder um eine Gabe zu bitten. Nach Hauſe dürfen ſie nicht kommen, bevor nicht der Vorrat verkauft iſt, — da naht ſich ihnen die Schande, die mit raffinierten Künſten arbeitet. Und raſch geht es auf ſchiefer Ebene abwärts in die Kloaken des Laſters und der Verworfenheit ...

Da ſind die halbreifen Töchter des Proletariats. Der Troſtloſigkeit des mutterloſen Haushalts und dem grauen Elend der Mietskaſerne entfliehend, bevölkern ſie die Straße. In glänzenden Schaufenſtern lockt Putz und bunter Flitter; aus feſtlichen Sälen klingt verführeriſche Muſik; in ſtrahlenden Karoſſen fährt das lachende Leben vorüber. Ohren und Augen ſaugen ſich voll von Glanz und Glück; ihre Sehnſucht umfaßt eine ſtrahlende Welt, die ihnen — o Fluch der Armut! — ewig verſchloſſen und vorenthalten ſein ſoll. Aber hat nicht der Arme auch ein Recht auf Glück? Soll er immer nur an der Schwelle ſtehen und von weitem hineinſchauen dürfen in das Lichtmeer, in den Feſtſaal des Lebens und des Reichtums, die Hände preſſend auf das ſtürmiſch klopfende Herz, um ſeinen heißen Schlag zu erſticken? Da fällt dem Mädchen „das Fräulein“ ein, das daheim Tür an Tür mit ihnen wohnt. Es hat Spitzenwäſche und ſeidene Kleider, elegante Hüte und Schmuck die Menge; es lebt von feinen Diners und ſüßen Leckereien, fliegt von Ball zu Ball und empfängt ſeine Herren zu Beſuch. Welch ein beneidenswertes Los! In der Bruſt des Mädchens, dem das Schickſal ſo ſtiefmütterlich war, regt ſich eine brennende Sehnſucht nach Glück und Liebesluſt, es bricht die Kette und ſtürzt ſich hinein in den Strudel. Der ſchwache Widerſtand gegen Verſuchung und Verführung iſt bald gebrochen, und die Schlammwellen tragen ſie raſch davon ...

Wenn man den Urſachen der Proſtitution nachgeht, ſtellt ſich heraus, daß immer die ſoziale Miſere die tiefere Wurzel bildet, mögen auch ſonſtwelche andere zu-

fällige Umstände die schließliche Auslösung der Bedingungen herbeigeführt haben. Die ökonomische Not verschuldet den Alkoholismus und die Verwahrlosung, zerstört die Gesetze der Moral und die Gefühle der Schamhaftigkeit. Der Hunger, der den Vater zum Dieb und die Mutter zur Kupplerin macht, er macht die Tochter zur Dirne. Hessen erzählt in seinem Buche über die Prostitution in Deutschland von einem littauischen Kutscher, der die vier bildsauberen Töchter einer armen Familie mißbrauchte. „Die Eltern waren so arm, daß das hübsche Ding oft Hunger litt und er sich die Gunst schon der Fünfzehnjährigen dadurch erwerben konnte, daß er ihr von seinem Brote zusteckte.“ Ein Fall von Hunderttausenden.

Man hört den Schrei nach Brot, wenn man aus den statistischen Ziffern der preußischen Fürsorgeerziehung liest, daß 76,1 % der Familien der Fürsorgezöglinge 1902 ein Einkommen bis zu 900 Mk. hatten. 1901 waren dies gar 77,8 %. Kein Einkommen bezogen 1901 beinahe 8 % und 1902 mehr als 7 %. Im erstgenannten Jahre waren 14,5 %, im nächsten 11,5 % als orts- und landarm verzeichnet. Welche Unsumme von bitterster Not spricht aus diesen Zahlen!

Aber noch aus anderen Quellen wird der schmutzige Strom der Prostitution gespeist. Alle ernsthaften Sozialpolitiker richten einmütig ihre Anklagen gegen das Wohnungselend, das besonders in Großstädten zu einem schweren sozialen Notstand geworden ist. Seine beredteste und zugleich abstoßendste Verkörperung ist die Mietskaserne, die wir kennen gelernt haben. Der Wucher des Hausagrariertums, besonders den minderbemittelten und

armen Bevölkerungsſchichten gegenüber, erzwingt das enge und engſte Zuſammenleben oft heterogenſter, vom Zufall zuſammengewürfelter Elemente, das Schlafburſchenunweſen und die Berührung der Jugend mit der Proſtitution. Es wurde ſchon geſagt, daß in Großſtädten wie etwa Berlin Proſtituierte, die der Kaſernierung nicht unterworfen ſind, Tür an Tür mit proletariſchen Familien wohnen, Aufgang, Flur und Treppen mit dieſen gemeinſam benutzen und vor den Augen der Kinder ihrem Gewerbe nachgehen. „Der Schmutz der Proſtitution ſpritzt faſt auf die Kinderſeelen.“ Ein Senſationsprozeß in Berlin, der vor Jahren einmal in die ſchauerlichen Tiefen des proletariſchen Elends hineinleuchtete, ergab die ſkandalöſen Tatſachen. In einer von Hunderten von Familien bewohnten Mietskaſerne im Norden Berlins mühten ſich arbeitſame Proletarier in ehrlichem Tagewerk um Brot für ſich und die Ihren, und Wand an Wand mit ihnen trieben Dirnen und deren Zuhälter ihr Metier mit einer Ungeniertheit und Schamloſigkeit, daß in dieſer vergifteten Atmoſphäre keine ſittliche Scheu, keine noch ſo flüchtige Röte des Schamgefühls aufkommen konnte. Die Kinder der Proletarier beſorgten für die noblen Flurnachbarinnen kleine Botengänge, verweilten oft bei ihnen auf Beſuch, nannten die Proſtituierte „Tante“ und den Ludewig „Onkel“ und nahmen an gelegentlichen kleinen „Feſtlichkeiten“ teil. So wie hier geſtaltet ſich das Zuſammenleben in tauſend anderen Fällen.

Gefährlicher für die Kinder iſt noch der Einfluß familienfremder Elemente, die als Schlafburſchen oder -mädchen in den häuslichen Kreis aufgenommen werden.

1880 gab es in Berlin 59087 Schlafgänger, die ſich auf 32298 Haushaltungen verteilten (15,3%). Eine Haushaltung hatte 34, eine 11, eine 10, 1663 je einen Schlafgänger. 15065 Familien beſaßen nur einen heizbaren Raum, gleichwohl hatten 6953 von ihnen noch einen Schlafburſchen, 4132 je ein Schlafmädchen, 1790 je zwei männliche, 607 je einen männlichen und einen weiblichen, 721 je zwei weibliche, 357 je drei männliche Schlafgänger. In einem Falle kampierten bei einem mit Kindern reich geſegneten Ehepaar in einem Raume ſieben Schlafburſchen und ein Schlafmädchen. In einem andern Falle hatte eine Frau in ihrem Wohnraume zehn Schlafburſchen. 1885 war die Zahl der Schlafgänger in Berlin auf 84687, 1890 auf 95365 angewachſen. 1895 kamen auf 1000 männliche Perſonen 77,2, auf ebenſoviel weibliche 26 Schlafgänger. Davon waren 39,2% in Wohnungen aufgenommen, die nur aus einem heizbaren Raume beſtanden; 50% in Wohnungen mit zwei, 7,7% mit drei und 2,5% mit vier Zimmern. Im ganzen Reiche zählte man 1895 mehr als 5,8 Millionen in anderen Familien lebende Fremde. Sie verteilten ſich in Leipzig auf 30%, in Berlin auf 23%, in München auf 31%, in Breslau auf 20,7% der Wohnungen. In Leipzig waren 27137 Kinder dem Einfluß des Schlafgängerunweſens ausgeſetzt; 5000 Familien hatten Schlafburſchen in Wohnungen mit nur einem heizbaren Zimmer. Höchſtens ein heizbares Zimmer und ſechs oder mehr Bewohner gab es nach der Volkszählung von 1900 in Berlin 7060, Hannover 3238, Magdeburg 4501, Charlottenburg 1723, Königsberg i. Pr. 5302, Altona 2001, Halle a. S. 3390, Barmen 4399,

Posen 2961. In Chemnitz waren in ca. 5000 Fällen bis zu 13 Personen gezwungen, in je einem Zimmer zu schlafen. In München beherbergten 1907 über 29 000 Wohnungen Aftermieter, dabei herrschte bei einem Drittel dieser Wohnungen Bettmangel.

Das sind ungesunde Zustände, die große sittliche Gefahren in sich bergen. Treffend weist Schmoller darauf hin, daß die Gesellschaft der unteren Schichten des großstädtischen Fabrikproletariats durch die Wohnungsverhältnisse mit zwingender Notwendigkeit zum Zurücksinken auf ein Niveau der Barbarei und Bestialität, der Roheit und des Rowdytums nötigt, das unsere Vorfahren schon Jahrhunderte hinter sich hatten.

In seiner „Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters" schildert Bromme einen Vorfall, der drastisch die Gefahren aufdeckt, denen die Sittlichkeit des proletarischen Kindes durch das Schlafgängertum ausgesetzt ist. Bei seiner Mutter wohnten zwei Mädchen in Logis, die der lesbischen Liebe ergeben waren. „Eines Abends" — Bromme war noch ein Knabe — „lag ich auf dem Sofa und schlief, als ich plötzlich von meiner Mutter geweckt wurde. ‚Willi, ob du nicht mit der Frau schlafen willst, sie kann nicht gut allein schlafen?' Es war das am zweiten Tage, nachdem sie bei uns eingezogen war. Ich war erstaunt über diese unerhörte Zumutung, die sich so ganz harmlos anhörte. Später habe ich es mir genau überlegt. Wer weiß, was das Weib mit mir gemacht hätte! Denn eines Tages besuchte uns ihr früherer Mann, und da erkundigte sich die Mutter nach ihr. Der meinte nun, sie sei ein Weib wie jedes andere, aber mannstoll

und könnte einen kräftigen Mann in ein bis zwei Jahren zugrunde richten. Da ihr der Mann nicht genüge, so halte sie sich noch an Mädchen.“ Der Knabe Bromme war empört darüber, daß er mit einer Frau in einem Bette schlafen sollte. Später — als Vater — mußte er sich darein fügen, daß seine Tochter wegen Mangels an Betten jahrelang mit dem Großvater zusammenschlief. Er selbst hatte auch ein Kind mit im Bett, die Mutter gar zwei, selbst im Zustande hoher Schwangerschaft.

In Breslau hatten von 3206 Schlafräumen nur 25 mehr Betten als Personen, 783 gleich viel Betten und Personen, und 2398, also fast drei Viertel aller Schlafräume, weniger Betten als Personen. In den übervölkerten Wohnungen hatten von 10000 Personen nur 171 den Genuß eines eigenen Bettes.

In Hannover hatten 1904 von den 2152 Bewohnern eines 97 Häuser mit 550 Wohnungen umfassenden Blocks nur 45,1 % ein eigenes Bett. Dabei waren die Bewohner keineswegs die Allerärmsten. Wenn man Sofa, Kinderwagen usw. mit als „Bett“ gelten ließ, war jedes Bett durchschnittlich mit 1,6 Personen belegt. Es teilten je ein Bett: ein Schlafbursche und ein Knabe; eine Mutter und ihr erwachsener Sohn; ein erwachsenes Mädchen und eine Schlafgängerin, ein erwachsener Sohn und zwei unerwachsene Töchter; eine erwachsene Tochter, deren Kind und eine Schlafgängerin; eine Frau und ein ihr fremdes Kind. In 18 Fällen konnten die Schlafräume nur aufgesucht werden, indem man den Schlafraum anderer Personen passierte.

In Berlin untersuchte Dr. Bernhard die Schlaf-

verhältniſſe von Schulkindern und ſtellte feſt, daß nur 40% in einem Bett allein ſchliefen, 6% ſogar mit mehr als einer Perſon zuſammen. In der 8. Klaſſe der 84. Gemeindeſchule ſchliefen von 55 Kindern 16 mit zwei, 1 mit drei Perſonen in demſelben Bett. Ebenſo in der 8. Gemeindeſchule 1 Kind mit drei Geſchwiſtern. Dr. Philippſohn berichtet über 200 Kinder, von denen 40% allein, 60% mit 1—4 Perſonen ſchliefen, und zwar 5 Knaben von 6—13 Jahren mit der Mutter, 2 Mädchen von 6—13 Jahren mit dem Vater, 11 Knaben mit der Schweſter und umgekehrt, 17 Mädchen mit den Müttern, 8 Knaben mit den Vätern, 29 Mädchen mit Schweſtern, 35 Knaben mit Brüdern, 2 Kinder mit Großmüttern und 1 Kind mit drei Brüdern und einer Schweſter. Der Kontrolleur einer Krankenkaſſe fand einen 16jährigen an Influenza und Halsentzündung erkrankten Jungen in einer kleinen Stube, wo zwei Betten von vier Perſonen benutzt wurden. Er ſelbſt teilte ſein Bett mit einem Scharlachkranken.

In Fürth ermittelte ein Lehrer einen Fall, wo ein Knabe das Nachtlager mit einem Bruder und zwei Schweſtern teilen mußte. Die Schlafſtube gewährte nur Raum für zwei Betten, die achtköpfige Familie mußte in zwei Betten, auf dem Sofa und dem Fußboden kampieren.

Das iſt das Fürchterliche, daß ſelbſt im eigenen Haushalt der Proletarier ſein Kind nicht vor ſittlichem Verderb zu bewahren vermag. Ob er gleich beide Hände über das Wohl des Kindes gebreitet hält, — der Wohnungsjammer und die Not, die ihn Aftermieter ins Haus zu nehmen zwingt, vereiteln ſein redlichſtes und aufrichtigſtes

Beſtreben. Und was nützen alle guten Ermahnungen, alle Moralpredigten und ſchönen Vorſätze, wo die Enge des Raumes und der Mangel an Betten zu intimſten körperlichen Berührungen geradezu zwingt! Da muß das Schamgefühl frühzeitig abgeſtumpft, der Widerſtand gegen das Unſittliche geſchwächt und der Boden für moraliſche Korruption vorbereitet werden.

Zu welch unheilvollen Konſequenzen hat ſchon das Zuſammenſchlafen von Kindern beiderlei Geſchlechts mit Erwachſenen in einem Raum, in einem Bett geführt! Daß ſich zwölf und vierzehnjährige Kinder vor Gericht wegen Blutſchande verantworten müſſen, paſſiert gar nicht ſo ſelten, und doch iſt dies eine furchtbare Anklage gegen die Geſellſchaft, die hier ihre Pflicht verſäumte. Die Familie, ehedem die Pflanzſtätte edlen Weſens, iſt zum Herde ſchlimmſter Demoraliſation geworden. Die Geburt der Kinder vollzieht ſich vor den Augen der Größeren. Die diskreten Pflichten der Mutterſchaft werden von neugierigen Blicken begleitet. Oft genug ſind Kinder ſogar Zeugen ſexueller Vorgänge, ganz zu ſchweigen von den ſchmutzigen Redensarten, die ihr Ohr aus dem Munde ungebildeter und frivoler Schlafburſchen auffängt. In einem Falle, den der Landesrat Schmidt in ſeinem Referat über Wohnungsnot und Fürſorgeerziehung auf der 5. Generalverſammlung des rheiniſchen Vereins zur Förderung des Arbeiterwohnungsbaues erwähnte, ſchliefen drei Kinder mit ihren Eltern in einem Bett; die dem Trunke ergebenen Eltern führten in Gegenwart der Kinder geſchlechtlichen Verkehr. In einem anderen Falle teilten drei Kinder zwiſchen 10 und 16 Jahren mit ihrem Vater

eine Stube und ein Bett. Der Vater machte ſich an dem älteſten der Kinder der Blutſchande ſchuldig. In einem dritten Falle gab ſich die Mutter in dem einen zur Verfügung ſtehenden Raume mit fremden Männern in einer Weiſe ab, die jeder Beſchreibung ſpottet. In einem vierten Falle hauſten miteinander Eltern, zwei Töchter unter 14 Jahren, zwei Söhne im Alter von 18 und 21 Jahren, eine Tochter mit drei unehelichen Kindern in einem Raume von $36^1/_2$ qm und zuſammen zwei Betten. „Die Kinder, die ihren Eltern entzogen und der Fürſorgeerziehung überwieſen wurden, lebten vielfach unter geradezu menſchenunwürdigen Wohnungsverhältniſſen, wie ſie grauenerregender nicht gedacht werden können.“ Kein Wunder, daß dann die Zeitungen aller Augenblicke von entmenſchten Vätern berichten, die ſich an ihren Kindern fleiſchlich vergingen, von Großvätern, die in ſeniler Lüſternheit an ihren Enkeln zu Sündern wurden, von Brüdern, die ihre Schweſtern ſchändeten und ſchließlich ſchwanger machten, von Einmietern und Familienfremden, die an den unreifen Kindern ihrer Logisleute ihre perverſen Lüſte befriedigten. Der italieniſche Staatsanwalt Ferriani, ein großer Kinderpſychologe, konnte bei Feſtſtellung der Vorgeſchichte minderjähriger Proſtituierter, wie Adele Schreiber berichtet, in der überwiegenden Anzahl der Fälle Schändung und Defloration in frühen Jahren konſtatieren. Unter 460 Minderjährigen waren 14 zwiſchen 8 und 10, 22 zwiſchen 10 und 12, 30 zwiſchen 12 und 14, 60 zwiſchen 14 und 16 Jahren entehrt worden. Die Einführung in die Schule der Unzucht hatte bei den meiſten noch viel früher begonnen. Die engliſche

Kinderschutzgesellschaft sah sich genötigt, in zehn Jahren für etwa 12000 Kinder einzutreten, die teils von den eigenen Verwandten, teils von Schlafgängern mißbraucht worden waren. Wie erschreckend groß mag nun erst die Zahl der an Kindern verübten Verbrechen sein, die nie ans Tagelicht gelangen, aber schließlich doch in ihren Konsequenzen — in der Form der Prostitution — in die Erscheinung treten, ohne daß sich ihre Ursachen erkennen und nachweisen ließen.

Ganz besonders empörend ist die Tatsache, daß unter den Verführern und Schändern von Kindern die Jugenderzieher und Geistlichen mit in erster Reihe stehen. Fast kein Tag vergeht, an dem nicht in den Blättern zu lesen wäre, daß Lehrer wegen Sittlichkeitsvergehens an den ihnen anvertrauten Kindern zu vielfach recht erheblichen Strafen verurteilt worden sind. Oft haben diese Wüstlinge jahre- und jahrzehntelang ihr schändliches Wesen getrieben, haben ganze Generationen moralisch ruiniert, ganze Städte und Dörfer verseucht. Der Fall Bock in Berlin stellt in dieser Beziehung geradezu ein Kulturdokument dar. Knaben wie Mädchen werden geschlechtlich mißbraucht; Waisenkinder, Taubstumme, Blinde, Schwachsinnige bleiben von der Brunst dieser Unmenschen nicht verschont. Und immer ist die Gefahr für das Kind um so größer, je tiefer der Vater in seiner sozialen Stellung rangiert. Wehe dem Armen, wenn er ohne die zuverlässigsten und erdrückendsten Beweise gegen die Majestät eines Schulmonarchen seine anklagende Stimme erheben wollte!

In diesem Zusammenhange mag auch darauf hin-

gewiesen sein, daß körperliche Züchtigungen, wie sie in Schule und Haus leider noch immer an der Tagesordnung sind, zu den Faktoren zählen, die der Prostitution Jugendlicher sehr häufig erfolgreich vorarbeiten. Wer ein Kind prügelt, verletzt dessen Ehrgefühl, stumpft es ab und macht es gleichgültig gegen Berührungen seines Körpers. Fortgesetzte, täglich sich wiederholende Prügelei kann bei Mädchen wie eine Erziehung zu sittlicher Schwäche, zur Ehrlosigkeit und zu sexueller Entartung wirken, ganz abgesehen davon, daß Züchtigungen bei manchen Naturen — Lehrern wie Schülern — eine starke geschlechtliche Erregung hervorzurufen vermögen. Die Fälle sind nicht so selten, wo der Lehrer beim Prügeln wie der Schüler beim Geprügeltwerden eine perverse Lust empfinden, die zu einer Verirrung im Geschlechtsleben führt oder aber davon zeugt, daß eine solche Perversität bereits bestand.

Ungleich größer ist indes der Prozentsatz der Kinder, die durch die Verführungskünste gewissenloser Lüstlinge der Prostitutionsarmee fortgesetzt als Rekruten zugeführt werden. Man erinnere sich der Skandalaffäre Sternberg, der Schmutzprozesse, die Vorgänge im Rheinland, in Bremen und Leipzig, auf Helgoland usw. betrafen. Die goldene Jugend der Bourgeoisie, Offiziere, Kommerzienräte, Staatsstützen und Tugendwächter aller Grade und Würden waren daran beteiligt. Von diesen schändlichen Vorgängen und ihren Schauplätzen aus ziehen sich oft schnurgerade Fäden zu dem Treiben des internationalen Mädchenhandels, der dafür sorgt, daß immer „frische Ware“ auf dem Fleischmarkte vorhanden ist. Wie sollten sonst die zahlungsfähigen Nabobs ihre perversen Fein-

ſchmeckergelüſte befriedigen? Die Enthüllungen der „Pall Mall Gazette“ vom Jahre 1885, die bis in die allerhöchſten Kreiſe der engliſchen Ariſtokratie grelle Blitzlichtreflexe warfen, ſind wohl noch in allgemeiner Erinnerung. Durch den Mädchenhandel werden alljährlich Hunderte von Mädchen in zartem Alter verlockt und verſchleppt, betäubt und betrunken gemacht, ſchließlich in Bordelle gebracht und durch Anwendung roheſter Gewalt zur Proſtitution gezwungen oder einzelnen Kunden zugeführt. „Junge, friſche Ware“ wird immer gut bezahlt; ein Händler erzählte in der engliſchen Gerichtsverhandlung, daß er einen Kunden habe, der alle 14 Tage drei unberührte Mädchen jugendlichſten Alters zum feſten Preis von 140 Mark beziehe. Daß oft verderbte Mütter die Lehrmeiſterinnen der Töchter werden, iſt bekannt. Bei den Fürſorgezöglingen Preußen 1901 wurde feſtgeſtellt, daß bei 52,3% die Mutter Unzucht trieb, bei 45,1% der Vater, die Mutter oder beide beſtraft waren.

In Stuttgart war vor Jahren die auch ſchriftſtelleriſche hervorgetretene Schweſter Henriette Arendt als Polizei-Aſſiſtentin tätig. Sie hatte es ſich zur Hauptaufgabe gemacht, dem ſchamloſen Kinderhandel zu unſittlichen Zwecken, wie er ſich in verdächtigen Adoptivgeſuchen und Angeboten in der Preſſe zeigt, energiſch zu Leibe zu gehen. Ihre Bemühungen hatten auch über Erwarten Erfolg. Da bemerkte Schweſter Arendt zu ihrer Überraſchung, daß ſie bei ihrer vorgeſetzten Behörde keineswegs die Unterſtützung fand, die ſie erwartet hatte, und deren ſie zu erfolgreicher Fortſetzung ihrer Tätigkeit bedurfte. Ja man legte ihr direkt Schwierigkeiten in den Weg und

ſuchte ihren Eifer zu lähmen. Schließlich erging an das Stadtpolizeiamt folgende vom Stadtrat Dr. Rettich unterzeichnete Weiſung:

Es wäre dringend erwünſcht, daß die Arendt mit laufenden Geſchäften ſo bedacht würde, daß ſie keine Zeit dazu findet, „lange Zeit hindurch den Annoncen in den Tageszeitungen nachzugehen“. Dafür hat ſie der Gemeinderat nicht angeſtellt, ganz abgeſehen davon, daß dieſe Adoptionsgeſchichten eine altbekannte Miſere ſind. Das Mißliche bei der Senſationsſchriftſtellerei der Arendt iſt das, daß ſie regelmäßig dabei mit ihrer amtlichen Eigenſchaft als „Polizeiaſſiſtentin in Stuttgart“ krebſen geht und ſo die Stadt Stuttgart in den Verruf bringt, als ob alles, was ſie findet, ſpezifiſch ſtuttgarteriſch iſt. — Mir perſönlich vollſtändig gleichgültig, aber in weiten Kreiſen mißfällig bemerkt iſt auch das, daß ſie, wie keine andere irgendwo und irgendwie bekannte Perſon fortgeſetzt Material zur Schlechtmachung der beſtehenden Geſellſchaft liefert. Jeder andere Polizeibeamte uſw. könnte das ebenſogut, alle anderen ſind aber zu taktvoll dazu und — zu gut dienſtlich gezogen.

Dieſer Brief ſpricht Bände, darf man mit dem „Vorwärts“ ausrufen. Der Kinderhandel, „eine altbekannte Miſere“, — aber wehe der Beamtin, die ſich dieſer Miſere annimmt. Was geht ſie der Bordellſkandal an! Weiß ſie nicht, daß hohe Herrſchaften die Orgien der Bordelle ſchätzen. Ja, wenn Bordelle für das gewöhnliche Volk wären! Und dieſe Perſon unterſteht ſich, Material zur Schlechtmachung der beſtehenden Geſellſchaft

zu liefern! Sie zerrt das Elend, das Verbrechen aus den dunklen Höhlen ans helle Sonnenlicht, sie zeigt aller Welt, wie es in den Tiefen der menschlichen Gesellschaft aussieht! Jeder andere Polizeibeamte könnte das „ebensogut", denn es ist nur zu wahr, was sie spricht und schreibt. Aber es darf nicht wahr sein, das Volk darf nicht erfahren, wie tief und verheerend die Fäulnis in seinem Marke wühlt ...

Auch die preußische Fürsorgestatistik hat den Schleier etwas gelüftet. 1909 wurde festgestellt, daß von den in Fürsorgeerziehung gebrachten schulpflichtigen Mädchen 132 (9,6 %) der Unzucht ergeben waren, gegen 94 im Jahre 1908. 5 hatten schon geboren oder befanden sich im Zustande der Schwangerschaft. 126 der Mädchen hatten Schwestern, die Prostituierte waren. Auf die schulentlassenen weiblichen Zöglinge kamen 1016 der Unzucht Ergebene (66,5 %), darunter 106, die bereits geboren hatten oder schwanger waren, 101 mit Syphilis. Wegen Gewerbsunzucht hatten bereits 62 Vorstrafen erlitten. In Berlin befanden sich 1902 unter 190 der Fürsorgeerziehung überwiesenen Mädchen 131, die der Prostitution ergeben waren (68,5 %).

Auf eine Umfrage Gerlings bekannten von 5183 befragten Dirnen 1255, daß sie schon als elternlose halbe Kinder dem Laster in die Arme getrieben worden seien. 1441 gaben Hunger, Arbeitslosigkeit und Elend, 280 Verführung durch Liebhaber als Ursache an.

Alle Berichte von Fürsorgeheimen, Rettungsanstalten, Asylen usw. berichten von weiblichen Zöglingen, die, in zerrütteten Familien, an der Seite sich prostituierender Mütter, im Kreise lasterhafter und sittlich ent-

arteter Angehöriger aufgewachsen, in früheſter Zeit ſchon moraliſch zugrunde gerichtet worden ſind. Da ſind unglückliche Geſchöpfe, die von den eignen Eltern in zarter Jugend ſchon in die Schande geſtoßen, für elendes Geld verkauft, zum Feilbieten ihres unreifen Körpers angehalten und angelernt wurden, ſo daß ſie mit 10, 12 und 14 Jahren bereits regelrecht die Proſtitution betrieben. Da ſind andere, die mit 12 Jahren ſchon geſchlechtlichen Verkehr mit den eigenen Brüdern hatten und ſich zu derſelben Zeit auch anderen für Geld hingaben, die mit 14 Jahren laut gerichtlicher Feſtſtellung als beſcholten galten und ſich als Dirnen auf Hafenſchiffen herumtrieben. Da ſind junge Mütter von 12, 13 und 14 Jahren, die noch ſelbſt unreife Kinder ſind, und Mädchen in noch geringerem Alter, die ſich auf der Straße den Männern anbieten. In Leipzig wurde ein Drogiſt wegen Sittlichkeitsverbrechens verhaftet, auf deſſen Treiben man dadurch aufmerkſam geworden war, daß ſich vor ſeinem Laden oft mehr als 10, 12 und 14 Schulmädchen ſtritten und prügelten, weil jede zuerſt an die Reihe der von ihm geſchlechtlich Mißbrauchten kommen wollte. In Hamburg wurde ein Bäckerlehrling von 17 Jahren feſtgeſtellt, der drei uneheliche Kinder hatte. In Berlin gibt es nahezu an 1000 Jünglinge im Alter von 14—20 Jahren, die ſich mit Homoſexuellen proſtituieren, in München und anderen Großſtädten geht die Zahl in die Hunderte.

Wenn man die Aufzeichnungen aus Magdalenenanſtalten und anderen Fürſorge- und Beſſerungsinſtituten überfliegt, die Kampffmeyer in ſeiner Schrift über die Proſtitution veröffentlicht, tut ſich eine ſchier überwälti-

gende Fülle ſozialen Elends auf: Vater tot, Mutter tot, Vater dem Trunke ergeben, Mutter übel beleumundet, uneheliches Kind, Vater im Gefängnis, Mutter übt einen ſchlechten Einfluß aus uſw. Von den Eltern der Fürſorgezöglinge Preußens ſtanden 1901 etwa 38% und 1902 ziemlich 32% unter der Gewalt laſterhafter Gewohnheiten und Neigungen.

Obenan rangiert die Trunkſucht mit 89,8%. Die Domäne der Schnapspeſt ſind die öſtlichen Provinzen, die Hauptſitze des Junkertums. Es iſt ſtatiſtiſch nachgewieſen, daß in keinem anderen Gebietsteile des Reiches der Alkohol ſo ſtark das Volksleben beeinflußt wie im Oſten, ſpeziell in Poſen. Der Magiſtrat der Stadt Poſen hat berechnet, daß allein die Stadt bei vorſichtigſten Annahmen jährlich mit mindeſtens 260000 Mark an Ausgaben für durch Alkoholmißbrauch erzeugte Krankheiten und Gebrechen belaſtet iſt. Auch der Zuſammenhang zwiſchen dem Geiſt und Körper degenerierenden Fuſelgenuß und der Proſtitution iſt hier unſchwer zu erkennen. Nirgends im preußiſchen Staate ſind die Animierkneipen ſo verbreitet, nirgends zeigt ſich die Proſtitution ſo offen und ſchamlos wie in Poſen und Weſtpreußen. Selbſt kleinere Städte können ſich der großſtädtiſchen Freudenhäuſer rühmen, obwohl Armut und Elend in dieſem Landſtrich überall zu Hauſe ſind. Ein ſehr beträchtlicher Teil der Proſtituierten in den deutſchen Großſtädten ſtammt, wenn nicht aus den frommen Städten des Rheinlands (Köln, Aachen, M.-Gladbach), ſo aus den genannten Provinzen.

Nächſt dem Alkoholismus kommt in den ländlichen,

beſonders den oſtelbiſchen Gebieten eine gewiſſe ſoziale Tradition der Proſtitution zu Hilfe. Die abſolute Knechtung des Landvolkes unter die Launen und Lüſte der Herrenklaſſe hat ſeit Jahrhunderten die Frauen und Töchter der Bürger und Kleinbauern zu gefügigen Luſtobjekten der „gnädigen Herren“ herabgewürdigt. Die ſozial-ethiſche Sphäre, die das jus primae noctis zeitigte, übt noch immer einen unheilvollen Einfluß auf die Beziehungen der Geſchlechter aus. Nirgends, ſchreibt Heſſen in ſeinem Buche über die Proſtitution in Deutſchland, iſt die prinzipielle Käuflichkeit des Frauenleibes der Proſtitution ſo weit entgegengekommen, wie in den öſtlichen Provinzen Preußens, und nirgends haben ſich die verwöhnten Triebe der ſogenannten Oberklaſſe derart gewiſſenlos und brutal zur Erniedrigung ihrer Opfer ausleben dürfen. Die Roheit des Tones bei einem großen Teil dieſer armen Mädchen iſt nichts als das Echo der Roheit, mit der ihnen von ſeiten ihrer Käufer gewohnheitsmäßig begegnet worden iſt. Hierzu kommen die ſkandalöſen Wohnungsverhältniſſe, unter denen das Landproletariat im Oſten vegetiert. In elenden Baracken werden Schnitter, Sachſengänger, Rübenleute uſw. untergebracht, Knechte ſchlafen im Stalle zwiſchen dem Vieh, Männer und Weiber, junge Burſchen und kaum der Schule entwachſene Mädchen, ſogar Schulkinder liegen in einem Raume neben- oder übereinander, ſind Ohrenzeugen gröblichſter Schmutzereien und oft genug Augenzeugen ſexueller Vorgänge. Sie atmen die ſcheußliche Stickluft dieſer Unmoral nicht ohne die ſchließliche Folge einer meiſt unheilbaren ſeeliſchen Vergiftung.

Um den ungünstigen Verhältnissen im Elternhause, wo Not und Armut ständig zu Gaste wohnen und eine anregende Geisteskost nie über die Schwelle kommt, zu entfliehen, tritt das Arbeiterkind meist früh schon selbständig in den Kampf ums tägliche Brot. Das Mädchen sucht sich eine Dienstbotenstelle oder geht in die Fabrik, wo auch der Knabe Beschäftigung findet. Hier wie dort lauern ernste sittliche Gefahren.

Die Dienstmädchen stellen, nach dem Ausweis aller Statistiken, das stärkste Kontingent der eigentlichen Prostitution. Weinhausen beziffert ihren Anteil 1900/01 auf 60%. Meist vom Lande oder aus Kleinstädten kommend, sind sie gutartig, vertrauensselig, unerfahren und werden so leicht eine Beute der Verführung. Dann aber verleitet die eintretende Reaktion gegen den ungewohnten Freiheitsverlust sie selbst zu gelegentlichen Torheiten. Es wird ihnen im Hause nicht gestattet, offen mit ihresgleichen zu verkehren, sie haben weder Zeit, noch einen anständigen Raum dafür. Harmlose Jugendfreuden, zwangloſen geselligen Umgang, Ausflüge an arbeitsfreien Tagen gibt es nicht. Da bleiben nur die paar späten Abendstunden zu einem Plauderstündchen im dunklen Torweg, zu einer Promenade in den Anlagen. Beherztere empfangen Besuche in der engen Kammer, wo es ohne körperliche Berührungen gar nicht abgeht, oder machen sich bei Nacht und Nebel davon, um auf Ballsälen ein paar Stunden toller Lust zu genießen. Man lese in Georg Hermanns „Kubinke“ nach, wie sich im Leben des Dienstmädchens ganz von selbst die Dinge entwickeln, die ihm schließlich den typischen-sexuellen Einschlag geben. Wie oft wird

auch das Dienſtmädchen ein Opfer der Begierden ihrer Dienſtherren oder der früh verdorbenen Söhne ihrer Herrſchaft. Lily Braun erzählt, daß ihr eine Frau begegnete, die das Verhältnis ihres Sohnes mit dem Stubenmädchen mit der Begründung duldete: Dabei bleibt er wenigſtens geſund! Am gefährdetſten iſt die Sittlichkeit der Mädchen in den Hotels und Penſionen der Badeorte, wo die Reiſenden und Kurgäſte zu den perſönlichen Dienſtleiſtungen, die ſie ſich durch ein Trinkgeld ſichern, die Befriedigung ihrer ſinnlichen Wünſche oft als etwas Selbſtverſtändliches betrachten. Die meiſten Dienſtmädchen kehren aus der Saiſon oder aus den Städten mit einem Kinde aufs Land zurück. Auch die mit der geringen ſozialpolitiſchen Einſicht der Hausfrauen, der ſchlechten Behandlung und allgemeinen Rechtloſigkeit der Mädchen zuſammenhängende häufige Stellungsloſigkeit iſt oft eine Vorſchule der Proſtitution. Schon 1847 beklagte Groß-Hoffinger die Rückſichtsloſigkeit des „Auf die Straße Setzens“ und wies auf die großen moraliſchen Gefahren hin, die dem Kinde der Armen in ſeiner Hilfloſigkeit daraus entſtehen können. Es iſt ſeitdem nicht beſſer geworden.

Eine berliner Statiſtik von 1874 konſtatierte, daß von je 100 Proſtituierten 36 ehemalige Dienſtmädchen waren. 1898 fand Behrend in Berlin 51,3 %. Auch Blaſchko ermittelte eine Zunahme der Dienſtboten unter den Proſtituierten. Eine amerikaniſche Berechnung zählt 47 %. Von den 3000 Dienſtmädchen, die es 1854 in Leipzig gab, behauptete eine damals erſchienene Schrift, daß der dritte Teil der geheimen Proſtitution huldige.

Heſſen hält dieſe Angabe für glaubhaft nach dem, was er ſelbſt über die Zugänglichkeit der leipziger Mädel von Studenten uſw. gehört hat. Der Anteil der Dienſtmädchen an der Geſamtzahl der unehelichen Mütter ſcheint dies vollauf zu beſtätigen.

Bei der jugendlichen Fabrikarbeiterin ſind es andere Momente, die ſie der Proſtitution in die Arme führen. Zunächſt der meiſt erſchreckend niedrige Lohn, der oft nicht ausreicht, auch nur die allernötigſten Mittel zum Leben zu beſchaffen. Was ſoll ein Mädchen mit 3, 4, 6 oder auch 8 Mark die Woche beginnen? Da bleibt nur die Preisgabe des Körpers übrig — ein Ausweg, auf den es nicht ſelten von gemütsrohen und frivolen Chefs verwieſen wird. Sodann fehlt der Fabrikproletarierin faſt immer das Heim, das eigene Zimmer. Sie iſt Schlafmädchen und hat außer der Nacht nicht einmal Anſpruch auf das Bett; in ihm ruht ſich tagsüber vielleicht ein Nachtſchichter aus, oder der Raum, in dem es ſteht, iſt Werkſtätte, Küche, Kinderſtube oder dgl. So iſt ſie nach des Tages Laſt und Mühe gezwungen, ſich noch ein paar Stunden herumzutreiben. Findet ſie einen Liebhaber, ſo bringt ſie ihn gelegentlich mit nach Hauſe, um dort mit ihm zu verkehren, ungeniert vor den Augen der Mitbewohner und kleinen Kinder. Der Zwang, täglich die intimſten Dinge vor aller Augen zu verrichten, hat ſie aller Scham entkleidet. In der Fabrik wechſelt ſie im Beiſein der Männer und junger Burſchen ihre Kleider und legt das Korſett ab. „Es war mir das Peinlichſte," erzählt Bromme, der als 14jähriger Junge in die Steinnußknopffabriken Schmöllns kam, „daß ſich die Mädchen ganz ohne Scheu

vor mir jungem Burſchen und dem etwa 30 Jahre alten, noch ledigen Spritzer auszogen, das Korſett ablegten und in die Arbeitskleidung ſchlüpften. Darunter war auch ein ſchwangeres Mädchen, das ſich ebenſo umkleidete. Das Schlimmſte aber war die Unterhaltung ... Ich bekam da Dinge zu hören, die ich nie in meinem Leben gehört hatte." In manchen Induſtrien, z. B. in der Textilbranche, führt die Arbeit zu unvermeidlichen körperlichen Berührungen zwiſchen männlichen und meiſt jüngeren weiblichen Perſonen. Was da an Unſittlichkeiten vorkommt, iſt nicht mit Worten zu ſagen. Wie oft fällt die Arbeiterin auch, namentlich wenn ſie jung und hübſch iſt, ihrem Chef, dem Werkmeiſter oder Buchhalter zum Opfer. Sie findet keine Arbeit oder hat die Entlaſſung zu befürchten, wenn ſie nicht mit ihrer Arbeitskraft auch ihre Ehre verkauft. So wird ſie zur Dirne; vielleicht auch, weil ihre eigene Sehnſucht nach Glück und Genuß ihr keinen anderen Weg zeigt, und weil ſie doch auch ein kleines Zipfelchen vom Himmelreich der Liebe für ihr armes, freudloſes Leben erfaſſen und erraffen will.

Verführung, Verhältnis, Stellungsloſigkeit, Mutterſchaft, Sittenkontrolle, Bordell — das ſind die Etappen, auf denen ſich dann das fernere Elendsſchickſal vollendet.

Iſt die Proſtitution ohnehin eine häßliche und bösartige Krankheitserſcheinung am Volkskörper, ſo löſt ſie, wenn Kinder und Jugendliche ihrer verderblichen Infektion verfallen, und wenn die ſoziale Not für dieſe Verheerung immer und immer wieder neue Vorausſetzungen liefert, Empfindungen und Gefühle aus, die zu den unerträglichſten und quälendſten gehören.

Den loyalen Staatsbürger freilich ſtört dies nicht. Er ſingt täglich ſeinen Pſalm auf die Herrlichkeit der gottgewollten Ordnung, faltet die Hände über dem Bauche und hört zu Weihnachten mit phariſäiſchem Augenaufſchlage zu, wie der Pfaffe ſalbungsvoll erklärt, die Chriſtenheit bete das Kindlein in der Krippe an, alle Jahre, alle Tage ...

Kommt ihm aber ein von der Geſellſchaft verſtoßenes, geſchändetes und in den Schmutz getretenes Kind unter die Augen, Erbarmung heiſchend, damit es den Weg wieder zurückfinde zu ſeinem verlorenen Jugendlande und nicht untergehen müſſe im Kot der Schande, — da fährt er empor, ſpuckt aus, ſchlägt ein Kreuz und ruft nach dem Gendarmen. Fort mit dem Balg! Sperrt die Hure ein! Steckt ſie in eine Beſſerungsanſtalt!

Dann wendet er ſich zufrieden an ſeinen Gott. „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie dieſe da ...“

In Fürſorgemißhandlung

Fürſorgeerziehung — ein Wort voll tröſtlicher Milde und Aufrichtung. Man fühlt einen warmen Hauch von Nächſtenliebe und Barmherzigkeit. Denkt an Peſtalozzi, als er auf dem Neuhof die verkommenen und verwahrloſten Bettelkinder um ſich ſcharte, und erinnert ſich ſeiner überquellenden Liebe und Güte, als er, ein barmherziger Samariter, unter den Waiſenkindern in Stanz wirkte. „Alles, was ihnen an Leib und Seele Gutes geſchah, ging aus meiner Hand. Jede Hilfe, jede Handbietung in der Not, jede Lehre, die ſie von mir

erhielten, ging unmittelbar von mir aus. Meine Hand lag in ihrer Hand, mein Auge ruhte in ihrem Auge. Meine Tränen floſſen mit den ihrigen, und mein Lächeln begleitete das ihrige. Sie waren außer der Welt, ſie waren außer Stanz, ſie waren bei mir, und ich war bei ihnen. Ihre Suppe war die meinige, ihr Trank war der meinige. Ich hatte nichts, ich hatte keine Haushaltung, keine Freunde, keine Dienſtboten um mich, ich hatte nur ſie. Waren ſie geſund, ich ſtand in ihrer Mitte, waren ſie krank, ich ſtand an ihrer Seite. Ich ſchlief in ihrer Mitte. Ich war am Abend der Letzte, der ins Bett ging, und am Morgen der Erſte, der aufſtand. Ich betete und lehrte noch im Bett mit ihnen, bis ſie einſchliefen. Sie wollten es ſo. Alle Augenblicke mit Gefahren einer doppelten Anſteckung umgeben, beſorgte ich die beinahe unbeſiegbare Unreinlichkeit ihrer Kleider und ihrer Perſonen ...“ Welche Fülle von Liebe und Hingabe, Aufopferung und Selbſtverleugnung ſpricht aus dieſen Worten! Glücklich die Jugend der Armen, wenn ihr am Rande der Verwahrloſung und des Verderbens in unſerer Fürſorgeerziehung ein ſolcher Peſtalozzi erſtünde! ...

Laßt alle Hoffnung hinter Euch! Da atmet kein Hauch hilfreich-tröſtender Liebe, da taut kein Segen milder Vergebung und Verſöhnung auf Fehlende und Irrende hernieder, da weckt kein froher Pulsſchlag erneute Kraft zur Hoffnung und zum Vertrauen in den endlichen Sieg des ernſtlichen Wollens. Dieſe „Fürſorge“ hat mit Peſtalozzis Geiſt und Güte nichts gemein. In der Uniform des Aufſehers und Büttels ſchreitet ſie ein-

her; mit Flüchen und rohen Worten treibt ſie auf Feldern und in düſtern Werkſtätten zur Arbeit an; auf kahlen Höfen mit Glasſcherben auf den Mauern oder in öden Gelaſſen mit Gitterfenſtern bis zum vierten Stock waltet ſie hart und lieblos ihres Amtes ... Dunkle Karzer ... Gummiſchläuche ... die neunſchwänzige Katze und der Prügelſtock ... Waſſer und Brot und dazu das Bibelbuch. Dieſes ekle Gemiſch von plärrender Gottſeligkeit und kieſelharter Herzensroheit, ſelbſtgerechter Frömmelei und perverſer Brutalität, Knute und Halleluja — dieſe widerliche Frucht eines Syſtems, das eine einzige große Verſündigung am Recht des Kindes verkörpert, iſt es, was ſich — von wenigen rühmlichen Ausnahmen abgeſehen — heute bei uns Fürſorgeerziehung nennt.

Bis zur Einführung des Bürgerlichen Geſetzbuches mußte das Kind erſt zum Verbrecher geworden und verurteilt ſein, ehe die Einleitung der Zwangserziehung möglich war, und dann ſcheiterte ſie meiſt an der nur unklar geregelten Koſtenfrage. Das Bürgerliche Geſetzbuch ging nun einen Schritt weiter und räumte dem Vormundſchaftsgericht das Recht auf Einleitung der Zwangserziehung ein, wenn die Eltern oder der Vormund das geiſtige oder leibliche Wohl des Kindes dadurch gefährden, daß ſie das Recht der Sorge für die Perſon des Kindes mißbrauchen, das Kind vernachläſſigen oder ſich eines ehrloſen und unſittlichen Verhaltens ſchuldig machen. Die Regelung der Zwangserziehung, die man — um einen Schleier über die eiternde Wunde zu decken — in Fürſorgeerziehung umgetauft hat, iſt den Landesgeſetzgebungen überlaſſen worden. Aus dieſem Mangel reſul-

tiert die bedauerliche Erſcheinung, daß in den verſchiedenen Bundesſtaaten die Durchführung des Fürſorgezwecks nach den verſchiedenſten Geſichtspunkten geregelt iſt.

In Preußen trat 1901 das Geſetz über die Fürſorgeerziehung Minderjähriger in Kraft. Nach ihm kann ein Minderjähriger, der das 18. Lebensjahr noch nicht vollendet hat, der Fürſorgeerziehung überwieſen werden, um ſein völliges ſittliches Verderben zu verhüten. Die Vorausſetzung einer ſtrafbaren Handlung iſt hierzu nicht erforderlich. Der Richter beſchließt von Amts wegen oder auf Antrag, der vom Landrat oder in Stadtkreiſen vom Gemeindevorſtand und dem Vertreter der Polizeibehörde zu ſtellen iſt. Vor der Beſchlußfaſſung ſollen die Eltern oder geſetzlichen Vertreter des Minderjährigen, der zuſtändige Geiſtliche und der Lehrer gehört werden. Iſt der Beſchluß auf Fürſorgeerziehung ergangen, erfolgt dieſe entweder unter öffentlicher Aufſicht und auf öffentliche Koſten in einer geeigneten Familie oder in einer „Erziehungs- oder Beſſerungsanſtalt“ und endet durch Beſchluß des zuſtändigen Kommunalverbandes, wenn der Erziehungszweck erreicht oder die Erreichung des Zweckes anderweit ſichergeſtellt iſt, ſonſt mit der Großjährigkeit.

Die Ausſicht, der Fürſorgeerziehung überwieſen zu werden, ſind für das proletariſche Kind ungleich größer als für das Kind bürgerlicher Kreiſe. Durch die Not der Eltern, die zur Erwerbsarbeit, zum Zuſammenwohnen mit unlauteren Elementen zwingt, zu laxen moraliſchen Auffaſſungen oder gar zu Unredlichkeiten führt, wird ſeine ſittliche Verfaſſung verderblich beeinflußt.

Das schlechte Beispiel der Straße, der Umgang mit schlechterzogenen Gespielen, die eigene Erwerbstätigkeit usw. lassen ihm vielerlei Versuchungen und Gefahren entstehen. Die Gerichtsbeschlüsse arbeiten fast durchweg nach Schema F. Der Wortlaut der Voraussetzungen, unter denen das Gesetz eine Fürsorgeerziehung zuläßt, wird einfach aus dem Gesetz abgeschrieben. Keinerlei Eingehen auf die Jugendgeschichte des Kindes, auf die sozialen Verhältnisse seiner Erzieher und seine eigenen, kein Eingehen auf die Ursachen, die die Erzieher zur Vernachlässigung oder das Kind zur Verübung unmoralischer Handlungen bestimmt haben, belastet den Instanzenzug. Der schematische Bureaukratismus beherrscht die Beschlüsse. Er behandelt die Zöglinge aktenmäßig. Wer da meint, in Fürsorgeanstalten schicke Gesetz und Richter nur die fast hoffnungslos Verwahrlosten, hat keine Ahnung von dem Inhalte des Gesetzes und der Praxis seiner Durchführung. Es bedarf nicht des geringsten eigenen Verschuldens, keiner Straftat, keiner unehrenhaften oder unsittlichen Handlung. Um so schlimmer, daß den Gerichtsbeschlüssen eingehende Gutachten von Ärzten und Pädagogen, tiefere Begründungen der Ursachen völlig fehlen. So geschieht es, daß der Begriff der sittlichen Gefährdung, der den Ausgang der Fürsorgemaßnahmen bildet, ungeheuer variiert auftritt. Bedeutet nicht schon die Tatsache der Arbeitslosigkeit für Jugendliche unter Umständen eine sittliche Gefahr? Und die Unstetigkeit der Arbeit, die Unsicherheit der Existenz?

In der Tat ist unter den Fürsorgezöglingen die Zahl der „mit verschiedenen Arbeiten“ Beschäftigten bis

zum Jahre 1909 ganz erheblich gewachsen. Obenan stand der Beruf der Laufburschen mit 364 Zöglingen im Jahre 1908 und 287 im Jahre 1909, die Kategorie der Gelegenheits- und Fabrikarbeiter mit 208 im Jahre 1908 und 420 im Jahre 1909. Auch das Bauhandwerk wie alle Arten Saisonarbeit sind mit hohen Anteilen vertreten. So kamen 1909 aus dem Maurer- und Zimmerergewerbe 94, aus dem Stande der Kellner und Hausdiener 58, der Bergleute 90 Fürsorgezöglinge. Daß die Landwirtschaft ebenfalls ein beträchtliches Kontingent stellt, kann den nicht wundern, der die Verhältnisse kennt, die dort demoralisierend auf die beschäftigten Kinder einwirken. Aber daß der Anteil der Handwerkslehrlinge durchweg auffallend hoch ist und erst von 1908 bis 1909 wieder eine Steigerung um 8,6 % bei den Knaben und 1,7 % bei den Mädchen aufweist, wird alle Lobredner der patriarchalischen Verhältnisse im Handwerk überraschen. Schon 1902 klagte der ministerielle Bericht, daß sich ein großer Teil der Fürsorgezöglinge aus dem Handwerkerstande rekrutiere, ein Zeichen dafür, daß das Handwerk seinen Aufgaben gegen die Lehrlinge nicht im vollem Maße gerecht werde. Die nächsten Jahre haben keine Verbesserungen, sondern Verschlechterungen gebracht. Nur ein paar Zahlen:

	1904	1909
Bäcker, Konditoren	80	111
Schmiede, Schlosser	89	163
Tischler, Drechsler, Korbmacher	38	48
Maler	9	34

	1904	1909
Sattler, Tapezierer	12	24
Klempner	14	23
Barbiere, Friseure	15	22

„Es ist bezeichnend," so bemerkte hierzu der Abg. Ströbel im preußischen Abgeordnetenhause, „daß gerade diejenigen Handwerke, in denen der Arbeiterschutz die geringsten Fortschritte macht, in denen patriarchalische Willkür am wenigsten durch Organisationen eingeschränkt ist, das stärkste Kontingent stellen."

Die 35,4% der Fürsorgezöglinge, die dem Handwerkerstande entstammen, werden aber noch übertroffen durch die 40,7% der noch schulpflichtigen und 49,3% der schulentlassenen Mädchen, die aus häuslichem Dienst kamen. Auch diese Ziffern lassen erkennen, daß die gerühmte erziehliche Einwirkung des Dienstverhältnisses auf das Kind — mit den mehr als 100jährigen Gesindeordnungen als Basis — in ihren Resultaten keineswegs die Bedeutung rechtfertigt, die ihr von ihren Befürwortern beigemessen wird. Der Anteil der vorher gewerblich tätigen weiblichen Zöglinge ist ebenfalls gestiegen, wie folgende Übersicht zeigt:

	1904	1909
Fabrik- und Zigarrenarbeiterinnen	143	257
Verkäuferinnen	16	53
Schneiderinnen	33	47
Kellnerinnen	19	27

Über die geistige Beschaffenheit der Fürsorgezöglinge teilt die Statistik von 1909 mit, daß 11,9%

geiſtig nicht normal waren. Davon ſtammten 7,9% von geiſtesſchwachen, epileptiſchen oder geiſteskranken, 24,2% von trunkſüchtigen und 5,9% von der Unzucht ergebenen Eltern ab. Faſt die Hälfte der geiſtig Anormalen (40%) waren alſo körperlich belaſtet oder Produkte ihrer ſchlechten familiären Verhältniſſe. 41% (im Durchſchnitt der Jahre 1901 bis 1909 ſogar 48%) hatten die Schule nur ſehr unregelmäßig beſucht, 12,5% konnten trotz Schulbeſuchs weder ſchreiben noch leſen.

Bezüglich der Kriminalität der Kinder wurde für 1909 konſtatiert, daß von 5487 Strafmündigen 427 Schulpflichtige und 1890 Schulentlaſſene gerichtlich beſtraft waren. Es waren Gefängnisſtrafen bis zu 4 Jahren verbüßt worden. Unter den Delikten ſtand Diebſtahl mit 1502 Fällen obenan. Von den Eltern der Kinder waren 2849 (42,4%) gerichtlich beſtraft.

Die Nachweiſe über die Vermögensverhältniſſe der Eltern ergaben für 1907, daß 75%, für 1909, daß 58,8% der Eltern weniger als 900 Mark Jahreseinkommen hatten. 1906 war etwa ein Sechſtel, 1909 mehr als ein Fünftel aller Eltern von Fürſorgezöglingen orts- oder landarm. 7,8% waren 1909 ohne jedes Einkommen. Gerade dieſe in größter wirtſchaftlicher Notlage befindlichen Familien ſtellten, wie der amtliche Bericht ausdrücklich hervorhebt, auch die höchſte Zahl der Fürſorgekinder.

In ſoziale Abgründe führt die Statiſtik den Blick bei Erörterung des familiären Milieus, dem die Fürſorgekinder entwuchſen. Da waren im Durchſchnitt der Jahre 1901 bis 1909 mehr als 16% aller Kinder un-

ehelich geboren. Allein von den 6721 für das Jahr 1909 in Betracht kommenden Familien von Fürsorgezöglingen waren in 2009 (29,9%) die Eltern schlechten Neigungen ergeben (Trunksucht, Unzucht usw.). In 16,8% der Fälle handelte es sich um den Vater, in 6,2% um die Mutter, in 6,9% um beide Teile. Bei den Vätern überwog die Trunksucht mit 90,9%, bei den Müttern die Unzucht mit 51%. 27 Mütter standen unter Sittenkontrolle. Unter den noch schulpflichtigen weiblichen Fürsorgezöglingen waren 132 (9,6%), die wegen Unzucht aufgenommen worden waren; 5 davon hatten bereits geboren oder waren schwanger, 6 waren mit erworbener Syphilis behaftet, 126 hatten Dirnen zu Schwestern. Von den schulentlassenen männlichen und weiblichen Zöglingen 1909 waren 58 wegen Sittlichkeitsvergehens, 4 wegen Blutschande, 3 wegen widernatürlicher Unzucht und 62 wegen Gewerbsunzucht vorbestraft. „Unter 80 Aktenstücken, die einen Einblick in die grauenvollen häuslichen Verhältnisse der Fürsorgezöglinge erlauben," sagte Landesrat Schmidt auf der Generalversammlung des rheinischen Vereins für Arbeiterwohnungsbau, „reden 40 von Blutschande, schwerer Kuppelei, gewerbsmäßiger Unzucht."

Ähnliche düstere Bilder rollt eine württembergische Statistik von 1905 auf. Da gab es Kinder, deren Vater ein vielbestrafter Trunkenbold war, deren Mutter wegen Gewerbsunzucht, Diebstahls, Schwindeleien und Arbeitsscheu mehr als zwanzig Vorstrafen hatte, deren Geschwister bis zu sechs an der Zahl gleichfalls in Zwangserziehung standen. Es fanden sich Fälle, wo der Vater wegen wiederholter Sittlichkeitsvergehen an der eigenen Tochter

im Zuchthause saß, während die Mutter ihr Kind bis spät in die Nacht in Wirtshäuser geführt und zur Unzucht angeleitet hatte. Andere waren der Aufsicht einer trunksüchtigen Großmutter anvertraut, die 9 uneheliche Kinder geboren hatte. Trunksucht, Arbeitsscheu, Diebstahl und Gewerbsunzucht spielten in den Personalbogen und Strafregistern der Eltern eine unheimliche Rolle. Und in dieser fürchterlichen Atmosphäre reifte die Tragik des Geschicks der der Fürsorgeerziehung überlieferten Kinder.

Die Erziehungsgrundsätze in den Anstalten, die zur „Besserung" der Fürsorgezöglinge bestimmt sind, und nicht weniger in den „geeigneten" Familien, sind diktiert von der Auffassung, die die wohlanständige bürgerliche Gesellschaft von der Verwahrlosung der Jugend und den ihr zugrunde liegenden Ursachen hat. Es ist die oberflächlichste und beschränkteste Auffassung, die sich denken läßt. Die satte Moral des Besitzes will nichts wissen von einer sozialen Pflichtvergessenheit, einer Schuld der Gesellschaft gegenüber dem Individuum. Sie pocht auf ihre bequeme Theorie vom freien Willen, die es ihr leicht macht, die Bürde der Verantwortung, die das Gewissen der Gesellschaft zu belasten hätte, dem Konto der Armen zuzuschieben. Man läßt den Armen schuldig werden, dann übergibt man ihn der Pein.

So trägt die Fürsorgeerziehung trotz aller schönen Worte und trotz allem guten Willen unverkennbar den Charakter der Strafe, der harten Sühne für einen begangenen Rechtsbruch. Der Zögling ist Sträfling. Was Erziehung sein sollte, ist Zwang, Vergeltung und Peinigung. Die Hebung des Zöglings auf einen höheren

ſittlichen Standpunkt, das Bemühen, ihn der Geſellſchaft geläutert und um ſittliche Werte bereichert zurückzugeben, tritt bedenklich zurück vor den Merkmalen der Strafe, die das ganze Syſtem zur Schau trägt. Die ſchöne Aufgabe, den Zwang unnötig und überflüſſig zu machen, ihn zu überwinden, eine Arbeits- und Schaffensfreudigkeit zu erzielen und den Zwang in Freiwilligkeit umzuwandeln, bleibt ganz unberückſichtigt. Im Gegenteil, der Zwang wird ſyſtematiſch bis ins Kleinſte und Einzelnſte durchgeführt, zur Quälerei geſteigert, bis ins Unmenſchliche übertrieben, und barbariſche Zuchtmittel, oft ohne Maß, Schonung und Verſtändnis angewandt, dienen dazu, die wehrloſen Opfer dieſes Syſtems im Innerſten zu empören und aufzureizen, alle niederen Inſtinkte zu entfeſſeln und auch den letzten Reſt des Guten in ihnen zum Verlöſchen zu bringen.

Beſonders in der Behandlung von Mädchen, die als ſittlich Gefährdete oder Proſtituierte in Fürſorgeerziehung kommen, feiert die Liebloſigkeit — vereint mit muckeriſch-prüdem Phariſäismus — wahre Orgien. Man hält ſie zwei bis ſechs Jahre wie Gefangene feſt, als ob ſie mindeſtens einen Totſchlag begangen hätten, und ſpickt die ſonnenloſe Öde ihres verfehlten Daſeins täglich mit tauſend ausgeſuchten Bosheiten. Der berliner Arzt Dr. Hammer, ein guter Kenner dieſes dunklen Gebietes, berichtet, daß er von der Erzielung eines ſelbſtändigen Handelns, von Heranbildung frei denkender und zielbewußt dem Edlen zuſtrebender Charaktere in den Fürſorgeanſtalten nichts bemerken konnte. Vom Morgen bis zum Abend wird die Zeit des Zöglings genau nach Vorſchrift

benutzt. Nicht nur die Arbeitzeit ist streng geregelt, auch die Zeit und Art der Erholung. Meist wird sogar der Briefwechsel streng kontrolliert. Es ist den Mädchen jahraus, jahrein unmöglich, aus den Räumen der Anstalt sich zu entfernen. Sie werden nicht mit dem Leben der Weltstadt bekannt gemacht, sie genießen nicht die Wohltaten der Schüler, denen Sehenswürdigkeiten gezeigt, mit denen Ausflüge veranstaltet werden. Oft werden die Mädchen bestraft, wenn sie sich bei der Hausarbeit umsehen oder wenn sie mit Nachbarinnen sprechen. Stundenlang sollen sie am Tage stumm einer eintönigen Handarbeit sich widmen, nur sehr kurze Zeiträume dürfen sie sich unterhalten. Eltern und Verwandte werden nur selten, zuweilen nur alle paar Wochen, zum Besuche zugelassen. Während in jedem Haushalt und draußen im Leben eine Haupteinwirkung durch den Umgang der Geschlechter untereinander erreicht wird, fehlt in Fürsorgeanstalten den Mädchen jeder Männerverkehr, ob geschlechtlich oder nicht. Selbst die Aufgaben des Arztes, die Handlungen des Geistlichen werden vielfach dem weiblichen Geschlecht übertragen. Als Frucht dieser Erziehung tritt infolgedessen die erworbene Homosexualität erschreckend häufig auf. Sind doch die Frauengefängnisse und Fürsorgeanstalten die Brutstätten der erworbenen gleichgeschlechtlichen Liebe. Als Erziehungsmittel bedient man sich der Ordnung, der Arbeit, des Zwanges und meist der Religion. Außer Körperstrafen gibt es Einzelhaft, Nahrungseinschränkung und Entziehung des Besuchs als Strafmittel. Die Arreſtlokale sind zuweilen wegen ihrer Kälte, stets wegen ihrer Einsamkeit gefürchtet. Die furchtbarste

Strafe ist die Verlängerung der Erziehungshaft über zwei Jahre hinaus. Eine derartige Maßnahme ist wohl häufig der Grund zum Entweichen aus der Anstalt. Im Verlauf der Jahre 1901 bis 1909 sind durchschnittlich 5% der Mädchen entwichen, die nur zum Teil wieder eingeliefert werden konnten. Einen besonderen Grund hierfür bildet auch das Bedürfnis, den Geschlechtstrieb, der übermächtig angeschwollen ist, zu befriedigen. Fast alle Fürsorgezöglinge ergeben sich wenige Stunden nach dem Entweichen aus der Anstalt der zügellosesten Befriedigung des Liebestriebes und stürzen sich in den Sumpf der großstädtischen Ausschweifung. „Obgleich ich Dutzende von Fürsorgemädchen kennen lernte, konnte ich kein einziges ermitteln, das durch diese Art Anstaltserziehung einen gefestigten Charakter gewonnen hätte. Auch konnte ich kein Mädchen finden, das die Anstaltserziehung als eine Wohltat angesehen hätte. Auch sah ich nicht, daß die Mädchen außer Haus- und Handarbeiten ein sie nährendes Handwerk erlernt hätten.“ Im besonderen Maße sind die Erziehungserfolge bei Prostituierten problematisch. „In den wenigen Fällen,“ so heißt es im Bericht der Landesbehörde von Westpreußen von 1905, „in denen der Versuch gemacht wurde, die Prostituierten in Dienst zu geben, schlug er fehl. Bei ihnen handelt es sich in Wahrheit nur um eine Bewahrung vor weiterem Fall bis zum 21. Lebensjahr und um die Vornahme eines körperlichen Reinigungsprozesses.“ Ebenso urteilt Prof Dr. Blaschko, ein hervorragender Sachkenner auf diesem Gebiet, indem er erklärt: „Die zumeist unter konfessioneller Flagge segelnden Rettungshäuser erfüllen ihren Zweck in

der Regel nicht oder nur in einem beſcheidenen Umfange, da die dort übliche allzu ſtarke Betonung des religiöſen Moments nur bei einer verſchwindenden Minderzahl der Proſtituierten geeigneten Boden findet, die Mehrzahl aber abſtößt. Auch iſt die Zwangsarbeit nicht geeignet, die gerade für die Proſtituierten außerordentlich notwendige Erziehung zur Selbſtändigkeit zu fördern."

Die Behandlung der jungen Burſchen iſt um nichts anders. Sie krankt an denſelben Fehlern und weiſt infolgedeſſen dieſelben Mißerfolge auf. „Die Hoffnungen auf das Geſetz," ſagt Geheimrat Plaſchke, „ſind arg enttäuſcht. In einem Jahre und in einem Bezirke in Schleſien wurden 5 Fürſorgezöglinge wegen Mordes verurteilt. Die Burſchen begingen die größten Verbrechen, nur um aus den Anſtalten herauszukommen. Selbſt unter den Erziehern herrſcht die Meinung, daß die Zöglinge es in den Anſtalten ſchlimmer haben als in den Gefängniſſen." Zwar erhalten ſie eine Art Fortbildungsſchulunterricht, aber die Hauptſache iſt doch die Leiſtung ſchwerer körperlicher Arbeit bei harter Behandlung und minimalſter Freiheit. Der Wille ſoll gebrochen, das „ſündige Fleiſch" abgetötet werden. Und die Agrarier brauchen billige Arbeitskräfte. In den Ausführungsbeſtimmungen des Geſetzes heißt es: Bei der Erziehung iſt das Hauptaugenmerk darauf zu richten, daß die Zöglinge der Verwahrloſung entnommen, zu religiös-ſittlichen Menſchen erzogen und zu brauchbaren Arbeitern, vorzugsweiſe für die Landwirtſchaft, ausgebildet werden. Alſo eine Liebesgabe an die Junker, dargebracht in Geſtalt billiger menſchlicher Arbeitskräfte! Selbſt der Direktor

des hamburger Waiſenhauſes machte auf dem Fürſorgetage in Breslau den Leitern der Beſſerungsanſtalten den Vorwurf, daß ſie mehr dafür ſorgten, die ſelbſtverſchuldete Leutenot der Agrarier zu mildern, als ihre Schutzbefohlenen für den ſpäteren Kampf ums Daſein tüchtig zu machen. Denn darauf, daß die Zöglinge eine Tätigkeit ausüben lernen, die ſie ſpäter, wenn ſie wieder freie Menſchen geworden ſind, in den Stand ſetzt, ſich wirtſchaftlich zu erhalten, nimmt kein Menſch Rückſicht. In der wohlauer Erziehungsanſtalt waren, um nur ein Beiſpiel hier anzuführen, 1906 von 210 Zöglingen 48 in der Gärtnerei, 12 in der Küche, 10 in der Waſchküche, 27 in der Stall- und Landwirtſchaft, 55 im Wieſen- und Wegebau und 12 als Burſchen oder Boten beſchäftigt; nur 42 wurden in einem Handwerk ausgebildet. Nun ſtammt aber der überwiegende Teil der Zöglinge aus den Großſtädten und Induſtriezentren, wo das Kapital dafür ſorgt, daß die Arbeiterfamilie meiſt nicht in der Lage iſt, ihre Kinder zu erziehen. Dieſe Kinder werden geradezu gewaltſam der Landwirtſchaft mit ihren traurigen Löhnen und erbärmlichen Lebens- und Arbeitsbedingungen zugeführt. Arbeitstiere für das Agrariertum ſollen ſie werden. Die Erfahrung lehrt, daß ſie nur kurze Zeit nach der erlangten Freiheit auf dem Lande aushalten. Sie kehren zur Stadt zurück, vermehren die Zahl der ungelernten Arbeiter, erhöhen das Angebot und drücken damit die Löhne, bis ſie ſchließlich in das Heer der unglücklichen Gelegenheitsarbeiter oder völlig in den Sumpf des Lumpenproletariats verſinken. Das iſt das Reſultat der Fürſorgeerziehung — an ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen!

Es gibt nun freilich auch Fälle, in denen die Verwahrloſung phyſiologiſch bedingt iſt, indem ihr körperliche Anomalien, Krankheitserſcheinungen uſw. zugrunde liegen. Solche Verwahrloſte und Gefährdete gehören in die Hände von Ärzten, nicht aber in Beſſerungsanſtalten. An ihnen kann die vielleicht gut gemeinte, aber verkehrte und unzweckmäßige Arbeit von Laien zu großem Unheil führen.

Das proletariſche Kind ſteht den Unzulänglichkeiten und Zweckwidrigkeiten des heutigen Fürſorgeſyſtems gegenüber völlig ſchutzlos da. Es muß ſeine Jugend und Freiheit, ſein Recht auf Glück und ſeine Zukunft zum Opfer bringen, damit die wahrhaft Schuldigen ihr mahnendes Gewiſſen beſchwichtigen. Ja mehr noch, es muß ſtillhalten, wenn die Organe der öffentlichen Fürſorge an ihm die ſchändlichſten Verbrechen begehen. Man durchblättere die zehnjährige Geſchichte des preußiſchen Fürſorgegeſetzes, und mit Entſetzen und Grauſen wird man eine Summe von Schamloſigkeiten und Barbareien, Ruchloſigkeiten und Abſcheulichkeiten aufſteigen ſehen, die das Herz erbeben und den Atem ſtocken laſſen.

Obenan die himmelſchreienden Vorgänge in der Blohmeſchen Wildnis und der Hölle von Mieltſchin.

In der Provinzial-Fürſorgeerziehungsanſtalt bei Glückſtadt, die Blohmeſche Wildnis genannt, waltete der Hausvater Colander mit ſeiner Frau wie ein Henker ſeines Amtes. Schlechtes, verdorbenes Eſſen und die unmenſchlichſten Prügel waren an der Tagesordnung. Die Mädchen mußten Hemden, Hoſen und Strümpfe tragen, die aus rohen Zuckerſäcken — noch mit dem Stempel der Fabrik verſehen — gefertigt waren. Gewechſelt wurde

die Wäſche, wenn ſie in Fetzen vom Leibe gefallen war, oft erſt nach acht bis neun Wochen. Der ganze Körper war meiſt furchtbar zerſcheuert. Geſchlagen wurden die Kinder bis zur Beſinnungsloſigkeit. Manche wurden dann noch an die Kette gelegt, die tief ins Fleiſch einſchnitt. In der Arreſtzelle war es kalt und feucht, tagelang gab es keine Nahrung, beſtenfalls Waſſer und Brot; die Feſſelung erfolgte ſo, daß der Gepeinigte, ohne weder ſtehen noch liegen zu können, wie ein hilfloſer Krüppel an der Erde lag. Bei den Züchtigungen mußten ſich die Mädchen nackt ausziehen, über die Bettſtelle oder einen Schemel legen, dann wurde vom Hausvater, ſeiner Frau oder einem Mädchen, oft abwechſelnd und mit aller Wucht mit einem langen Rohrſtock oder dem dicken Ende einer Peitſche geſchlagen. Ein Mädchen wurde im Winter von früh 6 bis abends 6 Uhr auf den Hof geſtellt, nur mit dem Hemd bekleidet und — weil es ins Bett uriniert hatte — in jeder Hand ein ſchweres Bettpolſter haltend, auf dem Kopfe ein naſſes Bettlaken. Ein Mädchen wurde an den Haaren zur Erde gezogen und ſolange geſchlagen, bis es dort vorhandenen Menſchenkot mit dem Munde aufnahm. Ein drittes mußte aus dem gebrauchten, ungeſäuberten Nachtgeſchirr Kaffee trinken. Einem vierten wurde der Zopf mit einem Draht an der Stuhllehne angebunden und mit einem Feldſtein beſchwert, zwiſchen Bruſt und Kinn wurde ein Holzkeil gezwängt. Einer fünften wurde das Nachtgeſchirr über den Kopf geſtülpt, ſo daß der Inhalt über Geſicht, Hals und Körper lief; ohne den Unrat abwiſchen zu dürfen, mußte das Kind im Hof ſtehen, wo infolge der Kälte Topf und Inhalt

am Kopfe anfroren. Mehrere der Gepeinigten, die gesund in die Anstalt gekommen waren, verstarben nach kurzer Zeit infolge Darm- und Lungentuberkulose, doch weder der Kreisarzt, noch die Aufsichtsbehörde nahmen davon Notiz. Als schließlich die grauenhaften Vorgänge das Gericht beschäftigten, kam das Scheusal Colander mit acht Monaten Gefängnis davon, die er in dem von seinem Vater geleiteten Strafgefängnis Glückstadt verbüßen durfte.

Ein ihm gleichwertiger Fürsorgepfleger mit Henkergrundsätzen und Hunnengesinnung war der Pastor Breithaupt in Mieltschin. Die Anstalt, die dem Evangelischen Verein für Waisenpflege gehörte und der Germanisierungspolitik in der Ostmark dienen sollte, hat nur wenige Monate bestanden. Aber was in dieser kurzen Zeit dort an körperlichen und geistigen Qualitäten zerstört, an moralischen Werten zugrunde gerichtet worden ist, ist unübersehbar. Der zur Leitung eingesetzte Pastor besaß nicht die elementarsten pädagogischen Kenntnisse und Fähigkeiten; er hatte ein paar Jahre als Hilfsprediger gearbeitet und hielt sich zum Jugenderzieher auf so schwierigem und verantwortungsvollem Posten hinlänglich qualifiziert. Seine Gehilfen waren Handwerker oder Kaufleute, die in ihrem Berufe gescheitert, mit den Strafgesetzen in Konflikt gekommen oder auch dem Alkoholteufel verfallen und dann bei Bodelschwingh gerettet worden waren. Und diesen Elementen vertraute der Dezernent des Berliner Magistrats 100 Kinder zur Fürsorgeerziehung an! Die armen Wesen wurden schlechter behandelt wie wilde Tiere. Ihr Aufenthalt in Mieltschin war eine Hölle. Wegen geringster Kleinigkeiten wurden furchtbare Mißhandlungen verhängt.

Ein Junge aß während der Arbeit: 75 Stockhiebe. Beim 74. Schlag verzählte er ſich, da begann die gräßliche Prozedur von neuem, bis er nach dem 149. Hiebe wie tot davongetragen wurde. Einem Zögling ging vor Angſt der Kot ab: 50 Hiebe. Ein anderer mußte im Arreſtlokal urinieren: 50 Hiebe. Ein dritter ſprach bei der Arbeit: 50 Hiebe. Ein vierter ſetzte ſich beim Kartoffelſchälen: 50 Hiebe. Ein fünfter nahm ſich eine Stulle, weil er argen Hunger hatte: 50 Hiebe. Ein ſechſter aß eine der Zwiebeln, die er pflanzen ſollte: 50 Hiebe. Zwei Zöglinge, die auf einem auswärtigen Gehöft arbeiteten, fanden zwei Eier, die ſie verzehrten: jeder 100 Peitſchenhiebe. Ein geiſtig minderwertiger Zögling entwendete einen Brotbeutel und verſteckte die Brote: 50 Hiebe. Geprügelt wurde mit einer ſtarken Reitpeitſche, dem Krückſtocke, einem Gummiknüppel. Meiſt in Gegenwart der übrigen Kinder, die mitzählen mußten. Und oft von Hochwürden ſelbſt, bis ihn der Ekel vor dieſer Henkerarbeit erfaßte. Der Exekution ſchaute auch wiederholt mit Behagen die Anſtaltsſchweſter zu. Ein Arzt war nie zugegen. Einmal lud der Paſtor den Wirtſchaftsinſpektor ein, da es „einen beſonderen Spaß“ gebe. Ein Knabe erhielt erſt Fauſtſchläge gegen den Kopf, dann wurde er an einen Baum gebunden, den Rücken gegen den Stamm. Hierauf hagelte es Hiebe auf Kopf, Bruſt und Leib. Dann wurde das gemarterte Opfer umgedreht und die Rückſeite mit Schlägen bearbeitet, bis es ohnmächtig wurde. Da goß man ihm Waſſer über den Kopf und die Folter ging von neuem los. Den Schluß machten 50 Hiebe über dem Schemel. Insgeſamt hatte der zerfleiſchte Körper des unglücklichen Kindes

200 Hiebe ertragen. Und die gefühlvolle Schweſter Olga ſchaute lächelnd zu. Waren die Exekutionen vorüber, dann flogen die Gemarterten tagelang bei Waſſer und Brot in dunkle Keller, wo ſie ohne Matratze und Decke auf den Flieſen liegen mußten, mit Hand- und Fußſchellen gefeſſelt und ohne Nahrung zu erhalten. Ärzte, die einige der mißhandelten Zöglinge nach deren Flucht aus der Anſtalt unterſuchten, fanden nach Wochen noch eiternde Wunden, blutunterlaufene Flecke, dicke Beulen und tiefe, große Narben. In dem Prozeß, der die Schandtaten Breithaupts vor aller Welt bloßlegte, nahm der Staatsanwalt 57 Fälle ſchwerer Körperverletzung, Freiheitsberaubung und Anſtiftung dazu an; doch erachtete er eine ſtrafbare Handlung nur dann als vorliegend, wenn mehr als 50 Hiebe verabfolgt worden waren. Sonſt wäre die Zahl der Fälle in die Tauſende gegangen. Der Unmenſch fand milde Richter, er kam mit 9 Monaten Gefängnis davon.

Ob die Greuel der Blohmeſchen Wildnis und der Hölle von Mieltſchin verallgemeinert werden dürfen? Die Offiziellen und Offiziöſen wehren und verwahren ſich dagegen. Und doch mehren ſich die Zeichen dafür, daß auch anderwärts das Los der Fürſorgekinder nicht viel beſſer iſt.

So hatte ſich in Dresden die Oberin des Kinderheims von Vincentius-Verein, das Verwahrloſten und Waiſenkindern das Elternhaus erſetzen ſoll, wegen zahlreicher, teilweiſe ſehr roher Überſchreitungen des Züchtigungsrechts zu verantworten. Sie wurde wegen gefährlicher Körperverletzung zu 100 Mark Geldſtrafe verurteilt und mußte ihr Amt niederlegen.

Ebenfalls in Dresden hatte der Verein für Kinderfreunde zu seiner Belehrung und Orientierung einen Rundgang durch verschiedene staatliche, städtische und private Besserungsanstalten unternommen und dabei auch Zutritt zu der von der Stadt Dresden geleiteten Anstalt „Marienhof“ erhalten. Der Eindruck war derart ungünstig, daß der Verein sich in einer Eingabe an den Oberbürgermeister wandte. Der Direktor hatte erklärt, daß er die Anstalt als Strafanstalt betrachte, in der „jugendliche Subjekte bestraft, mit Konsequenz zur Arbeit angehalten und durch Abschreckung auf andere Bahnen geführt werden sollten“. Jedes Recht auf Erbarmen wurde nicht nur den in Einzelhaft befindlichen Zöglingen, sondern auch 7- bis 14jährigen Kindern, die erzogen werden sollten, rundweg abgesprochen; jede Freude, selbst die geringste Zerstreuung war ihnen versagt. Der Direktor zeigte den Besuchern die kleinen, offenstehenden Schränkchen der Knaben und tadelte den Aufseher, weil er kleine aufgelesene Holzstückchen, womit die Knaben spielten, darin duldete, wobei er ausdrücklich hervorhob, daß der Aufenthalt in der Anstalt durchaus nichts Erfreuliches haben dürfe. Von empörender Härte zeugten dabei die Strafen: 30 Stockhiebe vor versammelter Klasse für Knaben und Mädchen. Natürlich waren die Erfolge der Anstalt gleich Null. Der famose Herr Direktor wurde später, nachdem er noch jahrelang unter den Augen des Rates die armen Kinder gequält, seines Amtes enthoben und wegen Sittlichkeitsverbrechen, begangen an den ihm anvertrauten Zöglingen, zu längerer Gefängnisstrafe verurteilt.

In Greifswald standen acht Insassinnen des dortigen

Mädchenheims wegen Meuterei und Sachbeschädigung vor Gericht. Dabei kam heraus, daß der Leiter der Anstalt — ein Pastor Jahn — im Einverständnis mit dem Landeshauptmann und dem Kuratorium Mädchen von 16 bis 21 Jahren überlegte und verprügelte. Außerdem war es üblich, die Mädchen mit Ohrfeigen, Zellenarrest bei Wasser und Brot, wochenlangem Entziehen des Waschwassers und Abschneiden der Haare zu bestrafen.

Aus einer unter städtischer Verwaltung stehenden Erziehungsanstalt in Barmen wurde bekannt, daß die Kinder mit Peitschenhieben und Kostabzug bestraft wurden. Ein langjähriger Angestellter erhielt wegen Sittlichkeitsverbrechen an Anstaltszöglingen ein Jahr Gefängnis, ein anderer wegen Diebstahls vorbestrafter Erziehungsgehilfe 3 Monate Gefängnis, weil er einen Zögling das Sparkassenbuch gestohlen hatte.

Schlimme Mißhandlungen drangen aus der Handwerkerbildungsanstalt zu Gemünd (Reg.-Bez. Aachen), wo etwa 150 Fürsorgekinder untergebracht sind, in die Öffentlichkeit. Eine beliebte Strafe ist der „Jungfernkranz"; dabei werden die Kinder mit Stricken am Tisch befestigt, durch einen Mundknebel am Schreien verhindert und dann mit 100 und mehr Hieben bedeckt.

Die Liste ließe sich ins Unendliche verlängern. Überall waltet in diesen Fürsorgeerziehungsanstalten der finstere Geist der Härte und Roheit, der sich in oft bestialischen Martern und greuelvollen Schreckensszenen auslebt. Und das unglückliche Opfer dieses unheilvollen Systems ist immer und immer das proletarische Kind.

Neben Prügelqual und Muckerei herrscht in den

Anſtalten die rückſichtsloſeſte und kraſſeſte Ausbeutung kindlicher Arbeitskraft. Es wurde bereits darauf hingewieſen, daß die eigentliche Aufgabe des Fürſorgeerziehungsgeſetzes darin beſteht, den Agrariern unter dem Deckmantel ſozialer Wohlfahrtspflege billige und willige Arbeitskräfte zuzuführen. Zahlreiche Fälle aus dem Oſten, wo man Kinder um harmloſer Jugendſtreiche willen in Fürſorgeerziehung ſteckt, ſie dort ohne erſichtlichen Grund jahrelang feſthält und in der Fron der Landwirtſchaft ohne Entlohnung in grauſamſter Weiſe ausbeutet, bis ſie das 21. Lebensjahr erfüllt haben, beſtätigen ganz offenkundig dieſe kulturwidrige Tendenz.

Aber auch das Induſtriekapital hungert nach Kinderfleiſch. Seitdem das Kinderſchutzgeſetz die früher maßlos geübte Ausbeutnng der Unmündigen etwas erſchwert, ſpannt man die Fürſorgezöglinge in den Dienſt der Profitmacherei. Nach Angaben Agahds gab es 1904 in Deutſchland ca. 800 nichtſtaatliche Erziehungsanſtalten, wovon 683 neben andern Zöglingen auch Fürſorgekinder aufnehmen. Der Aufwand der Anſtalten erfordert jährlich 11 bis 12 Millionen Mark, die in der Hauptſache auf privatem Wege, aus Stiftungen, durch Sammlungen aufgebracht werden. Der Ertrag reicht aber nicht aus, um die Erziehungsanſtalten in den Stand zu ſetzen, ihren erzieheriſchen Aufgaben wirklich gerecht zu werden. Daher ſind in zahlreichen Anſtalten die Einrichtungen äußerſt primitiv, die Koſt iſt dürftig, die Leitung mangelhaft, weil nebenamtlich, die Erziehungsgrundſätze ſind veraltet, das ſchlecht beſoldete, auf dem Wege des Inſerats gewonnene Perſonal iſt gar nicht oder nur mangelhaft vorgebildet.

Der Leiter einer großen Erziehungsanstalt hat über das Gros dieser Anstalten das vernichtende Urteil gefällt: „Für den Strafzweck fehlt diesen Anstalten recht viel, für den unter dem Fürsorgegesetz aber immer maßgebenden Erziehungszweck fehlt ihnen nicht viel weniger als alles.“ Die größte Zahl der Anstalten ist infolge des Mangels an Mitteln direkt auf Kinderarbeit angewiesen, nicht allein, daß die Kinder, um Personal zu sparen, alle für die Anstalt erforderlichen Arbeiten verrichten müssen, nein, damit die Anstalt ihre Existenz überhaupt fristen kann, greift man zur Ausbeutung der kindlichen Arbeitskräfte, die natürlich, soll sie ergiebig sein, rein kapitalistisch betrieben werden muß. „Kein Geld in der Anstalt — Folge: Geld verdienen! Geld verdienen! — Folge: gewerblich arbeiten. Gewerblich arbeiten — Folge: Teilarbeit, mechanische Arbeit, Akkordarbeit, lohnende Arbeit oder Arbeit um jeden Preis. Wechsel in der Beschäftigung muß fehlen, da nur der Eingearbeitete viel schafft. Arbeitserziehung und gewerbliche Kinderarbeit sind diametrale Begriffe.“

In einer Anstalt müssen, wie Agahd berichtet, die Knaben Federn zupfen und die Mädchen Decken knüpfen; „im Winter sind das die gewöhnlichen Arbeiten“. In einer zweiten hat man „für die kleinsten Jungen“ das Bemalen von Bleisoldaten für eine Fabrik eingeführt. „Jeder Junge hat sein Töpfchen mit Farbe und einen Pinsel. Der eine gibt dem Pferd seine Farbe, ein zweiter legt ihm einen Sattel auf, ein dritter zieht dem Reiter Uniform an usw.“ Die Buchbinder liefern Schreibhefte, binden Bücher ein, heften Broschüren und liefern

allerlei Papparbeiten. Der Eintritt in die Schuhmacherabteilung ist freiwillig. Es wird nicht bloß altes Schuhwerk ausgebessert, sondern auch neues gefertigt. Dabei versorgt man nicht bloß die eigene Anstalt, sondern auch andere staatliche Institute. Auch von der Schneiderabteilung werden nicht bloß die Bedürfnisse der Anstalt gedeckt, sondern auch andere Anstalten mit Kleidung versorgt. Die Stricker fertigen neue Strümpfe, jedoch nur im Winter. Ebenso wird das Korbmachen nur im Winter betrieben. Das gleiche gilt vom Strohflechten, wo man Strohmützen, Strohdecken und Strohsohlen anfertigt. Wie intensiv in dieser philantropischen Musteranstalt die Kinderausbeutung betrieben wird, zeigt die Tagesordnung: Sommer und Winter wird um 5 Uhr aufgestanden. Von 5—6 Uhr Ankleiden, Bettmachen, Waschen, erstes Frühstück. 6 bis 7 Uhr Arbeitsstunde zum Lösen der Schulaufgaben. 7 Uhr Morgengebet. Dann gehen die Nachmittagsschüler bis $11^3/_4$ Uhr an die Arbeit, die von einer halbstündigen Frühstückspause unterbrochen wird. Die Vormittagsschüler kehren nach dem Gebet das ganze Haus, erhalten um $^3/_4$8 Uhr ihr zweites Frühstück und werden dann von 8—12 Uhr unterrichtet. Um 12 Uhr wird gegessen, dann ist Freizeit bis 1 Uhr. Jetzt gehen die Vormittagsschüler an die Arbeit bis $6^1/_2$ Uhr, zwischendrein ist Vesperpause. Die Nachmittagsschüler haben von 1—4 Uhr Unterricht, vespern und gehen an die Arbeit. Um 7 Uhr ist gemeinsam Abendmahlzeit, worauf im Winter bis 8, im Sommer bis $8^1/_2$ Uhr Freizeit ist. Dann kommt das Abendgebet, und hierauf geht's ins Bett. Über den Erfolg dieser Fürsorgeausbeutungsanstalt

ist zu bemerken, daß von 107 Entlassenen einer starb, 4 zurückgenommen werden mußten, 6 in eine Korrektions-, 2 in die Strafanstalt kamen. Von den 94 „gut" Entlassenen waren fünf Jahre später 15 in der Strafanstalt.

Von weiteren Anstalten wird berichtet: „In der schulfreien Zeit werden die Kinder mit Gemüselesen — Bohnen, Linsen, Kaffee, — und mit Stuhlflechten beschäftigt ..." „Nachmittags ist Arbeitszeit. Außer den Hausarbeiten kommen in Betracht: Saal- und Feldarbeiten. Unter den ersteren spielt das Sortieren von Bohnen, Kaffee usw. eine große Rolle. Auch das Pflügen besorgen Knaben. 22 werden vor den Pflug gespannt ..." „Die Arbeit besteht in Landwirtschaft, Gärtnerei, Tischlerei, Schuhmacherei, Schneiderei, Sattlerei, Buchbinderei, Bürstenbinderei, Korbflechten, Küchenarbeit und verschiedenen anderen vorfallenden Arbeiten. Die Jungen sind in bestimmte Gruppen eingeteilt, die einzelne Gruppe wird immer mit derselben Arbeit beschäftigt ..." „Die ganze Zeit außer den Sonntagen und einer halben Stunde der Werktage ist mit Schule und Arbeit vom Morgen bis Abend ausgefüllt. Auf diese Weise ist keine Zeit für körperliche Übungen, Spielen und andere Zerstreuungen übrig. Man sieht selten die Knaben spielen, auch hörte ich kein einziges Mal ein frisches, herzliches Lachen."

Es sind Bilder von Strafanstalten, die sich hier dem entsetzten Auge entrollen. Von Fürsorge, Erziehung, Aufrichtung und Heilung keine Spur. Oft nicht einmal der Wille zum Guten, wieviel weniger die Kraft und das Vermögen. Vereinzelt mag es Ausnahmen davon geben,

gelegentlich wohl sogar rühmliche Ausnahmen, — wer dächte nicht an die Anstalt „Am Urban“ in Zehlendorf-Berlin und ihren vortrefflichen Direktor Plaß! — im allgemeinen jedoch herrscht jene Form der spezifisch christlichen Jugendfürsorge und Fürsorgeerziehung vor, bei der man durch das salbungsvolle Pathos der Predigten und Andachten und das Plärren der Lobgesänge mit stillem Schauder das Ächzen gequälter, abgerackerter Menschenwesen und das Sausen der Knute über striemenbedeckte Körper hört ...

In der Nacht des Kerkers

Das sind die sonnenärmsten und trostlosesten Kapitel im Buche der sozialen Schattenbilder: Gerichtssaal und Gefängnis. Von ihnen gilt das Wort, das Freiligrath von der Wüstensteppe sagt: Sie liegt vor Gott in ihrer Leere wie eine leere Bettlerfaust.

Im deutschen Reiche werden alljährlich im Durchschnitt etwa 50000 Jugendliche wegen Vergehen gegen Gesetze oder behördliche Verordnungen verurteilt. Die Ziffer ist in beständigem Steigen begriffen. In den letzten Jahren waren es etwa 54000, 1899 noch 47500, 1895 erst 44000. Von 1882 bis 1905 hat die Zahl der Verurteilten um 26% zugenommen.

„Von Rechts wegen“ haben die Richter ihren Spruch über all diese unglücklichen Sünder gefällt.

„Von Rechts wegen“ vertrauern Zehntausende, denen die Sonne und die Luft der Jugend gehört, hinter Kerkergittern und Gefängnismauern die beste Zeit ihres Lebens.

Fühlt man denn nicht, daß dieſes harte, ſtarre „Von Rechts wegen“ eine brutale Vernichtung unzähliger Hoffnungen iſt, daß die dürren, trockenen Zahlen der Kriminalſtatiſtik eine barbariſche Zerſtörung von tauſend wertvollen Lebenskeimen und Menſchenknoſpen bedeuten?

Es fehlt nicht an Stimmen aus den Kreiſen der Juriſten, Kriminalpſychologen und Pädagogen, die das heutige Verhältnis zwiſchen Kind und Strafrichter als ungeſund und unerträglich, als eine Gefahr für die Jugend, das Volk und ſeine kulturelle Entwicklung bezeichnen und die mit Anregungen und Vorſchlägen einer Reorganiſation der Zuſtände förderlich ſein wollen. Schon vor mehr als zehn Jahren hat Prof. Dr. Mendel die Überzeugung ausgeſprochen, daß von all den jugendlichen Verbrechern „ein nicht kleiner Prozentſatz zu Unrecht beſtraft“ werde. Von ihnen ſei, ſo führte er aus, die ſtrafbare Handlung meiſt in einem Zuſtande krankhafter Störung der Geiſtestätigkeit begangen, zum mindeſten habe ihnen bei Begehrung der Tat die zur Erkenntnis ihrer Strafbarkeit erforderliche Einſicht gefehlt (§ 51 StGB.). Die krankhafte geiſtige Schwäche, die auf einer angeborenen oder in der Kindheit erworbenen Hemmung der Entwicklung des Gehirns beruhe, werde ſehr oft nicht genügend gewürdigt, beſonders dann nicht, wenn kein Angehöriger und kein Verteidiger durch die Vorgeſchichte des Angeklagten deſſen geiſtigen Defekt beweiſe. Dies gelte namentlich von der recht erheblichen Zahl von Epileptikern. Wenn unter den erwachſenen Strafgefangenen etwa 5% Epileptiker gezählt würden, von denen ſicher

nur ein sehr kleiner Teil als zurechnungsfähig zu erachten sei, so sei die Zahl dieser unter den Schutz des § 51 StGB. fallenden Epileptiker unter den Jugendlichen sicher noch größer. Zwar wüßten derartige Kranke sehr wohl, was gut und böse sei, sie könnten wohl auch die zehn Gebote hersagen, wüßten auch, daß man nicht stehlen dürfe, und daß man bestraft werde, wenn man es tue, aber all diese Dinge hätten für sie nicht die Bedeutung eines sittlichen Gesetzes erlangt. Diesen unzweifelhaft Geisteskranken reihe sich eine andere Spezies jugendlicher Verbrecher an, deren Denken von Jugend an ebenfalls eine abnorme Richtung angenommen habe, ohne daß sie jedoch im Sinne des Gesetzes als geisteskrank zu betrachten seien. Es handle sich hier um jene unglücklichen Menschen, die als Krüppel mit entstellenden Krankheiten, Sprachfehlern, nervösen Störungen usw. geboren seien, in der Schule den Gegenstand des Spottes und des Hänselns bildeten, im elterlichen Hause zurückgesetzt oder gar hart behandelt wurden, infolgedessen von Jugend an die ganze Welt als sich feindlich gesinnt betrachteten und so in der Verbitterung gegen diese älter wurden. Nach ihrer Entlassung aus der Schule scheiterte der Versuch, selbst das Brot zu verdienen, meist infolge des körperlichen Zustandes. Ihre strafbaren Handlungen erschienen ihnen als Rache gegen jene Allgemeinheit, gegen die sie im Zustande der Notwehr sich verteidigen zu müssen glauben. Eine weitere Kategorie von jugendlichen Verbrechern sei durch Beispiel, schlechte Gewöhnung und Erziehung, den Einfluß verbrecherischer, sittlich entarteter, alkoholistischer Eltern und schließlich auch durch mangel-

haſte Einrichtungen der Geſellſchaft auf die ſchiefe Bahn gedrängt worden.

So Prof. Mendel, dem ſich in neuerer Zeit Prof. Dr. Liſzt, Dr. Wulffen u. a. angeſchloſſen haben. Ihre für ein tieferes Erfaſſen und Verſtehen des Problems der Kriminalität der Jugendlichen gewiß beachtenswerten Ausführungen haben unſere in Formalismus erſtickte und in bedenklichem Selbſtgefühl befangene Strafrechtspflege faſt völlig unberührt gelaſſen. Zudem revoltiert gegen den Geiſt der Reformvorſchläge der Geiſt des ganzen Syſtems. Die Organiſation und Verhandlungspraxis unſerer Gerichte, der Schematismus der forenſiſchen Technik, die Zuſammenſetzung der Gerichtshöfe, die Überlaſtung der Richter, die Vorherrſchaft der Formalien uſw. geſtatten gar keine ſorgfältige Unterſuchung der tiefer liegenden Vorausſetzungen und Motive des ſtrafbaren Handelns. Man will auch dieſe Gründlichkeit nicht, weil dann die Staat und ſtaatliche Ordnung erhaltende und ſtützende Tendenz der Gerichte in eine Anklage gegen den Staat und die Geſellſchaft ſich verkehren würde. Schon durch die Unfähigkeit des aus bürgerlichen, meiſt wohlhabenden Familien ſich rekrutierenden Richterſtandes, ſozial zu fühlen und den Angeklagten aus der Denk- und Empfindungswelt ſeiner Klaſſe heraus zu verſtehen, wird jeder Verſuch zu ſolch unerwünſchter Gründlichkeit vereitelt. Für dieſe „Hüter der Gerechtigkeit“ trifft im allgemeinen mit mehr oder weniger Gewicht zu, was der Abg. Heine im Reichstage einmal von den Richtern des oberſchleſiſchen Induſtriebezirks im beſonderen ſagte: „Ich habe auf Grund meiner Erfahrungen den Eindruck, daß

man das Gefühl dafür verloren hat, daß die unten im Volke auch Menschen mit Gefühlen und Schmerzen sind." Erschreckend, ja oft geradezu empörend ist es, zu sehen, mit welch abstoßender Handwerksmäßigkeit vor den Schranken des Gerichts „Fälle erledigt", Urteile gesprochen, Menschen für „schuldig befunden" und Kinder in die Nacht der Kerker geworfen werden. Zahllose Menschenblüten werden geknickt, Lebenshoffnungen ausgelöscht, Existenzen vernichtet. Doch das Gesetz will sein Recht haben. Pereat mundus!

Wie unendlich oft sind die mit Gesetzesschärfe gerochenen „Straftaten" der Kinder nichts weiter als harmlose, unüberlegte Handlungen oder lose Streiche, Ausflüsse kindlichen Übermuts, Akte des Leichtsinns, der Fahrlässigkeit oder Unerfahrenheit. Die Gerichte aber kennen kein verzeihendes Verstehen, keine Nachsicht, keine Menschlichkeit.

In Aachen sperrte man einen Knaben ins Gefängnis, weil er auf der Straße um Geld „gekullert" hatte und die Eltern den polizeilichen Strafbefehl nicht bezahlen konnten.

In einer anderen Stadt mußten mehrere Knaben das Herunterwerfen unreifer Kastanien hinter Schloß und Riegel büßen.

In Friedrichsfelde erhielt ein 14jähriger Lehrling zwei Tage Haft, weil er zu arm war, um sich die für den Fortbildungsschulunterricht erforderlichen Lernmittel zu beschaffen.

In Beuthen und Duisburg verurteilte man 12jährige Kinder zu der furchtbaren Strafe von einem Jahr Gefängnis, weil sie Steine auf die Schienen gelegt

hatten, um zu ſehen, wie die Lokomotive „hopſe“. Die Bonner Boruſſen kamen zu derſelben Zeit, als die Duisburger Verurteilung erfolgte, mit 50 und 80 Mark Geldſtrafe davon, obwohl ſie einen Eiſenbahnzug überfallen, Fenſterſcheiben zertrümmert, Wagenabteile demoliert, die Lokomotive beſchädigt und die Beamten geohrfeigt hatten.

Der Bericht über die preußiſche Fürſorgetätigkeit im Jahre 1909 konſtatiert, daß 275 ſchulpflichtige Kinder bereits Gefängnisſtrafen bis zu zwei Jahren erlitten hatten.

Die Strafmündigkeit des Kindes beginnt mit dem zurückgelegten 12. Lebensjahre. Dieſer Zeitpunkt iſt zum mindeſten für die proletariſche Jugend entſchieden zu früh gewählt. Bei vielen mit krankem Körper geborenen, ſchlecht genährten und gepflegten, unter widrigen ſozialen Verhältniſſen aufgewachſenen Kindern weiſt das Gehirn mit zwölf Jahren noch nicht die geiſtige und ſittliche Reife auf, die Schutz vor dem Strafrichter zu gewähren vermag. Wir hörten ja, daß das proletariſche Kind in ſeiner Entwicklung um ein, zwei, ja drei Jahreswachstume hinter der bürgerlichen Jugend zurückſteht. Überdies lehrt die Pſychologie, daß ſelbſt bei normal entwickelten Menſchen die ethiſchen Vorſtellungen erſt nach Abſchluß der Gehirnentwicklung und Durchmeſſung der Pubertätsperiode zur vollen Ausbildung gelangt. Auf der Erfaſſung des ethiſchen Begriffs aber beruht in der Hauptſache die ſtrafrechtliche Verantwortung des Individuums. „Das zwölfjährige Kind“, ſagt der Staatsanwalt Dr. Wulffen, ein Befürworter der Heraufſetzung des Strafmündigkeitsalters, „hat noch kein Verſtändnis für die ſoziale und ethiſche Bedeutung der Straftat und der Strafe, es be-

greift nur, daß die letztere die Folge und Wirkung der ersteren ist. Es hat sich in Schule und Haus moralische Urteile anderer angelernt, deren tieferen Sinn es noch nicht begreift, weil sein eigenes ethisches Bewußtsein, sein Gewissen, noch in der Entwicklung begriffen ist und noch mehr einem Instinkt ähnelt. Der Zwölfjährige steht noch jenseits von Gut und Böse ... Dem Mangel an ethischem Bewußtsein entspricht das noch ungezügelte Triebleben des Kindes. Es handelt in der Hauptsache auf Grund unmittelbarer sinnlicher Impulse. Neben den guten Anlagen regen sich die schlechten Triebe, die es von der Natur durch Zufall oder Vererbung auf den Lebensweg mitbekommen hat. Der Affekt behauptet seine Herrschaft. Der menschliche Egoismus tritt unverhüllt auf und macht sich mit allen Mitteln, mit Gewalt und List, Rechthaberei und Lüge, Güte und Bosheit geltend; der Neid kann nicht niedergekämpft werden ... Die unreinen Gedanken und Triebe, die keiner Menschenseele erspart bleiben, mit Erfolg zu zügeln, will erst dem reifenden Intellekt gelingen, der die Forderungen des Sittengesetzes begreift und jenen Anfechtungen eine zur Charakterbildung erstarkende Willenskraft entgegenzusetzen vermag ... Hiezu kommt aber noch, daß bis zum 14. Jahre, ja oft darüber hinaus, die ethische und intellektuelle Entwicklung in den verschiedensten Zeitmaßen vorwärts schreitet. Der ganze körperliche Organismus des Kindes ist in steter Veränderung, im Wachstum begriffen. Der Intellekt muß fortwährend neue Begriffe und Vorstellungen aufnehmen. Vielfältige Krankheiten hemmen den Fortschritt der Entwicklung. Es gibt Perioden des Stillstandes, ja der Rückwärtsbewegung, dann wieder

Zeiten des eilenden Fortschritts. So unerschöpflich die Natur in der Hervorbringung menschlicher Individualitäten ist, so vielgestaltig sind die Wege und so auseinanderliegend die Zeitmaße, innerhalb denen sie ihr Wunderwerk in der Kinderseele vollendet ..."

Diese kindliche Psychologie muß man kennen, und die sozialen Verhältnisse besonders der proletarischen Jugend dazu, um zu verstehen, wie es möglich war, daß innerhalb dreier Jahre, von 1899 bis 1901, folgende Verurteilungen Jugendlicher erfolgen konnten: 90 Mädchen und 1495 Knaben vom 12. bis 14. Jahre wegen gefährlicher Körperverletzung. 9 Mädchen und 230 Knaben des gleichen Alters wegen Hausfriedensbruches. 44 Mädchen und 1969 Knaben wegen Sachbeschädigung. 15 Mädchen und 227 Knaben wegen Unzucht, 10 Knaben wegen widernatürlicher Unzucht! 8 Mädchen und 2 Knaben wegen Blutschande!! 1 Mädchen und 1 Knabe wegen Kuppelei!! 2 dreizehnjährige Mädchen wegen Abtreibung! 1 vierzehnjähriges Mädchen wegen Ehebruchs!! 5 Knaben wegen Rückfallbetruges. 13 Knaben und Mädchen wegen Untreue. 190 Knaben und 41 Mädchen wegen Urkundenfälschung. 30 Knaben und Mädchen wegen Zuwiderhandlungen gegen die Bestimmungen betreffend die Sonntagsruhe und den Ladenschluß. 2 Knaben wegen Majestätsbeleidigung! 33 Knaben und 8 Mädchen wegen Religionsvergehen! 162 Knaben und 4 Mädchen wegen fahrlässiger Körperverletzung! Will man behaupten, daß alle diese unglücklichen Geschöpfe „geborene Verbrecher" seien? Oder daß ihre Delikte nur die Resultate ihrer „sittlichen Verderbnis" darstellten? Diese Erklärung

wäre zu oberflächlich und zu bequem, als daß sie ernst genommen werden könnte. Man grabe tiefer, und man wird die gesellschaftlichen Untergründe entdecken, auf denen die Taten erwuchsen. Ist es Zufall, daß der weitaus größte Teil der verurteilten Kinder aus armen Familien stammt? Blutschande, Abtreibung, Ehebruch, — steigen da nicht unwillkürlich die entsetzlichen Wohnungsverhältnisse des Proletariats vor unseren Blicken auf, das Schlafgängertum, der Mangel an Betten ...? Vergehen gegen die Sonntagsruhe, Untreue, Urkundenfälschung und Betrug, — sehen wir da nicht vor uns das abgehetzte und ausgebeutete Heer der Bäckerjungen, Hausburschen, Laufboten, Rollmöpse, der kleinen Hausierer, Streichhölzer-, Blumen- und Hampelmann- und Fliegentütenverkäufer? Und dann, was soll es heißen, wenn man Kinder wegen Gotteslästerung, Hausfriedensbruch oder Majestätsbeleidigung verurteilt? Stellt sich eine solche Rechtsprechung nicht auf eine Stufe mit den mittelalterlichen Gerichten, die sogar Tiere verurteilten? Eine unheimliche demoralisierende Macht ist der Hunger. Wer nie seine Krallen in den Eingeweiden gefühlt hat, kann nicht ermessen, zu was für Taten er selbst den sittlich gefestigten, wohlerzogenen, besonnenen und aller Konsequenzen sich bewußten Menschen fähig macht. Nun gar erst das körperlich wie geistig verwahrloste, schlecht erzogene, ewig hungrige Kind der Armen!

Daß die Erwerbsarbeit der Kinder vielfach direkt oder indirekt die Ursache zu Gesetzesverletzungen ist, darf als eine erwiesene Tatsache gelten. Von den in der Strafanstalt Plötzensee internierten jugendlichen Straf-

gefangenen waren nach einem Bericht des Anſtaltslehrers Erfurt 70% früher erwerbstätig, in Straußberg 71%. Von den in England zur Zwangserziehung abgegebenen Kindern waren nach Lens 67% ehemalige Straßenverkäufer, die ſchon frühzeitig mit verdienen mußten und dabei allen Gefahren ihres Metiers ausgeſetzt waren. In der Kriminalſtatiſtik für das Jahr 1891 heißt es, „daß in Gebieten mit hoher induſtrieller Entwicklung und ausgedehnter Verwendung jugendlicher Arbeitskräfte auch die Kriminalität der Jugendlichen im Verhältnis zu der der Erwachſenen hoch iſt“, und Dr. Neumann meint im Handbuch der Hygiene, daß dies — abgeſehen von der aus den äußeren Arbeitsverhältniſſen ſich oft unmittelbar ergebenden moraliſchen Gefährdung — auf ſittliche Schädigung durch frühzeitige Kinderarbeit hinzudeuten ſcheine. Nicht alle erwerbstätigen Kinder ſind verdorben, ſchreibt Agahd, aber ſittlichen Gefahren ſind die meiſten ausgeſetzt. Notdürftig genährte Kinder verfallen leicht der Verſuchung zum Diebſtahl. Wieviel Unterſchlagungen aus Not mögen vorkommen. Wie oft mag der Semmelbeutel vom Frühſtücksträger ſelbſt entwendet werden, — der kleine Bruder daheim ißt auch gern einmal Weißbrot. Man ſehe ſich doch den moraliſchen Anſchauungsunterricht an, den der Laufburſche unter halbwüchſigen Arbeitern in der Werkſtatt, der Kegeljunge unter halbbetrunkenen Kegelbrüdern, der Zapfburſche in der Schankwirtſchaft, der Kuhjunge oder Kleinknecht in den landwirtſchaftlichen Betrieben, das dienende Mädchen unter Knechten und Mägden genießt. „Welche Dinge“, ſagt Dr. Tippmann, „hört und ſieht es da bei ſeiner Beſchäftigung! Wie wird es mit Verhält-

niſſen bekannt und lernt auf Erſcheinungen achten, die ſeinem Auge beſſer noch lange verborgen geblieben wären! Darf es uns dann wundernehmen, wenn ſein ſittliches Gefühl abgeſtumpft, wenn ſeine moraliſche Widerſtandsfähigkeit geſchwächt wird? Hat es Gelegenheit, oft Untreue und Betrug zu beobachten, ſo wird ſich in den meiſten Fällen auch bei ihm der Hang zu Lug und Trug herausbilden; führt es ſeine Tätigkeit regelmäßig zuſammen mit rohen, unanſtändigen Menſchen, ſo werden Roheit und Flegelhaftigkeit auch bald an ihm zu beobachten ſein... Eine ganze Reihe von Fällen habe ich im Laufe von drei Jahren zu erledigen gehabt oder ſind durch das Gericht der Schule zur Kenntnis gebracht worden, in denen Laufburſchen oder in einem Geſchäft Tätige ihre Arbeitgeber betrogen haben. Augenblicklich ſchweben Strafverfahren bei der Staatsanwaltſchaft gegen nicht weniger als vier Schüler meiner Anſtalt. Einer hat aus dem Geſchäft, in dem er arbeitete, Waren geſtohlen, ein anderer hat als Laufjunge aus der Ladenkaſſe mehrfach größere und kleinere Geldbeträge genommen und einkaſſierte Gelder unterſchlagen, die beiden anderen haben in einer Buchhandlung fortgeſetzt Buchdiebſtähle ausgeführt — Gelegenheit macht Diebe." Finden die ſo gefährdeten Kinder in der Familie keine ſtarke Stütze, greift keine energiſche und geſchickte Erziehung bewahrend und beſſernd in ihren Wandel ein, ſo geht es raſch auf abſchüſſiger Bahn weiter, und manchem von ihnen öffnen ſich die Pforten des Gefängniſſes bald überhaupt nicht mehr.

Zur Vernachläſſigung durch die Familie kommt beim proletariſchen Kind als weiteres erſchwerendes Moment

die Vernachläſſigung durch die Schule. Als vor ungefähr zehn Jahren von Kutten- und Bäſſchenträgern der Vorwurf erhoben wurde, das Aufſteigen des Volkes zu höherer Bildung führe zur Sittenverderbnis, wies die deutſche Lehrerſchaft nach, in wie hohem Maße gerade umgekehrt der intellektuelle Tiefſtand des Volkes den beſten Nährboden für Unmoral und ſittliche Verwilderung bilde. Aus den ziffernmäßigen Nachweiſen für dieſe Tatſache ſeien nur einige hier wiedergegeben: Von den am 1. Oktober 1884 in den preußiſchen Gefängniſſen vorhandenen und bis 31. März 1897 eingelieferten männlichen Strafgefangenen waren aus Oſtpreußen 5,82% mehr vorhanden als man nach der Bevölkerungsziffer hätte erwarten ſollen, aus Weſtpreußen 19,8%, Poſen 39,6%, Schleſien 75,9% und Berlin, dem großen Sammelbecken für den Oſten, 70,9% mehr. Dagegen in allen anderen Provinzen weniger, in Hannover und Weſtfalen ſogar bis zu 50%. Dieſelbe Erſcheinung ließ ſich bei den weiblichen Strafgefangenen nachweiſen: Oſtpreußen 30,1%, Weſtpreußen 8,6%, Poſen 95,03%, Schleſien 122,8% mehr. Im Weſten iſt die Kultur älter, die Schule hat länger und intenſiver gewirkt, dank ihrer im allgemeinen viel beſſeren Verfaſſung, daher das höhere ſittliche Niveau. Im Oſten dagegen, in den Junkerdomänen, wo der Menſch nur als Arbeitstier gilt, das keinen Anſpruch auf Kultur und Geſittung hat, herrſcht ein erſchreckender moraliſcher Tiefſtand. Noch ein paar Zahlen aus der Kriminalſtatiſtik belegen dies: 1897 wurden im Regierungsbezirk Oppeln wegen Hausfriedensbruch 1135 Perſonen verurteilt, der zwölfte Teil der

wegen dieſes Delikts in Preußen überhaupt verurteilten Perſonen; wegen Nötigung und Bedrohung 918 Perſonen (15 % der Verurteilungen im ganzen Staat) und wegen gefährlicher Körperverletzung 5269 Perſonen (10 % der Geſamtziffer). Dieſer ſelbe Regierungsbezirk Oppeln hat nun aber auch ſo ziemlich die traurigſten Schulverhältniſſe in der preußiſchen Monarchie. In 132 Schulen kamen auf 1 Lehrer über 100 Kinder, in 76 bis 110, in 36 bis 130, in 21 bis 160 und in einer Schule ſogar 166. Ein anderes Beiſpiel: Wegen ſchwerer Körperverletzung und Meineids kamen 1898 in Sachſen 72,3 bzw. 1,5, in Berlin 126,8 bzw. 2,7 auf je 10000 Perſonen zur Verurteilung, dagegen in dem mit viel ſchlechteren Schul- und Bildungsverhältniſſen geſegneten Poſen 232,3, in Bayern gar 295,6. Aus Öſterreich, England und Amerika ließen ſich ähnliche Belege mit teilweiſe noch gravierenderer Beweiskraft heranziehen, um zu zeigen, daß die Schulverhältniſſe für die Kriminalität — in erſter Linie der Jugend — von mitbeſtimmendem Einfluß ſind. Jede Unterlaſſungsſünde der Geſellſchaft rächt ſich bitter; die Verwahrloſten erheben ſich gegen die Verwahrloſung. Das kann ſogar aus den edelſten Motiven geſchehen und doch zu unheilvollem Ausgange führen, wie ein Fall aus Wien bewieſen hat, wo ein 17jähriger Lehrling eine Greiſin mit einem Hammer erſchlug, um ihr 180 Gulden zu rauben, die er zum Ankauf von Büchern verwenden wollte. Man fand bei ihm zwei Zettel, auf denen ſeine Wünſche verzeichnet ſtanden. Wie klein, wie unſchuldig, und doch wie verlockend reich war die Welt, die ſich in dieſen Wünſchen malte:

Bücher.	fl.	kr.
Die Kaninchenzucht	1	—
Die Geflügelzucht	1	40
Aquarium	1	28
Die eßbaren Pilze der böhmiſchen Wälder	—	40
Das Einſieden, die Behandlung und Ausnützung des Obſtes	2	—
Das Düngen der Obſtbäume		
Die Metalle und deren Gewinnung	4	—
Chemiſch-techniſches Handbuch	5	20
Das Beizen und Lackieren des Holzes	2	—
Taſchenbuch	10	40
Elektrotechniſcher Führer	16	40
Konſtruktion und Behandlung der Elektromotoren	3	80
" " " " Akkumulatoren	3	60
Die Elektrizität und deren Anwendung	6	—
Muſterbriefſteller	4	—
	61	48

Meine Kleidung und Wäſche.

		fl.
1	Winterrock	20,—
1	Sonntagsgewand	20,—
2	Arbeitsanzüge	15,—
2	Sonntagshemden	4,—
6	Arbeitshemden	9,—
6	Paar Gatien (Unterhoſen)	9,—
6	Paar Fußſocken	2,—
6	Kragen	1,—
30	Summe	fl. 80,—

	Transport	fl. 80,—
3	Krawatten	1,—
2	Paar Manschetten	—,50
6	Handtücher	6,—
6	Stück weiße Taschentücher	1,—
6	rote Sacktücher	1,—
1	Sonntagshut	3,—
1	Arbeitshut	2,—
2	Hosenträger	1,—
1	Paar Sonntagsschuhe	7,—
2	Paar Arbeitsschuhe	10,—
1	Paar Hausschuhe	1,—
1	Paar Lederhandschuhe	2,—
1	Paar Baumwollhandschuhe	—,50
1	Uhr für die Arbeit	3,—
1	Uhr für Sonntag	10,—
1	Kleiderbürste	—,50
2	Stiefelbürsten	—,50
1	Schuhwichsbürste	—,20
1	Zahnbürste	—,20
1	Spiegel	—,30
1	Kamm	—,30
1	Regenschirm	2,50
1	Stock	—,50
1	Paar Manschettenknöpfe	—,50
6	Kragenknöpfe	—,10
81	Summe	fl. 134,60

Dem armen Tischlerjungen, der aus Böhmen gebürtig war und eine elende Schule besucht hatte, erschienen diese

paar beſcheidenen Wünſche auf Bücher und Kleider unerfüllbar, ſo daß er um ihretwillen zum Verbrecher wurde. Es iſt nichts Ausſchweifendes in ſeinen Wünſchen; keine Abenteuerluſt, keine Habgier, keine niedere Genußſucht ſprechen aus ihnen. Nur ein paar Bücher will er haben, die ſein Intereſſe an der Natur verraten, ein paar ordentliche Kleidungsſtücke, die er längſt haben würde, wenn er nicht ein armer Teufel wäre. Sie ſchienen ihm unerreichbar; er verdiente nichts, und niemand nahm ſich ſeiner an. Und da ihm auch kein väterlicher Rat zur Seite ſtand, der ſein Wohl bedacht und das Ungeſtüm der Wünſche auf ein vernünftiges Maß zurückgeführt hätte, verfiel der ſonſt gut geartete Knabe auf den abſcheulichen Gedanken, die alte Frau zu töten, die er kannte, und die ſo viel beſaß, daß er kaufen konnte, wonach ſein Herz ſich ſehnte. Nicht ohne Grund iſt der Fall hier in breiter Ausführlichkeit behandelt; er ſoll vor aller Blicken die Urſachen eines Verbrechens aufzeigen, das die Geſellſchaft hätte vermeiden können, wenn ſie ſich ihrer Pflicht auch gegen die letzten ihrer Glieder voll bewußt geweſen wäre. So haben ſträfliche Vernachläſſigung eines wiſſensdurſtigen Geiſtes, materielle Not und mangelhafte Fürſorge in der Altersperiode, wo die Fürſorge am nötigſten iſt, zu einer unſeligen Tat geführt.

Es iſt, von welcher Seite man auch an das Problem herantreten mag, immer letzten Endes die Geſellſchaft, die aus dem Widerſtreit ihrer ökonomiſchen und ſozialen Verhältniſſe jeden Tag das Verbrechen in tauſend Formen neu gebiert. Weil ſie ſich an der Jugend verſündigt, verſündigt ſich die Jugend wieder an ihr.

Die Gesellschaft ist denn auch, das bestätigt die aufgestellte Behauptung, zu vollkommener Machtlosigkeit dem Verbrechen gegenüber verurteilt. Je mehr Gesetze sie schafft, je eifriger sie die Strafbestimmungen verschärft und differenziert, je strenger sie über die Respektierung der Gesetze wacht, desto gewaltiger schwillt das Heer der Straffälligen an, desto komplizierter und kostspieliger gestaltet sich der Apparat der Gerichtsbarkeit und des Strafvollzugs, desto größer wird die Zahl der Korrektionsanstalten, Gefängnisse und Zuchthäuser. Bei Gefahr der Vernichtung ihrer eigenen Existenz darf die kapitalistische Gesellschaft das Bestreben ihrer Strafjustiz nicht darauf gerichtet sein lassen, den Ursachen der Vergehen und Verbrechen auf den Grund zu gehen, die Zusammenhänge zwischen Wirtschaftsleben, sozialer Ordnung und Verbrechertum zu erforschen und die letzten Quellen der Verbrechen ernstlich zu verstopfen. Sie müßte denn ihr ganzes Wesen verleugnen, alle wirtschaftlichen Voraussetzungen und sozialen Prinzipien ihrer Existenz und damit sich selbst aufgeben. Daher beschränkt sie ihre Tätigkeit dem Verbrechen gegenüber auf die Beseitigung der Symptome. So wenig sie den Gefährdeten zu bewahren, den Strauchelnden zu halten vermag, ist sie imstande, den Gefallenen aufzurichten, den Versinkenden wieder emporzuheben. Das Deprimierende dieses Zustandes absoluter Ohnmacht, das doppelt schwer ins Gewicht fällt bei einem Staatswesen, dessen Regierung fortgesetzt auf ihre Autorität pocht und felsenfest an ihre göttliche Sendung glaubt, offenbart sich besonders grell und erschütternd, sobald Jugendliche dieser Strafjustiz zum Opfer fallen. Hier,

wo die Kräfte der Erziehung einzuſetzen hätten, um Unreines aus dem Weſen der Kinder auszuſcheiden, Edles in ſie einzupflanzen, Tüchtiges aus ihnen zu machen, verſagt die hirn- und ſeelenloſe, brutale, aller ſittlichen Momente entbehrende Polizei- und Strafgerichtspraxis vollſtändig. Anſtatt die Irrenden und Fehlenden zu erziehen, mit Liebe und Freude zu umgeben, mit Vertrauen zu ſich ſelbſt zu erfüllen und ſie zu höherer Menſchwerdung emporzuführen, damit ſie als nützliche Glieder der Geſellſchaft ihre Kräfte und Fähigkeiten in den Dienſt des Menſchenwohls und Kulturfortſchritts zu ſtellen vermögen, legt man ihnen ausgeſuchte Qualen auf, ſchließt ſie von der Welt ab, überliefert ſie der Einſamkeit und hält ſie in einem demoraliſierenden Syſtem der Folterung und Peinigung gefangen. „Die Grauſamkeit, die man bei Tag und bei Nacht an Kindern im Gefängniſſe verübt," ſchreibt Oskar Wilde aus dem Zuchthauſe in Reading, „iſt unglaublich für alle, die ſie nicht ſelbſt mit angeſehen haben und die Brutalität des Syſtems nicht kennen. Die Menſchen unſerer Zeit wiſſen nicht, was Grauſamkeit iſt. Sie halten ſie für eine Art ſchreckliche, mittelalterliche Leidenſchaft. Aber die Grauſamkeit des Alltags iſt nichts weiter als Dummheit. Sie iſt der gänzliche Mangel an Fähigkeit, ſich ein Bild von den Dingen zu machen — des Verſtandes. Sie iſt in unſeren Tagen die Folge der ſtereotypierten Syſteme, der harten und feſten Geſetze, der Dummheit. Wo im modernen Leben der Beamte anfängt, hört der Menſch auf. Die Autorität iſt ebenſo gefährlich für die, die ſie ausüben, wie für die, gegen die ſie ausgeübt wird. Die Gefängnisbehörde und

das Syſtem, das ſie durchführt, iſt die urſprüngliche Quelle der Grauſamkeit, die an einem Kinde im Gefängnis verübt wird. Die Behandlung der Kinder iſt ſchrecklich, beſonders wo es ſich um Leute handelt, die die beſondere Pſychologie der Kindesnatur nicht verſtehen. Ein Kind kann eine Beſtrafung, die von einem einzelnen Individuum, ſo vom Vater oder vom Vormund, ausgeht, verſtehen und ſie mit einem gewiſſen Grad von Fügſamkeit ertragen. Was es aber nicht verſtehen kann, das iſt eine Beſtrafung von ſeiten der Geſellſchaft. Es kann ſich nicht vorſtellen, was das iſt: die Geſellſchaft ... Jedes Kind iſt dreiundzwanzig Stunden von vierundzwanzig in ſeiner Zelle eingeſperrt. Dies iſt das Schreckliche an der Sache. Daß ein Kind dreiundzwanzig Stunden im Tag in eine dunkle Zelle geſperrt wird, iſt ein Beiſpiel für die Grauſamkeit der Dummheit. Wenn ein Individuum, ein Vater oder Vormund, etwas der Art einem Kinde antäte, würde er ſtreng beſtraft werden. Der Schutzverein gegen die Kinderquälerei würde ſich der Sache annehmen. Auf allen Seiten würde ſich die lebhafteſte Entrüſtung über ſolche Grauſamkeit erheben. Aber unſere eigene gegenwärtige Geſellſchaft tut ſelbſt noch Schlimmeres, und für ein Kind, das von einer unverſtändlichen abſtrakten Gewalt ſo behandelt wird, für deren Anſprüche es keinen Verſtand hat, iſt ſolches viel ſchlimmer, als wenn es von ſeinem Vater oder ſeiner Mutter oder ſonſt einem Bekannten geſchähe. Die unmenſchliche Behandlung eines Kindes iſt immer unmenſchlich, von wem ſie auch zugefügt wird. Aber die unmenſchliche Behandlung, die von der Geſellſchaft ausgeht, iſt für das Kind ſchrecklicher,

weil es gegen ſie keine Berufung gibt. Ein Vater oder ein Vormund kann gerührt werden, ſo daß er das Kind aus dem dunkeln, öden Raum, in dem es eingeſperrt iſt, herausläßt. Aber ein Aufſeher kann das nicht ... Das Kind alſo, das von Leuten, die es nie geſehen hat, und von denen es nichts weiß, ſeinen Eltern entriſſen wird, das ſich in einer öden und abſtoßenden Zelle befindet, das von fremden Geſtalten beobachtet wird, das von den Vertretern eines Syſtems, das es nicht verſtehen kann, kommandiert und abgeſtraft wird, wird dem erſten und ſchlimmſten unter den Gefühlen, die das Gefängnisleben hervorbringt, zum Raub: dem Gefühl des Schreckens. Der Schrecken eines Kindes im Gefängnis iſt grenzenlos ... Wahr iſt auch, daß das Kind im Gefängnisleben ſehr verdorben wird. Aber nicht durch die Gefangenen, wie viele behaupten, — in Wahrheit geht der einzige wirklich menſchliche Einfluß, der im Gefängnis ausgeübt wird, von Gefangenen aus (ihre Heiterkeit unter ſchrecklichen Umſtänden, ihre Sympathie füreinander, ihre Beſcheidenheit, ihre Liebenswürdigkeit, ihr freundliches Lächeln, mit dem ſie ſich beim Begegnen begrüßen, die völlige Ruhe, mit der ſie ſich in ihre Strafe fügen, alles das iſt ganz wundervoll) — vielmehr geht der verderbliche Einfluß auf das Kind aus von dem ganzen Gefängnisſyſtem, vom Direktor, dem Geiſtlichen, den Aufſehern, der öden Zelle, der Iſolierung, der empörenden Ernährung, den Gefängnisvorſchriften, der Art, wie die Diſziplin ausgeübt wird, dem ganzen Leben."

Die erſchütternde Darſtellung der Gefängnisqual Jugendlicher aus der Feder Wildes, der ſelbſt hinter

Kerkermauern Jugend, Glück und Ruhm begraben müßte, hat in der bürgerlichen Geſellſchaft Europas nur ein ſchwaches Echo der Beſinnung, Einſicht und Umkehr geweckt. Zwar haben wir die bedingte Begnadigung, vereinzelt auch Jugendgerichtshöfe erhalten, aber noch ſind uns der Formalismus und die Buchſtabengerechtigkeit der Gerichtshöfe, die Weltfremdheit der Richter und die aus ihrem ſozialen Milieu erklärliche Klaſſenjuſtiz, noch ſind uns die Fäuſte der Polizeigewalt, die Zweckenſtiefel der Gefängnisdiſziplin, die Marterinſtrumente eines mittelalterlichen Strafvollzugs geblieben, die das Gefängnisweſen zu einer großen bureaukratiſchen Abtötungsmaſchinerie machen.

Das demokratiſche Amerika iſt uns hierin weit voraus. Vor allem hat es ſich eine Reform des Strafvollzugs an Jugendlichen angelegen ſein laſſen. In den „Reformatories" wird nicht von Schuld und Sühne, Vergeltung und Niederbeugung gepredigt. „Der Burſche oder das Mädchen haben gefehlt, es wird ihnen hier lediglich die letzte Gelegenheit an die Hand gegeben, auf den ordentlichen Weg zu kommen. Für das Leben ſollen die Inſaſſen erzogen werden, nichts in ihnen Lebendiges darf daher erſtickt werden, vielmehr ſind neue Lebensaufgaben ihnen zu reichen."

Im Anſchluß an den internationalen Gefängniskongreß in Waſhington haben die Vertreter verſchiedener Staaten eine Studienreiſe durch amerikaniſche Gefängniſſe gemacht, worüber Stammer berichtet. Er zollt der Behandlung der Jugendlichen in bezug auf Organiſation und Methode das höchſte Lob. Die Ge-

fangenen in den Reformatories ſind bei Tage zuſammen, nachts in Einzelhaft. Zu Hunderten machen die Jugendlichen bei Tage nach Klavierbegleitung ohne Kommando in einem Turnſaal Freiübungen. „Der Wille wird unterordnet, der Körper gebogen, die Muskeln geſteift, die Sehnen gereckt. Die Muſik ſpielt immer weiter, taktmäßig ſchreiten die Übungen fort, es gibt kein Nachklappen, weil der Rhythmus alle erfüllt, und keine Diſziplinloſigkeit, weil die Maſſenſuggeſtion alle mit fortreißt ... Als die Übung beendet war, blickte man in helle Augen. Wogender Atem und feuchte Haut beſtätigten, daß hier kein Spiel getrieben, ſondern Kraft geweckt und Arbeit geleiſtet war.“ In hellen, luſtigen Arbeitsſälen wird gearbeitet. Planmäßig wird das individuelle Bedürfnis der Ausbildung zugrunde gelegt. Es wird eine tüchtige Berufsausbildung erſtrebt — Schloſſer, Tiſchler, Setzer, Maurer uſw. —, es ſoll keine bezahlte Arbeit geleiſtet werden. Wer nicht alle Kräfte anſtrengt, wird mit „Zeitverluſt“ beſtraft; das heißt er muß länger in der Anſtalt bleiben. Für die Freizeit iſt Spiel und Zeitungleſen geſtattet.

Noch vollkommener ſind die Präventivmaßnahmen: Knaben- und Mädchenſchulen, landhausartig gebaut, denen von den Jugendgerichten Kinder von 10 bis 16 Jahren überwieſen werden, die ſich an den Geſetzen verſündigt haben. Friſche, blühende Kinder bewohnen zu je 20 die Häuschen, unter der Pflege eines Hausvaters und einer Hausmutter, die ſie in allen Zweigen einer Induſtrie oder der Land- und Hauswirtſchaft ausbilden. Jedes Haus bildet eine Familie. Keine Mauern, keine Gitter;

Freiheit ringsum, Veranden, Blumen, Haustiere. Man treibt Tier- und Obſtzucht; alljährlich werden auf einer Ausſtellung die beſten Tiere prämiiert. „Man muß es geſehen haben, wie ein kleiner Strick von 16 Jahren das ſelbſt gezogene Fohlen im Geſchirr vorfuhr, wie ein anderer, kaum drei Käſe hoher Junge mit ſeinem preisgekrönten Bullen fertig wurde, ein dritter mit ſeinen Milchkühen Triumphe einheimſen konnte, ein anderer mit ſeinen Tauben, ſeinen edelraſſigen Hunden, ſeinen faſt zentnerſchweren Melonen. Ein ſprühendes Leben, ein Vorwärtsſtreben und Vorwärtsdrängen teilte ſich einem jeden von uns ausnahmslos mit. Ein Rechtsanwalt aus Kiew verſicherte mir, ihm ſeien Tränen in die Augen getreten; mir ſelbſt war es nicht anders gegangen. Das hier zur Durchführung gebrachte Syſtem ändert den Lebenszweck der Kinder, denn es ſchafft einen Lebenszweck. „Das Beſte, was ich Ihnen zeigen kann, ſind meine Jungens," konnte ſtolz der Leiter der Anſtalt ſagen, und wenn man den Kindern in die Augen ſah, erfaßte man es und verſtand die ſich allgemein mitteilende innere Bewegnng. 50 ſolcher kleiner Kinderkolonien waren in der Induſtry vorhanden, ſie bedecken einen Raum von etwa ſechs Kilometer Länge und vier Kilometer Breite. Jede Kolonie . . . hat ihre Feld- und Viehwirtſchaft, die ſie gleich Farmern ſelbſt beſtellt und beſorgt." Man denke bei dieſer Schilderung eines preußiſchen Strafanſtaltsbeamten an die teufliſchen Fürſorgeanſtalten der deutſchen Prügelpaſtoren und vergleiche dieſe mißhandelte und vernichtete Jugend mit den freien Jungens der amerikaniſchen Beſſerungsſchulen, mit ihrem „etwas reichlichen Luxus"

der Bauausführung, den Lehn- und Schaukelstühlen in den Wohnzimmern der „Sträflinge", dem Bilderschmuck an den Wänden, der achtstündigen Arbeitszeit.

Das System der unbestimmten Verurteilung findet bei Stammer bedingungslose Zustimmung. „Wer bei uns das Strafhaus betritt," schreibt er, „geht ein ohne einen Hoffnungsschimmer für die Zukunft. Das Gericht hat das Strafmaß festgesetzt ..., hundertfach variierend nach Provinz und Gau, Auffassung, Erfahrung und Gewohnheit. Das Urteil ist gesprochen und den Delinquenten alle Hilfe abgeschnitten; auch die Hilfe aus sich selbst heraus durch eiserne Kraft und Läuterung des Willens und Wollens ... Dieser lähmenden, monotonen, bedrückenden Folge unseres bestimmten Strafurteils stehen gegenüber die segensreichen Folgen der unbestimmten Verurteilung in Amerika ... In der unbestimmten Verurteilung liegt der Schlüssel zu der guten Disziplin, die in den amerikanischen Gefängnissen anzutreffen ist; Dunkelarrest und Fesselungen oder gar Peitsche und Knute gibt es — wenigstens in den Reformatories — überhaupt nicht. Das Kollegium des Anstaltsgerichts erkennt auf „Zeitverlust" bis zum Höchstmaß von je sechs Monaten für jede Disziplinlosigkeit, und das ist heilsamer und wirkt geräuschloser als Kettengeklirr."

Zur unbestimmten Verurteilung gehört die bedingte Entlassung. „50 bis 60 Gefangene werden im Durchschnitt monatlich aus den Reformatories auf Parole entlassen und zirka 10 Gefangene wegen schlechten Betragens monatlich wieder zurückgeholt. Monatlich muß ein jeder über sich und sein Ergehen an die Anstaltsverwaltung

berichten, er darf sich des Telephons dazu bedienen, und telephonisch wird gegebenenfalls auch kontrolliert, ob die Angaben richtig sind. Drei bis vier Jahre dauert die Parole. Wer sie gut übersteht, ist endgültig frei und erhält vom Gouverneur seines Staates den Bürgerbrief."

Den amerikanischen Fortschritten auf dem Gebiete des Gefängniswesens und Strafvollzugs hat Deutschland nichts an die Seite zu setzen. Erst vor ein paar Jahren ließ der große Plötzensee-Prozeß die Außenwelt Blicke werfen in die schauerliche Nacht unserer großen Strafanstalten, in denen noch die Tortur von Keller- und Lattenarrest geübt wird und die „vierte Form" der Beköstigung selbst robuste Naturen langsam und qualvoll zugrunde richtet. Die bejammernswerte Jugend, die in diese steinernen Gräber geworfen wird, ist für alle Zeit der Menschheit und der Kultur verloren.

Das Ende in Verzweiflung

Wenn das arme Proletarierkind von allem Lebensmut verlassen ist, wenn alle Wege ins Trostlose sich verlieren und alle Hoffnungssterne verlöschen — dann bleibt ihm noch eine Zuflucht, eine Rettung: es macht seiner Daseinsqual mit eigener Hand ein jähes Ende.

„Wem es nicht paßt, der kann gehen!" So lautet der protzig-freche Zuruf, den der kapitalistische Brotherr seinen Arbeitssklaven ins Gesicht schleudert, wenn sie an der Kette zu rütteln wagen, an die sie geschmiedet sind.

„Wem es nicht paßt, der kann gehen!“ So höhnt auch das Schickſal in ſeiner unergründlichen Erbarmungsloſigkeit den Ratloſen, Verzweifelten zu.

Und das Proletarierkind, deſſen Lebenskraft zu zermürben wenige kurze Jahre dieſer göttlichen Welt genügt haben, es antwortet kurz entſchloſſen, trotzig kurz und bündig wie ſein Vater: „Gut, ſo gehe ich!“

Dann berichten die Tagesblätter von Verzweiflungstaten, die das Herz erbeben machen. Meiſt nur fünf, ſechs Zeilen im nüchternſten Reporterſtil, und doch ſchließen ſie die Tragödie eines ganzen Menſchenlebens in ſich ...

Da hat ſich ein Kind aus Furcht vor Strafe erhängt ... dort hat ſich ein zweites aus dem Fenſter geſtürzt ... ein drittes, viertes hat ſich ertränkt, erſchoſſen, vergiftet, vom Zuge überfahren laſſen ...

„Welch grauſiger Widerſpruch liegt darin, daß ein Kind, zum freud- und unſchuldsvollen Lebensgenuß eigens beſtimmt, ſelbſtmörderiſch durch eigene Hand aus dem Leben ſcheidet. Nur die allerwenigſten Menſchen werden zum Nachdenken über die entſetzliche Tragik dieſer Tatſache und über die ſchwere Anklage gegen die Geſtaltung des modernen Geſellſchaftslebens angeregt.“

Bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts kannte man Kinderſelbſtmorde kaum; aus faſt allen Ländern — Preußen, Frankreich, England, Italien uſw. — wird dies bezeugt. Nur ganz vereinzelte Fälle, die als etwas Unerhörtes galten, kamen vor, ſo in Berlin von 1788 bis 1797 ein einziger Fall. Im nächſten Jahrzehnt waren es ſchon drei. Quetelet, der Schöpfer der ſtatiſtiſchen Maſſen-

beobachtung, wies als erster auf die allmähliche Zunahme der Kinderselbstmorde hin. Und 1825 klagt Dr. Casper in seinen Beiträgen zur medizinischen Statistik: „Nirgends zeigt sich die Schattenseite der Kultur wohl greller, als wenn wir die fast unglaublich scheinende Zunahme der Kinderselbstmorde in der neuesten Zeit betrachten“ und 1846 in seinen Denkwürdigkeiten: „Die Kinderselbstmorde sind überall in der Monarchie in der neueren Zeit in so steigender Häufigkeit vorgekommen, daß es ermüdend wäre, auch nur einen Teil solcher Fälle hier bekanntzumachen.“ Es war kein Zufall, daß diese Erscheinung parallel ging mit der rapiden Entwicklung des Kapitalismus und der gewaltigen Ausdehnung der industriellen Frauen- und Kinderarbeit, die, wie wir wissen, für das Proletariat ganz neue Formen der Lebensgestaltung schufen. Die Statistik sah wohl die Tatsache des Anwachsens der Kinderselbstmordziffern, aber sie erkannte nicht die ökonomischen Untergründe und sozialen Zusammenhänge, deren Ausdruck diese sind.

In den Jahren 1869 bis 1873 kam im jährlichen Durchschnitt auf 666028 Kinder ein Selbstmord, in den Jahren 1894 bis 1898 schon auf 497815 Kinder. Allein in Preußen sind in den drei Jahrzehnten insgesamt 1708 Kinder (1346 Knaben und 362 Mädchen) durch Selbstmord aus dem Leben geschieden. Eine ganz ungewöhnlich hohe Ziffer in dieser trüben Statistik weist das Königreich Sachsen auf; hier kam im Jahre 1900 nach Dr. Krell auf 100 Selbstmorde, 1902 sogar schon auf 42 Selbstmorde ein Kinderselbstmord. Dabei gilt für die Statistik der Kinderselbstmorde, wie Dr. Baer betont, in

beſonderem Maße, „daß ihre Zahl in Wirklichkeit größer iſt als die offiziell ermittelte.“

Dem Lebensalter nach ſtehen die meiſten der jugendlichen Selbſtmörder zwiſchen dem 13. und 15. Jahre, bei den Knaben ca. 43%, den Mädchen ca. 75%. Dies dürfte auf die beginnende Geſchlechtsreife und die damit zuſammenhängende Einwirkung auf das Seelen- und Gemütsleben zurückzuführen ſein, wodurch die Auslöſung vorhandener Dispoſitionen erleichtert wird. Im allgemeinen tritt die Neigung zum Selbſtmord bei Knaben früher auf als bei Mädchen; bis herab zu $3^1/_2$ Jahren ſind Fälle von Selbſtmord bekannt, und keineswegs vereinzelt.

Ungleich wichtiger als die Ermittelung der Selbſtmordhäufigkeit iſt die Ergründung der Motive, die zum Selbſtmord führen. Beſonders die Kinderſelbſtmorde ſtellen ein der wiſſenſchaftlichen Durchforſchung und Erſchließung noch dringend bedürftiges Gebiet dar. Dem Pſychiater und Pſychologen, Soziologen und Ethiker, Pädagogen und Nationalökonomen, nicht zuletzt dem Politiker und Geſetzgeber, eröffnen ſich hier weite Arbeitsgebiete.

Ein geſundes, widerſtandsfähiges, wohlerzogenes Kind, ſo hat man geſagt, wird wohl nur in den allerſeltenſten Fällen den Gedanken des Selbſtmordes faſſen. Mag ſein. Aber, wo haben wir geſunde, widerſtandsfähige, wohlerzogene Kinder in einer Zeit, da der Kapitalismus Geſundheits- und Lebenskraft, Familie und Erziehung für Millionen und Abermillionen von Grund aus zerſtört? „Nach Hunderttauſenden zählen die geſchwächten Schöß-

linge, die mit verminderter Lebensenergie zur Welt kommen, in denen Alkoholismus, Ausschweifung, Krankheit, Armut und Überarbeitung der Eltern eine geringe Widerstandskraft für den Lebenskampf erzeugten. Oftmals können sorgfältige, liebevolle Erziehung, gute äußere Umstände einen Ausgleich herbeiführen, oft auch bleibt wenigstens der Anstoß zu einem tragischen Abschluß fern. Treten aber an solche Kinder mit den reizbaren Nerven, dem unausgeglichenen, oft überempfindlichen Gemütsleben weitere Schädigungen und Kümmernisse heran, so ist der Weg zur Tragödie vorgezeichnete." Die Lebensbedingungen des Proletariats sorgen dafür, daß für seinen Nachwuchs in zahllosen Fällen die Tragödie sich vollendet. Mögen Geisteskrankheit, psychopathische oder konstitutionelle Minderwertigkeit, angeborene oder erworbene Schwäche des Nervensystems oder krankhafte Affekte zur Tat führen, oder mögen die Veranlassungen dazu von außen her an das Kind herantreten, — immer wird man zuerst an das soziale Milieu des Kindes denken müssen, wenn man sich anschickt, die Schleier zu lüften, hinter dem ein düsteres Schicksal alle jene dünnen Lebensfäden zerriß.

Sachsen, das Land der ökonomischen Ausbeutung par excellence, bietet mit seiner ungewöhnlich hohen Kinderselbstmordziffer beachtenswerte Fingerzeige. Marschiert es nicht schon mit seiner Säuglingssterblichkeit an der Spitze? Ist in seinen Industrien nicht der höchste Prozentsatz Frauen der Erwerbsfron versklavt? Weist es nicht eine Kinderarbeit von wahrhaft erschreckendem Umfange auf? Und die Unehelichen, die Kranken, die Schwachsinnigen, die sittlich Gefährdeten und Verwahrlosten — wo begegneten

wir ihnen in größeren Heerlagern und unüberſehbareren Marſchkolonnen? Ein Wunder fürwahr, wenn Sachſen nicht auch mit ſeiner Kinderſelbſtmordhäufigkeit an erſter Stelle ſtünde! Die Segnungen des kapitaliſtiſchen Wirtſchaftsſyſtems laſſen den Körper dieſes kleinen, bienenfleißigen und doch ſo geplagten Volkes aus tauſend ſchmerzvollen Wunden bluten. Beſonders die Elendsgebiete der Hungerinduſtrien — der Weber im Mülſengrunde und in der Oberlauſitz, der Spitzenklöpplerinnen, Poſamentenmacher und Spielwarenſchnitzer im Erzgebirge, der Blumenarbeiterinnen und Strohhutnäherinnen in der Sächſiſchen Schweiz — eröffnen wahre Abgründe phyſiſcher und pſychiſcher Degeneration.

Da wächſt ein ſchwaches, ſieches, zwerghaftes, durch chroniſchen Hunger, Krankheit und frühe Arbeit verkümmertes Geſchlecht heran, bei dem religiöſe Schwarmgeiſterei, Sektenfanatismus, Spiritismus und ähnlicher Unfug einen nahrhaften Wurzelboden finden und religiöſer Wahnſinn in allen Variationen gedeiht. Schon 10- und 12jährige Kinder treten als Medien auf, werden als himmliſche Sendboten bewundert, zerrütten ihre Nerven und legen ſchließlich Hand an ſich. Andere ſind von Geburt an ſchwachſinnig oder gelangten zu dieſem unſeligen Erbteil der Armut infolge Krankheiten konſtitutioneller oder infektiöſer Art, durch Schädeltraumen, Alkoholismus des Vaters, Unterernährung uſw. Schwachſinnigen Kindern aber iſt die Schule — jeder weiß, warum — ein Ort des Schreckens und der Pein. Sie können dem Unterricht nicht folgen, genügen den Anſprüchen des Lebens nicht, werden von ihm, weil er die

Urſache des Mißerfolgs nicht erkennt, als „Faulpelze“ und „Dummköpfe“ geſcholten, verhöhnt, geſtraft, mit Prügeln traktiert. Zu Hauſe bleibt nicht genug Zeit für die Schulaufgaben; da heißt es ſpulen oder abrippen, Schachteln machen, klöppeln oder Kinder warten. Eines Tages iſt das arme Geſchöpf ſeiner Marter entflohen. Es treibt ſich planlos umher, meidet die elterliche Wohnung, ſchwänzt die Schule, wagt ſich nicht zurück, wird von Furcht und Angſt gepackt, weiß weder aus noch ein, — da macht es Schluß mit ſeinem Leben. Was ſoll der Schrecken ohne Ende, beſſer ein Ende mit Schrecken!

Die letzte auslöſende Urſache iſt faſt immer ein melancholiſcher Affekt, eine aufs äußerſte geſteigerte Schmerz- und Unluſtempfindung. Rohe Züchtigung, harte und ungerechte Behandlung durch grauſame Eltern oder gewiſſenloſe Pfleger, die der Pſyche des Kindes verſtändnislos gegenüberſtehen, laſſen oft blitzſchnell den Entſchluß zur Tat reifen. In anderen Fällen genügt ſchon die Androhung oder Erwartung einer Strafe, die Schande über eine Unart oder ein Verbrechen, die Verzweiflung über ein Unglück. Durand-Fardel vertritt die Anſicht, daß Mißhandlung die häufigſte Urſache der Kinderſelbſtmorde bilde; Ferriani, der bedeutende italieniſche Kinderpſychologe, erblickt in der Furcht vor der Schule das in den allermeiſten Selbſtmordfällen ausſchlaggebende Motiv. Vielleicht drücken beide, Durand-Fardel und Ferriani, ein und dieſelbe Sache durch zwei verſchiedene Namen aus.

Eingehendere Unterſuchungen ſpeziell der Schülerſelbſtmorde haben Guttſtadt und Eulenburg auf Grund umfangreicher Materialien vorgenommen und dabei ge-

funden, daß Examenplage, Verſetzungsfieber und Zenſurenangſt einen beträchtlichen Prozentſatz jugendlicher Perſonen in den Tod treiben. Aber dieſe Wirkungen treten in der Hauptſache nur bei Schülern höherer Lehranſtalten alſo Kindern der Bourgeoiſie, auf. Da ſpielen Ehrgeiz, Scham über Nichtverſetzung, geſteigerte Nervoſität in der Examenszeit uſw. eine große Rolle. Wenn man dagegen die jugendlichen Selbſtmörder der Volksſchulſphäre ins Auge faſt und den Anteil der Schule an der Urſache ihres traurigen Schickſals unterſucht, konzentriert ſich die Menge und Vielartigkeit aller Einwirkungen ſchließlich in dem einen Motiv: Furcht vor Strafe. Der abſcheuliche Schulbakel, der zur Schande unſerer geprieſenen Erziehungskunſt noch immer Herrſchaftsrecht in den Schulkaſernen und auf den Schulkaſernenhöfen genießt, hat ſicherlich die meiſten Kinder in den Tod gejagt. Es iſt bezeichnend, daß in einer offiziellen Statiſtik Preußens von 1883/88 nur zwei Kinder aus höheren Schulen, wo nicht geprügelt wird, dagegen 68 Kinder aus Volksſchulen (43 % der Knaben und 65 % der Mädchen) verzeichnet ſind, die „aus Furcht vor Strafe“ in den Tod gingen. Auch in anderen Statiſtiken hat ſich bei genauerer Nachprüfung herausgeſtellt, daß es ſich in zahlloſen Fällen, wo „Furcht vor Strafe“ als Selbſtmordmotiv angegeben war, immer um Schulſtrafen gehandelt hat. Baer teilt ſieben Fälle mit, daß ſich Kinder, die die Schule geſchwänzt hatten, aus dem Fenſter ſtürzten. Eulenburg ſtellt 35 von ihm geſammelte Selbſtmordfälle von Schülern zuſammen, wovon bei 12 Schläge, Furcht vor Schlägen, Drohungen mit Schlägen uſw. die Selbſtmordurſache

bildeten. Wer aufmerksam und regelmäßig Zeitungen liest, kann fast jeden Tag Meldungen und Feststellungen begegnen, die in gleicher oder ähnlicher Weise die Schule belasten. „Je roher und ungezügelter die Strafdisziplin des Lehrers ist," führt Baer aus, „je mehr das Kind sich vor den harten Züchtigungen und Mißhandlungen ängstigt und fürchtet, desto begründeter ist der Vorwurf, dem man diesem System wegen des Vorkommens von Kinderselbstmorden zu machen berechtigt ist." Und Eulenburg schreibt: „Die Beziehung des Schülerselbstmordes zur Schule ist die allertraurigste, wenn die Furcht vor der Schulstrafe die Kinder in den Tod treibt."

Die zünftige Pädagogik ist geflissentlich bemüht, sich von der schweren Anklage nach Möglichkeit rein zu waschen. Aber wer selbst die Volksschule besucht hat oder auf andere Weise zu Einblicken in den Lehrbetrieb dieser Abrichtungs- und Drillanstalten gelangt ist, der weiß, daß da Hiebe wie das tägliche Brot sind, und daß oft um nichtigster Lappalien willen und aller pädagogischen Einsicht entgegen die barbarischsten und kränkendsten Züchtigungen verhängt werden. Prof. Forel sagt: „Die Schule gleicht vielfach einem kleinen Zuchthause oder einer Strafanstalt für Kinder. Statt daß man die Kinder anzieht, tut man alles, um sie davon abzustoßen ... Verbote umgeben den Aufenthalt in diesem Kinderzuchthause." Und Prof. Gurlitt schreibt: „Man fragt, woher die vielen Schülerselbstmorde kommen? Mit größerem Rechte könnte man fragen, weshalb so wenige vorkommen. Denn zu ertragen ist unsere Schule doch eigentlich für niemanden. Wenn die Jugend nicht mit einer guten Portion

von Leichtſinn und mit einer ſchier unverwüſtlichen Lebensfreudigkeit ausgeſtattet wäre, ſo würde ſie nicht einzeln, ſondern in Gruppen den Tod ſuchen.“ Das ſind nur wenige, aber unerſchrockene und ehrliche Stimmen, die einer erſchütternden Wahrheit mit ſchlagenden Worten Ausdruck geben.

Die ſchwerſte Schuld trägt freilich das Syſtem der ſozialen Ordnung, das die Klaſſenſchule als Zwangsinſtitut zu geiſtiger und ſeeliſcher Knechtung des proletariſchen Nachwuchſes und den Prügelpädagogen als ihren Repräſentanten ſchuf.

In frühen Kindheitstagen ohne die wärmende Sonne, die glücklicheren Kindern den Lebensfrühling vergoldet, dann immerfort um das heilige Recht des Menſchen an ſeiner Jugend betrogen, belaſtet mit der Mühſal ſchwerer und harter Sklaverei, beſudelt mit dem Kote des Laſters — endet das proletariſche Kind, noch unerblüht und unentfaltet, aber doch ſchon von rauhen Stürmen zerzauſt, entblättert und gebrochen im Schoße der gütigen Mutter Erde, die es liebevoll aufnimmt, warm und weich zudeckt und die Züge des Entſetzens und der Verzweiflung von dem bleichen greiſenhaften Antlitz wiſcht . . .

Schluß

Früher als die bürgerliche Jugend wird das proletariſche Kind flügge und verläßt das Neſt der elterlichen Fürſorge und Obhut, — einer Fürſorge, die nicht immer ſeinen Hunger zu ſtillen und ſeine Blöße zu decken vermochte, einer Obhut, die es blutenden Herzens den

Gefahren der Einsamkeit, den Verführungen und schlechten Einflüssen der Straße überlassen mußte.

Mit dem Austritt aus der Schule hört das proletarische Kind auf, Kind zu sein. Es wird jugendlicher Arbeiter. Verdient Lohn. Gewinnt eine gewisse wirtschaftliche Selbständigkeit. Steht bald allein auf eigenen Füßen. Den Familienverband braucht es ökonomisch nicht mehr. Darum will es ihm auch kein Opfer an Freiheit und Selbständigkeit mehr bringen. Es verläßt die Wohnung der Eltern und bezieht eine Schlafstelle. Und während die Jugend der wohlhabenden Bevölkerungsschichten noch jahrelang die Pflege und Überwachung durch Familie und Elternhaus genießt, stehen Millionen von Knaben und Mädchen im Kampfe um Lohn und Brot. In großen Scharen bevölkern sie Werkstätten, Fabriksäle, Arbeitsplätze und Kontore. Für sie gibt es keine Vorbereitung für den Lebensberuf, keinen Besuch einer höheren Schule, keine Erziehung zur Hausfrau durch Institute und Pensionate. Für sie heißt es nur: arbeiten, verdienen!

Die Lebens- und Arbeitsverhältnisse, in die sie gelangen, setzen sie den größten körperlichen, geistigen und sittlichen Schädigungen und Gefahren aus. Der unersättliche Malstrom der Industrie verschlingt, was ihnen an gesundheitlicher Widerstandskraft, geistiger Selbstständigkeit und Eigenart und sittlichem Vermögen aus dem Jammer der Kinderjahre verblieben ist. Der Staat hat noch keinen durchgreifenden Schutz der arbeitenden Jugend gegen die kapitalistische Ausbeutung geschaffen. Eine einzige reichsgesetzliche Verordnung bestimmt, daß

Jugendliche unter 16 Jahren in gewerblichen Betrieben mit mehr als zehn Arbeitern nicht länger als 10 Stunden täglich arbeiten dürfen. Zehn Stunden täglich und 14—16jährige Kinder — das nennt sich Jugendschutz! Das Profitinteresse des Kapitals verhöhnt alle Gebote der Hygiene und tritt alle Forderungen der Pädagogik mit Füßen. Dabei genießt die große Masse der im Handwerk beschäftigten Jugendlichen noch nicht einmal diesen armseligen Schutz. „In dem Verzweiflungskampfe des untergehenden Kleinhandwerks um seine Existenz spielt die Lehrlingszüchterei und Jugendausbeutung eine große Rolle. Arbeitszeiten im Handwerk mit dem goldenen Boden von 14, 15 Stunden täglich sind keine Seltenheit. Im Handelsgewerbe liegen die Verhältnisse gleich traurig. Wohnt der Jugendliche in Kost und Logis, so weiß er nie, wann die Arbeit anfängt und wann sie aufhört. Von der Lage der jugendlichen Landarbeiter braucht nicht gesprochen zu werden. Arbeitszeit von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, im Winter noch länger. Keinerlei Freiheit und Rechte.“ So lebt die arbeitende Jugend Deutschlands, ungeschützt und maßlos ausgebeutet, unter unsäglich traurigen Verhältnissen. Ein paar Wochen und Monate genügen, um dem jungen Menschen, der eben noch die Kinderschuhe austritt, die düstere Ahnung seiner Schuljahre zur schmerzlichen und niederdrückenden Gewißheit werden zu lassen: daß er zum Arbeiten und Beherrschtwerden bestimmt ist, daß er als lebenslänglicher Lohnarbeiter im Schatten der Sorge und der Not durch ein hoffnungsloses Dasein schreiten muß, daß das graue kahle Elend des elterlichen Haushalts, dem er aufatmend

entflohen, früher oder ſpäter zum Elend ſeines eigenen Haushalts werden wird ...

Da erfährt das Schickſal ſeiner Klaſſe in ihm ſeine Wiederholung und Verjüngung: Aus dem Bewußtſein der Erniedrigung erwachen ihm im tiefſten Innern tatkräftige Impulſe der Aufrichtung und Erhebung.

Er wird die Ketten zerbrechen! Sein Schickſal meiſtern! Eine beſſere Zukunft erkämpfen!

Und auf ſchnurgeradem Wege mündet ſeine Gefühls- und Gedankenwelt ein in den Strom der großen proletariſchen Bewegung ...

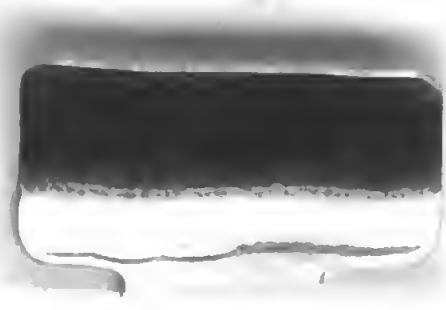
Druck von Hesse & Becker in Leipzig
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim
Einbände von E. A. Enders, Großbuchbinderei, Leipzig

Digitized by Google

Druck von
Hesse & Becker
in Leipzig

89085120574

b89085120574a



Digitized by Google

89085120574

B89085120574A